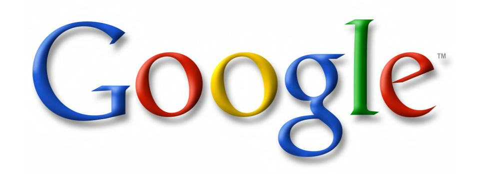
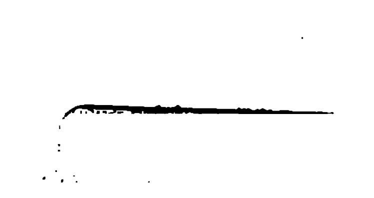












Vorlesung uber den Styl, oder praktische
Anweisung zu einer guten Schreibart mit
Beispielen

pages 351, 352 missing

Vorlesungen über den Styl

oder

praktische Anweisung zu einer guten Schreibart in Beispielen aus den vorzüglichsten Schriftstellern

von

Karl Philipp Moritz,

weil. Königl. Preußischem Hofrath und Professor, ordentlichem Mitgliede der Königl. Akademie der Wissenschaften und des Senats der Akademie der bildenden Künste zu Berlin.

Zweiter Theil.

Berlin, 1794.
bei Friedrich Vieweg, dem ältern.



Vorrede.

Der Verfasser des Werks über den Styl, von welchem hier dem deutschen Publikum der zweyte Theil vorgeleget wird, ist nicht mehr. Der Streich des Todes traf ihn, gleichsam noch mit dem Meißel in der Hand, bey der Ausarbeitung der ersten Abschnitte dieses zweyten Theils; — und das Werk blieb — Torso.

Ein Mann von namenlosem Namen, der sich am Ende dieser Vorrede unterzeichnet, wagte es, von dem Hrn. Verleger aufgefordert, den vortreflichen Ueberbleibseln des verstorbenen Meisters, so viel von seinem eigenen anzufügen, daß derjenige, der die Ueberbleibsel betrachtet, ein Ganzes wenigstens ahnden sollte.

Die Abschnitte von S. 1 — 128 sind das Gebilde der Hand des vortreflichen Künst-

lers: alles übrige bis zu Ende ist unbedeutender Anschluß von diesem ungeübten Meißel.

Gern hinge ich an diesem Torso noch ein kleines Denkmal meiner Verehrung, und und zugleich meiner Dankbarkeit gegen den Früh-erblaßten auf. Ich kannte und schätzte ihn persönlich. Einige lehrreiche Bemerkungen, die er mir bey der Ausarbeitung eines Werkes, das mich seit einigen Jahren vorzüglich beschäftigte, schon vor mancher Zeit mitgetheilt, erinnern mich nicht ohne Rührung an meine einstweilige Bekanntschaft mit ihm. Und als ich neulich die Handschrift zweyer mir so werthen Männer, als Moritz, und der nach ihm verstorbene verdienstvolle Inspektor in Züllichau, Herzlieb, mir waren, auf meinem Schreibepult vor mir liegen sahe: (indem ich beyder Anmerkungen zur Borussias, mit einander verglichen und zusammengeordnet, so eben dem Druck überliefern, und dem Werk selbst anschlie-

ßen wollte): da rollten mir Thränen der Wehmuth auf die Urne der beyden Edlen nieder.

Aber die engen Grenzen einer Vorrede verstatten mir nicht, meiner Pflicht und meinem Herzen genug zu thun, und mich über Verdienst und Charakter des Verfassers so mancher schätzenswürdigen Werke der deutschen Litteratur zu verbreiten. Ueberdem hat schon die feine Hand des Herrn Professor Meyer aus Göttingen bey der Herausgabe des Moritzischen Fragments: „Caecilia“ auf das Grabmal des Verstorbenen eine Inschrift geätzet, die, wenigstens mehr gilt, als ein Eloge à la Thomas, und worin er die nicht allgemein - genug anerkannten Tugenden, so wie die beynahe zu hart gestraften Fehler desselben, in dem Lichte zeiget, in welchem der vorurtheilfreye Mann mit edler Seele, beyde, immer ansahe und immer ansehen wird.

Von der Fortsetzung dieses Werks also nur folgendes.

Eben so wohl durch die Erinnerungen kenntnißreicher und geschmackvoller Critiker, als durch eigenes Urtheil bestimmt, betrachtete der Fortsetzer alles das, was der Verf. bis dahin über Styl und Gedankenausdruck gesagt hatte, als vorbereitende Einleitung, und entschloß sich, die allgemeinen Eigenschaften einer guten Schreibart, nemlich die Deutlichkeit, Bestimmtheit, Lebhaftigkeit, die Würde und den Wohlklang, in ihrem Verhältniß zu den Fähigkeiten unseres Geistes, in so fern diese auf die Rede Beziehung haben, darzustellen, ihren gegenseitigen Zusammenhang, so wie ihre Vollzähligkeit, nach psychologischen Grundsätzen zu entwikkeln, und, nach der durchaus practischen Manier seines nachahmungswürdigen Vorgängers, durch Beispiele von der fehlerhaften, und von der classischen Gattung, zu erläutern. Denn vergebens suchte ich, verge-

bens suchten andre, in den bisherigen Lehrbüchern über den Styl, nach bestimmten Grundsätzen jener Eintheilung der allgemeinen Eigenschaften einer guten Schreibart, durch welche sie sich einander gegenseitig begründen und unterstützen.

Herr Adelungs mit Recht berühmtes und in seiner Art einziges Werk, leistet alles, was man von seinem Fleiß und seinem Scharfsinn erwarten konnte. Aber in einem so ausgebreiteten, und doch wenig angebauten Felde, kann es nicht anders, als noch manche blühende Ernten für künftige Arbeiter geben.

Die Idee, welche der Philosophy of Rhetoric des Engländer Campbell zum Grunde liegt, war groß und umfassend: aber unbestimmt, wie sie, nach allem, was er darüber sagt (den ersten Theil des Werkes hab' ich selbst übersetzt) ihm vorschwebte, entspricht sie auch in ihrer Ausführung so gar nicht der Erwartung. Ueber dem Logiker, dem Metaphy-

tiker und Aesthetiker, der der Engländer durchgängig seyn will, vergißt er den philosophischen Sprachforscher, der er durch den Zweck des Werkes seyn sollte. Der zweyte Theil trifft näher zu Ziel: aber die ächt-philosophische, äußerstfruchtbare Grundidee, nach welcher das ganze Werk hätte bearbeitet werden müssen, ist überall verwischt.

Es scheint daher für irgend einen der philosophischen Sprachforscher, deren Deutschland an seinen Garben, Engeln, von Blankenburg u. a. so vortrefliche hat, die Ausarbeitung eines philosophisch-critischen Werks aufbehalten zu seyn, welches man, da wir für das fremde Wort Styl kein entsprechendes deutsches haben, die Philosophie der Rede, nennen könnte: d. h. die Philosophie der auf alle Gattungen des wörtlichen Ideenausdrucks angewendeten Sprache. Die vollständige Entwickelung der Idee eines solchen Werks gehört nicht hieher.

Dem Verfasser dieses unbeträchtlichen Anhangs zu dem Moritzischen Werk stieg während der Ausarbeitung, wiederholentlich der Gedanke auf, daß es noch irgend ein höheres Princip der Philosophie der Rede geben muß: auf dessen Entwickelung aber hier nicht Rücksicht genommen werden konnte, und, weil das Werk, nach dem angelegten Plan, durchaus mehr practisch, als speculativ seyn sollte, auch nicht genommen werden durfte! In einer Philosophie der Rede aber wäre diese Rucksicht unerlaslich. Moritz selbst hat, bey aller Vortreflichkeit des Werks, dennoch hier, so wie in keinem andern seiner Producte, nach einer durchgängig- bestimmten Idee gearbeitet.

Auch nach dieser Fortsetzung ist, wie der Leser selbst sehen wird, das Werk noch nicht vollendet: und es gehört wenigstens noch ein dritter Theil dazu. An dessen Ausarbeitung ich aber wegen anderer, meinem Geist für jetzo näher liegenden Ideen, nicht den-

x

ken kann. Die am meisten praktischen und anwendbaren Materien über den Styl wird man darin ohne Zweifel abgehandelt finden.

Den 1ten April 1774.

D. Jenisch.
in Berlin.

Erste Vorlesung.

Versuch einer Entwickelung des Periodenbaues.

Garve.

„Es ist gewiß, daß in unserer Maschine eine „Kraft liegt, sich selbst wiederherzustellen, wenn „sie in [illegible] und daß alsdann alle „[illegible] selbst die, durch welche „die gefährlichen oder schmerzhaften Sym„ptomen der Krankheit veranlaßt werden, dar„auf abzielen.“

„Wenn aber diese Bewegungen ihren Zweck „erreichen sollen, so ist es nothwendig, daß sie „nicht gestört werden. Je mehr Ruhe allen „Fibern, Nerven und Gefäßen alsdann gelas„sen wird; desto mehr können sie die Materie „der Krankheit, die sich in Ihnen gehäuft hat, „überwältigen und fortschaffen; oder desto

„schneller können sie, wenn sie bloß abgespan„net sind, ihren Ton wieder erlangen. Nichts „aber befördert diese Ruhe mehr, nichts kommt „der wohlthätigen Wirksamkeit der Maschine „zu ihrer Wiedergenesung mehr zu Hülfe, als „Geduld und Ruhe der Seelen.“

Der Periodenbau ist hier ein getreues Bild von der allmäligen Entwickelung schöner und ruhiger Gedanken; keine gewaltsame Einschiebung unterbricht die Folge; durch keinen raschen Sprung wird von dem einen Gedanken zum andern ein plötzlicher Uebergang gemacht, alles wird gehörig vorbereitet, und stellt und rundet sich allmälig, wie die Frucht am Baume, welche zum Abfall reif ist.

Der erste Theil des Perioden:

„Es ist gewiß, daß in unserer Maschine „eine Kraft liegt, sich selbst wieder herzustellen, „wenn sie in Unordnung ist;“

hat zu dem zweiten Theile eine verhältnißmäßige Länge; das heißt, er ist kurz und abgebrochen genug, um einen vollständigen Schluß des Perioden vorzubereiten und erwarten zu lassen, und ist doch auch nicht zu kurz und abgebrochen, um in den zweiten Theil

sanft überzugehen, und mit ihm ein schönes Ganze zu bilden.

Der zweite Theil des Perioden „und daß „alsdann alle Bewegungen, u. s. w."

füllt sich durch den eingefügten Satz

„selbst die, u. s. w."

so daß der Schluß

„darauf abzielen u. s. w."

nun eine Gedankenfülle in sich enthält, wo ein einziges Wort allein die vorher entwikkelten Begriffe wieder in sich zusammen faßt, und sie, indem es ausgesprochen wird, noch einmal vor die Seele bringt.

Der kurze Periode, welcher nun folgt:

„Wenn aber — bis, nicht gestört werden," macht, wegen seiner Kürze und Einfachheit eine schöne Vorbereitung zu dem folgenden längern und zusammen gesetztern Perioden:

„Je mehr Ruhe u. s. w." bis: ihren Ton wieder erlangen."

Ob nun gleich bei erlangen ein Punktum steht, so können wir doch den folgenden Perioden:

„Nichts aber befördert u. s. w. als ein
Fortsetzung oder als den völligen Schluß de
vorhergehenden betrachten.

Und dieser Schluß des Ganzen hat eine
vorzüglichen schönen Silbenfall.

„Nichts befördert diese Ruhe mehr, nicht
„kommt der wohlthätigen Wirksamkeit de
„Maschine zu ihrer Genesung mehr zu Hül-
„fe, als Geduld und Ruhe der Seele."

Es kömmt nun darauf an, zu entwickel

wie?

etwas schön gedachtes schön gesagt wird.

Geduld heilt Krankheit und kör-
perliche Schmerzen. —

Dieser Gedanke ist von dem angeführten
Schriftsteller gewiß schön gesagt; worin lieg
die Schönheit? —

Der Hauptbegriff Geduld wird so ge-
stellt, daß auf ihn das stärkste Licht fallen
muß; die übrigen Begriffe sind ihm alle ver-
hältnißmäßig untergeordnet, und zwecken all
dahin ab, um diesem die größte Klarheit
und Deutlichkeit zu geben.

Zuerst wird zu dem Ende der Begriff von
Heilung und Genesung entwickelt:

„Es ist gewiß, daß in unsrer Maschine ei-
„ne Kraft liegt, sich selbst wieder herzustellen
„u. s. w."

Der Begriff von Geduld wird dagegen ge-
stellt.

„Wenn aber diese Bewegungen (der Ma-
„schine zu ihrer Wiederherstellung) ihren Zweck
„erreichen sollen, so ist es nothwendig, daß
„sie nicht gestört werden."

Der allgemeine Begriff wird nun anschau-
licher gemacht; der Gedanke wird gleichsam
verkörpert:

„Je mehr Ruhe allen Fibern, Ner-
ven und Gefäßen alsdann gelassen wird
u. s. w."

Der Begriff von Krankheit in so fern
entweder eine schadende Materie sich angehäuft
hat, oder durch Abspannung die Nerven ihren
Ton verlohren haben, wird mit Fleiß ausein-
ander gesetzt, um durch diesen vollständig ent-
wickelten untergeordneten Begriff, den Haupt-
begriff in ein desto volleres Licht zu setzen.

„Nichts kommt der wohlthätigen Wirksam-
„keit der Maschine zu ihrer Wiedergenesung mehr
„zu Hülfe, als Geduld und Ruhe der Seele."

Wenn dieß nun gleich im Anfange wäre gesagt worden, so würde es seine Wirkung sehr verfehlt haben. Es mußte bis zuletzt aufgespart, und erstlich die untergeordneten Begriffe vollständig entwickelt werden, um das Licht von diesen auf den Hauptbegriff zu sammlen.

Das Geheimniß etwas schön gedachtes auch schön zu sagen, liegt also vorzüglich darin, daß man den Ausdruck des Hauptgedanken gehörig aufzusparen und ihn gerade an den Ort zu stellen wisse, wo er die meiste Wirkung thut.

Man muß zu dem Ende die Seelenkraft besitzen, oder sich vielmehr in der Fertigkeit üben, das Bild seiner Gedanken gleichsam umzukehren, damit, wenn dieses Bild sich in der Seele des Lesers spiegelt, es wieder von der rechten Seite erscheine.

Was sich uns in unserer Gedankenvorstellung zuerst aufdrängt, ist nicht immer das, was wir auch zuerst sagen müssen, wenn ein Bild unserer Gedanken in einem andern erweckt werden soll.

Uns ist eine Vorstellung vorzüglich lebhaft; wir verfolgen die Reihe von untergeordneten

Vorstellungen, wodurch sie es geworden ist, und wenn wir nun unsern Gedanken niederschreiben, so fangen wir da an, wo unsere Betrachtung aufgehört hat, und steigen gleichsam die Leiter wieder hinauf, die wir hinab gestiegen sind, weil wir nun nicht mehr unsern eignen Gedanken für uns selber entwickeln, sondern schon hinlänglich damit bekannt sind, und nun in der Seele des Lesers ein Ideenspiel hervorbringen wollen, das demjenigen ähnlich tönen soll, welches in unserer Seele schon ausgeklungen hat.

Alles kommt nun darauf an, daß den Nebengriffen kein zu starkes Licht gegeben werde, wodurch sie den Hauptbegriff verdunkeln würden, und daß sie doch gerade so vollständig entwickelt sind, als es nöthig ist, um den Hauptbegriff gehörig vorzubereiten, und seine Folge nothwendig zu machen.

In dem angeführten Beispiele durfte von der inwohnenden Kraft unserer Maschine sich selbst wiederherzustellen, gerade nur so viel gesagt werden, als nöthig war, um überzeugend darzuthun, daß Geduld das vorzüglichste Heilmittel sey.

Der ganze Periode konnte sich daher nicht zweckmäßiger anheben, als mit dem Begriffe von der Gewißheit dieser inwohnenden Kraft, welche Gewißheit selber einen der vorzüglichsten Bewegungsgründe zum Ausharren und zur Geduld ist.

„Es ist gewiß, daß in unsrer Maschine ei„ne Kraft liegt, sich selbst wiederherzustellen, „wenn sie in Unordnung ist."

Von dem Bestreben der Maschine sich selbst wieder herzustellen, wird gerade nur das berührt, was auf den Begriff des Duldens die nächste Beziehung hat;

„und daß alsdann alle ihre Bewegungen, „selbst die, durch welche die gefährlichsten oder „schmerzhaftesten Symptomen der Krankheit „veranlasset werden, darauf abzielen."

Der Gedanke, daß alle Bewegungen der Maschine in einem kranken Zustande auf ihre Wiederherstellung abzielen, wäre hier müßig gewesen, wenn nicht durch den Zusatz selbst die, u. s. w. Dieser Gedanke auf einmal Zweckmäßigkeit und eine unverkennbare Beziehung auf den Hauptbegriff erhalten hätte. Denn wenn selbst die gefährlichsten und schmerzhafte-

sten Symptomen der Krankheit, welche durch das Bestreben der Maschine veranlaßt worden, auf ihre Wiederherstellung abzielen, so ist es um so vernünftiger mit Geduld und Ruhe der Seele den Erfolg abzuwarten.

Nun darf aber von der Kraft der Maschine, sich selbst wiederherzustellen, nicht ferner die Rede seyn, wenn die Aufmerksamkeit der Seele von dem Hauptzweck nicht abgezogen werden soll. Zu diesem muß nun der Uebergang gemacht werden.

„Wenn die Bewegungen der Maschine sich „selbst wieder herzustellen, ihren Zweck errei„chen sollen, so ist es nothwendig, daß sie „nicht gestört werden."

„Nicht gestört werden"

ist der allgemeine Begriff, worunter eben so wohl, wie der Begriff von Geduld und Ruhe der Seele, auch Schlummer, Schlaf, Unthätigkeit, u. s. w. paßt.

Dieser allgemeine Begriff wird also erst noch vorausgeschickt, um den besondern Begriff von Geduld und Ruhe der Seele vorzubereiten, damit er in der allgemeinen Vorstellung gleichsam wie in einer sanften Hülle liege,

und nicht zu abgesondert und für sich allein dastehe.

Der Uebergang zu dem besondern Begriff von Geduld und Ruhe der Seelen, wird aber auch nachdem nicht gestört werden, durch den Begriff der Ruhe überhaupt vorbereitet.

„Je mehr Ruhe allen Fibern, Nerven, „und Gefäßen alsdann gelassen wird, u. s. w.“

Auf die Weise liegt nun der Begriff von Geduld und Ruhe der Seele gleichsam in einer doppelten Hülle von allgemeinern Vorstellungen, und wird dadurch desto sanfter eingewickelt.

Man versuche es, und lasse diese Uebergänge und Einwickelungen des Hauptbegriffs weg, so wird er einem dürren Aste gleichen, statt daß er jetzt wie ein schöner Baum in der fruchtbaren Erde gewurzelt steht.

Der Schluß des Ganzen ist eine Zurückweisung auf den Anfang, wodurch nun alles was dazwischen liegt noch einmal zusammengefaßt wird.

„Nichts befördert mehr die Ruhe, welche „die Fibern, und Nerven u. s. w. zur Wieder-

„herstellung nöthig haben, nichts kommt „der **wohlthätigen Wirksamkeit der** „**Maschine zu ihrer Wiedergenesung** „**mehr zu Hülfe**, als Geduld und Ruhe „der Seele.

Der Anfang war:

„Es ist gewiß, daß in unsrer Maschine ei„ne Kraft liegt, sich selbst wieder herzustellen, „u. s. w."

Der Schluß des Perioden ist gleichsam ein Bild des Ganzen in verjüngtem Maaßstabe; die wesentlichsten Begriffe desselben

Wiedergenesung;

Ruhe überhaupt die dazu nothwendigist; —

Geduld und Ruhe der Seele;

drängen sich hier so nahe wie möglich zusammen, und wirken nun, nachdem sie einzeln ihre Kraft schon geäußert haben, noch einmal vereint auf die Seele.

Wo auf die Weise der Schluß den Anfang wieder in sich aufnimmt, dieß kann man füglich einen **Gedankenperioden** nennen, weil nehmlich hier erst ein Kreis oder Umlauf

von Begriffen vollendet ist, und ein anderer wieder anhebt.

In einem Gedankenperioden kann es mehrere Wortperioden geben, unter denen ein jeder für sich eigentlich kein Ganzes ausmacht, und nur dadurch, daß die Stimme sich erhebt und sinkt, eine Art von Ründung oder Vollendung in sich selbst erhält, die aber nicht hindert, daß der Faden des Gedanken ununterbrochen fortgeht. —

Der Schlußfall der Stimme, welcher durch das Punctum bezeichnet wird, schreibt dem Wortperioden seine Grenzen vor.

Der Wortperiode, muß eben durch seine Unvollständigkeit, von dem vollständigen Gedankenperioden gleichsam ein Bild im Kleinen seyn; er muß eine gewisse Fülle und Ründung haben, und ein schönes Ebenmaaß muß in seinen Theilen herrschen.

Diese Fülle und dieß Ebenmaaß würde darunter leiden, wenn wir in dem angeführten Beispiele den ersten Perioden etwa auf folgende Weise umändern wollten.

„In unsrer Maschine liegt gewiß eine Kraft, „sich selbst wieder herzustellen u. s. w. anstatt.“

„Es ist gewiß, daß in unserer Maschine „eine Kraft liegt, u. s. w.“

Wir stellen die folgenden vier Glieder des Satzes untereinander

Es ist gewiß,
daß in unserer Maschine ein Kraft liegt,
sich selbst wieder herzustellen,
wenn sie in Unordnung ist. —

Die ersten beiden Glieder bilden mit den beiden letztern eine Art von Symmetrie, die verlohren gehen würde, wenn wir sagen wollten:

„gewiß liegt in unserer Maschine, u. s. w.“

Das erste Glied: es ist gewiß, wäre nun nicht mehr da, und das schöne Verhältniß zwischen den beiden Doppelgliedern wäre verschwunden.

Hier scheint es nun, daß in dem Ausdruck etwas bloß mechanisches von dem Gedanken unabhängiges liege. — Allein das Band zwischen Gedanken und Ausdruck ist so zart, daß es selbst da sich knüpft, wo es kaum noch merkbar ist.

Es kömmt dem Gedanken selbst zu statten, wenn das Ende des Wortperioden voll und langtönend ist, und nicht zu kurz und jähling

abbricht, wenn wir auch die Worte, auf denen die Stimme, ehe wir sie sinken lassen, verweilen muß, ohne Rücksicht auf ihre bedeutende Kraft, nur bloß als Unterlage des Gedanken betrachten, der eine hinlängliche Anzahl Momente verlangt, um ohne Uebereilung ausgedacht zu werden.

Indem also der Begriff von müssen und dürfen in einen ganzen Satz:

„so ist es nothwendig“

gewickelt wird, so gewinnt die Denkkraft, so wie Stimme und Athemzug, dadurch eine neue Pause, wodurch die Folge und Entwickelung der Begriffe bedächtiger, langsamer, und ruhiger von statten geht, und diese kurze Wortperiode dennoch zu einem wirklichen Perioden oder Kreislauf wird, der seinen Anfang, seine Fortsetzung und seinen Schlußfall hat.

Der Schluß des ganzen Gedankenperioden könnte nun heißen:

„Geduld und Ruhe der Seele befördern
„am meisten jene Ruhe, und kommen der wohl-
„thätigen Wirksamkeit der Maschine zu ihrer
„Wiederherstellung am meisten zu Hülfe“

statt das es jetzt heißt:

„Nichts befördert die Ruhe mehr, nichts „kommt der wohlthätigen Wirksamkeit der Ma= „schine zu ihrer Wiedergenesung mehr zu Hülfe, „als Geduld und Ruhe der Seele.“

Warum ist der Gedanke auf diese letzte Art schöner ausgedrückt?

Weil der Hauptbegriff ans Ende gestellt ist, und also nun die ganze Aufmerksamkeit der Seele durch alles Vorhergehende gleichsam stufenweise in Anregung gebracht, nur auf diesen Hauptgedanken zusammengedrängt wird, und ohne durch etwas von ihm abgezogen zu werden, auf ihm allein ausruhen, und ohne Störung auf ihm verweilen kann.

Wäre der Hauptbegriff in diesem Perioden, so wie auf die erstere Art vorangestellt worden, so wäre die Aufmerksamkeit durch das noch folgende wieder zerstreuet. Der ganze Gedankenperiode hätte sich mit den Nebenbegriff geschlossen, und der Hauptbegriff wäre gleichsam im Schatten zurückgeblieben. Zwischen Gedanken und Ausdruck hätte ein Mißlaut obgewaltet, und die Schönheit und Volltönigkeit des Schlusses, die eben in dem passenden Verhältniß des Ausdrucks zu dem Gedanken liegt, wäre gänzlich verschwunden.

Wenn nun in dem Schlußperioden die Lebhaftigkeit des Ausdrucks noch hätte vermehrt werden sollen, so hätte es heißen können:

„Was befördert wohl mehr diese Ruhe, was kommt der wohlthätigen Wirksamkeit „der Maschine zu ihrer Wiedergenesung wohl mehr „zu Hülfe, als Geduld und Ruhe der Seele?"

Man ziehe nur sein Gefühl zu Rathe, ob dieser lebhafte Schluß mit dem ruhigen Ideengange in diesem ganzen Gedankenperioden wohl harmonisch seyn würde?

Diese Frage setzt schon die Sprache des Affekts voraus, welche hier auf keine Weise herrschend seyn, sondern der nachdenkenden Vernunft und ruhigen kalten Ueberlegung Platz machen soll.

Nicht auf Rührung oder Ueberredung, sondern auf Ueberzeugung zweckt diese Kette von Vernunftschlüssen ab, und es würde also mit der ganzen Art des Vortrages nicht übereinstimmend seyn, wenn dem Leser am Schluß, durch die Frage, sein Urtheil gleichsam abgezwungen werden sollte, da es sich vielmehr aus der Natur der Sache von selbst ergeben muß, und keiner Frage weiter bedarf.

Zweite Vorlesung.

Fortsetzung der Entwickelung des Periodenbaues.

Lessing.

„Ich lenke wieder in meinen Weg, wenn ein „Spatziergänger anders einen Weg hat. Was „ich von körperlichen Gegenständen überhaupt „gesagt habe, daß gilt von körperlichen Schön„heiten um so viel mehr."

„Körperliche Schönheit entspringt aus der „übereinstimmenden Wirkung mannigfaltiger „Theile, die sich auf einmal übersehen lassen. „Sie erfordert also, daß daß diese Theile ne„ben einander liegen müssen, und da Dinge, „deren Theile neben einander liegen, der ei„gentliche Gegenstand der Mahlerei sind, so „kann sie, und nur sie allein körperliche Schön„heit nachahmen."

„Der Dichter, der die Elemente der Schön„heit nur nach einander zeigen konnte, ent„hielt sich daher der Schilderung körperlicher „Schönheit, als Schönheit gänzlich."

„Er fühlte es, daß diese Elemente nach ein„ander geordnet, unmöglich die Wirkung ha„ben können, die sie, neben einander geordnet „haben; daß der konzentrirende Blick, den „wir nach ihrer Enumeration auf sie zugleich „zurücksenden wollen, uns doch kein überein„stimmendes Bild gewähret; daß es über die „menschliche Einbildung gehet, sich vorzustel„len, was dieser Mund und diese Nase, und „diese Augen zusammen für einen Effekt haben, „wenn man sich nicht aus der Natur oder „Kunst einer ähnlichen Komposition solcher Thei„le erinnern kann."

„Und auch hier ist Homer das Muster aller „Muster. Er sagt: Nireus war schön; Achil„les war noch schöner; Helena besaß eine gött„liche Schönheit. Aber nirgends läßt er sich „in die umständliche Schilderung dieser Schön„heiten ein. Gleichwohl ist das ganze Gedicht „auf die Schönheit der Helena gebauet. Wie

„sehr würde ein neuer Dichter darüber luxu-
„rirt haben.“

Hier sind keine sanften Uebergänge, son-
dern rasche Sprünge.

„Ich lenke wieder in meinen Weg, wenn
„ein Spaziergänger anders einen Weg hat.
„Was ich von körperlichen Gegenständen über-
„haupt gesagt habe, u. s. w.“

„Körperliche Schönheit entspringt aus der
„übereinstimmenden Wirkung mannigfaltiger
„Theile, u. s. w. Und da Dinge, deren Thei-
„le neben einander liegen, der eigenliche Ge-
„genstand der Mahlerei sind, u. s. w.“

Und da Dinge u. s. w. ist hart und nach-
lässig in Ansehung des Ausdrucks — man sie-
het wie untergeordnet hier der Periodenbau
und der Wohllaut ist — alles eilt gleichsam
auf die Entwickelung des Gedanken hin —
um diesen recht ins Licht zu setzen, wird nicht
darauf Rücksicht genommen, ob eine Einschie-
bung in den Satz denselben nicht zu rasch oder
zu unverhältnißmäßig gegen seine übrigen Thei-
le, unterbricht; sondern die Schreibart ist hier
ganz ein Bild der feurigen Rede, die, ohne

lange zu wählen, den Gedanken, der die Sache noch mehr aufzuklären scheint, sogleich an den ersten den besten Platz hinstellt.

„Da Dinge, deren Theile neben einander „liegen, der eigentliche Gegenstand der Mah„lerei sind, so kann sie und nur sie allein, „körperliche Schönheit nachahmen."

„Der Dichter u. s. w. enthält sich der Schil„derung körperlicher Schönheit, als Schönheit „gänzlich."

Hier bricht der rasche Gedankenausdruck wieder kurz und schroff ab, und verschmähet eine sanfte Zurundung des Perioden.

„Er fühlt es, daß diese Elemente nachein„ander geordnet, unmöglich die Wirkung ha„ben können, die sie, neben einander geord„net, haben."

Eine offenbare Vernachlässigung des Ausdrucks ist hier das doppelte haben und wiederum der schroffe Schluß:

„Schönheit, als Schönheit, gänzlich."

so auch:

„die sie, neben einander geordnet, haben."

Das haben so wie oben das gänzlich schmiegt sich nicht sanft an den Bau der Rede an, sondern fällt gleichsam davon ab. —

Nun folgen einzelne Sätze, die sich alle mit daß anfangen:

„daß der konzentrirende Blick u. s. w."

„daß es über die menschliche Einbildungs„kraft geht, u. s. w."

Der Schluß des Perioden:

„wenn man sich nicht aus der Natur oder „Kunst, u. s. w."

Beschließt nur den letzten einzelnen Satz, und beziehet sich nicht auf den ganzen vorhergehen Perioden der daher auch gewissermaßen unvollendet bleibt, oder vielmehr gar nicht wie ein Periode zu betrachten ist.

Zu dem folgenden Perioden macht wieder ein rascher Sprung den Uebergang:

„Und auch hier ist Homer das Muster aller „Muster."

„Er sagt u. s. w."

„Aber nirgends u. s. w.

„Gleichwohl u. s. w."

„Wie sehr u. s. w.

Bei diesen vier Anfängen finden keine sich aneinander kettende sanfte Redefugen statt. Die Gedanken sind geradezu neben einander gestellt, so wie sie in der Seele aufstiegen; und

das Ganze hat mehr die Form des mündlichen, feurigen Gespräches, als einer mit Kunst und Sorgfalt ausgearbeiteten Darstellung der Gedanken durch die Schrift.

In Ansehung der Wahl der Worte ist daher auch wenig Sorgfalt beobachtet; die Ausdrücke Konzentriren, Enummeration, Komposition, luxuriren, sind ohne Bedenken aufgenommen, so wie einer etwa in dem raschen Gange des Gesprächs, sich des ersten besten fremden Ausdruck bedient, wovon man etwa glaubt, daß er jemanden in diesem Augenblicke die Sache am deutlichsten ins Licht setzen könne.

Lessings Prosa neigt sich immer gewissermaßen zum Dialog, worin er seine größte Stärke und Uebung hatte. Zum Beispiele führe ich aus dem Laakoon noch den folgenden Perioden an.

„Aber verliert die Poesie nicht zu viel, wenn „man ihr alle Bilder körperlicher Schönheit neh„men will? — Wer will ihr die nehmen? „Wenn man ihr einen einzigen Weg zu verlei„den sucht, auf welchem sie zu solchen Bildern „zu gelangen gedenkt, indem sie die Fußstapfen

„einer verschwisterten Kunst aufsucht, in denen
„sie ängstlich herumirret, ohne jemals mit ihr
„das gleiche Ziel zu erreichen: verschließt man
„ihr darum auch jeden andern Weg, wo die
„Kunst hinwiederum ihr nachstehen muß?“

Hier herrscht eine offenbare Vernachlässi-
gung des Ausdrucks in den unmittelbar auf
einander folgenden Sätzen:

„indem sie, u. s. w.“
„in denen sie, u. s. w.

Es folgen fünf Eintheilungen und kleine
Sätze auf einander:

„wenn man, u. s. w.
„auf welchem, u. s. w.
„indem sie, u. s. w.
„in dessen sie, u. s. w.
„ohne jemals, u. s. w.

Diese gehäuften eingeschobenen Sätze, ma-
chen den Perioden schwerfällig und die Mit-
te desselben unverhältnißmäßig zu seinem, kur-
zen und raschen Anfange und Schlusse.

Ich führe noch den folgenden Perioden an:

„Eben der Homer, welcher sich aller stück-
„weisen Schilderungen körperlicher Schönhei-
„ten so geflissentlich enthält, von dem wir

„kaum einmal im Vorbeigehen erfahren, daß
„Helena weisse Arme und schönes Haar gehabt;
„eben der Dichter weiß demohngeachtet uns
„von ihrer Schönheit einen Begriff zu machen,
„der alles weit übersteigt, was die Kunst in
„dieser Absicht zu leisten im Stande ist. Man
„erinnere sich der Stelle, wo Helena in die
„Versammlung des trojanischen Volks tritt,
„u. s. w."

Dieß ist kein Periode; es ist der freie ungebundene Gang des Gesprächs, und man glaubt den Schriftsteller reden zu hören, indem man ihn liefet.

Da jeder Gedanke, der sich dem Verfasser aufdrängte, eben so niedergeschrieben wurde, wie er ihn mündlich würde ausgesprochen haben, so mußte er den Anfang des Satzes eben der Homer noch eimal mit einer kleinen Veränderung eben der Dichter, wiederholen, weil sich zu viele Nebenideen zwischen den Hauptgedanken gedrängt hatten, welche die Aufmerksamkeit zerstreuet hätten, wenn sie durch die Wiederholung eben der Dichter nicht wieder auf die Hauptsache wäre gelenkt worden.

Es hätte heißen können:

„Eben der Homer, welcher sich aller stück-
„weisen Schilderungen körperlicher Schönhei-
„ten so geflissentlich enthält, weiß demohnge-
„achtet uns von der Schönheit der Helena ei-
„nen Begriff zu machen, u. s. w. —“

Nun wird aber gleichsam gesprächweise zwi-
schen gesetzt:

„Eben der Homer (von dem wir kaum ein-
„mal im Vorbeigehen erfahren, daß Helena
„weiße Arme und schönes Haar gehabt.“

Dieser Zwischensatz ist zu hingeworfen und
unverhältnißmäßig für den ernsten Gang des
Perioden; er schneidet die Ideenreihe gleichsam
ab, welche nun durch das eben der Dich-
ter erst von neuen muß wieder angeknüpft
werden.

Ein solches vorsetzliches Abschneiden und
Wiederanknüpfen einer Ideenreihe findet in
der mündlichen Unterredung statt, wovon der
Ausdruck hier ein getreues Bild ist. —

In allen diesen Perioden herrscht mehr der Ton
der freundschaftlichen Anrede an einen Einzel-
nen. — Die Worte sind hier nicht abgewo-

gen, sondern es ist der volle ungehemmte Erguß der Rede. —

Man redet in einem andern Tone mit dem Freunde oder mit sich selbst; in einem andern mit der Welt oder mit dem Publikum.

Vor sich selber und vor dem Freunde thut man sich keinen Zwang an; man läßt seinen Worten, so wie seinen Gedanken freien Lauf— man verschweigt nichts von dem, was sich in der Seele empordrängt — man sagt den ersten Gedanken, der sich einem aufdrängt, auch zuerst — hohlt ohne Bedenken nach, was man etwa vergessen zu haben glaubt, und ist nicht sehr bekümmert, um die Stelle, die ein Wort im Zusammenhange der Rede findet; wenn es nur einmal gesagt ist, oder nur einmal dasteht. —

Man tritt absichtlich vor dem Publikum oder der Nachwelt auf, und der Gedanke erscheint im Feierkleide — die Rede schmücket sich mit ihren Zierden aus der Ausdruck wird abgewogen, und im harmonischen Silbenfalle werden die Worte der lauschenden Menge zugezählt.

Engel.

„Wenn wir gut und bei vorzüglichen Kräf-
„ten groß sind; so sind wir es überall, auf
„dem Throne, im Pallast, in der Hütte, nur durch
„eine Tugend."

„Der Unterschied an Ausbreitung, an Wir-
„kung, an Glanz und an Herrlichkeit ist un-
„endlich; aber im Grunde und im Wesen
„ist es die nehmliche Kraft, womit eine Lampe
„ihren engen Raum, und womit eine Sonne
„die Welt, erleuchtet."

Wollten wir es wagen diesen Perioden um-
zukehren, mit dem Bilde anzufangen und mit
der Sache zu schließen; wie viel würde von sei-
ner Schönheit verlohren gehen, wenn gleich
der Gedanke eben so richtig dargestellt, und
durch die Einbildungskraft vor die Region des
Verstandes gebracht würde, statt, daß er jetzt
zuerst vor den Verstand und dann vor die Ein-
bildungskraft gestellet wird.

Der umgekehrte Periode würde ohngefähr
wie folget lauten:

„Im Grunde und im Wesen ist es die nem-
„liche Kraft, womit eine Lampe ihren engen
„Raum, und womit eine Sonne die Welt er-

„leuchtet. Der Unterschied an Glanz und an „Herrlichkeit, an Ausbreitung und an Wir„kung ist unendlich; aber wenn wir gut und „bei vorzüglichen Kräften groß sind; so sind „wir es überall, auf dem Throne, im Pallast, „in der Hütte, nur durch eine Tugend.“

Wie viel schöner steigt nun in dem von dem Schriftsteller gewählten Bau des Perioden der Begriff von der Sache zu dem majestätischen Bilde empor, womit sich das Ganze schließt.

„Wenn wir gut, und bei vorzügli„chen Kräften groß sind.“

Durch das bei vorzüglichen Kräften ist das Ganze schon verbreitet — im Gut seyn, liegt schon das Groß seyn — oder vielmehr gut ist groß, sobald vorzügliche Kräfte eine große Wirksamkeit und Ausbreitung möglich machen.

Der Begriff steigt von dem höhern zum niedrigern herab: wenn wir groß und gut sind;

„so sind wir es überall, auf dem Thro„ne, im Pallast, in der Hütte, nur „durch eine Tugend.“

Der niedrigste Begriff ist mit Sorgfalt dem Hauptbegriffe am nächsten gebracht.

„In der Hütte, nur durch eine Tu-
„gend.“

Nicht:

„in der Hütte, im Pallast, auf dem Thro-
„ne, nur durch eine Tugend.“

Denn darauf soll die Aufmerksamkeit ei-
gentlich gelenkt werden, daß in der nie-
drigsten Hütte dieselbe Tugend und Größe
der Seele wohnen könne, welche den Thron
bekleidet, darum sind Hütte und Tugend,
nicht ohne Absicht am nächsten zusammengestellt,
und der Gedanke wird heller dadurch, daß die
Begriffe:

Thron, Pallast, Hütte, herabsteigend,
als wenn sie heraufsteigend neben einander
gestellt wären.

Der Uebergang von der Sache zu dem Bil-
de wird so sanft wie möglich durch den folgen-
den Zwischensatz gemacht:

„der Unterschied an Ausbreitung, an Wir-
„kung, an Glanz und an Herrlichkeit, ist un-
„endlich.“

Ausbreitung und Wirkung bezieht
sich mehr auf die vorhergehende Sache,
Glanz und an Herrlichkeit mehr auf

das folgende Bild. — Die Ordnung der Worte könnte also auch hier, ohne dem Ganzen zu schaden, nicht umgekehrt werden.

Wenn aber der ganze Periode umgekehrt mit den Bilde angefangen, und mit der Sache beschlossen würde, so würde auch bei diesem Uebergange eine umgekehrte Stellung der Worte schicklicher seyn, wenn es hieße:

„der Unterschied an Glanz und an Herr„lichkeit, an Ausbreitung und an Wirkung ist „unendlich."

Nun bemerken wir noch, wie durch das letzte Bild derselbe Gedanke, der schon gesagt ist, im Grunde noch einmal, nur schöner als das erstemal, gesagt wird.

Der Sinn wäre im Grunde erschöpft gewesen, wenn der Gedankenperiode mit Tugend aufgehört hätte.

Es ist schon ein vollständiger Gedanke, wenn es heißt:

„Wenn wir gut, und bei vorzüglichen Kräf„ten groß sind; so sind wir es überall, auf dem „Throne, im Pallaste, in der Hütte, nur durch „eine Tugend."

[illegible]

s der [illegible], so gewährt auch der Schluß
t dem Ende eine größere Gedankenfülle.

„Es ist nur eine Tugend, durch die wir
berall, auf dem Throne, im Pallaste, in
er Hütte, gut und groß sind.“

„Es ist dieselbe Kraft, womit eine Lampe
hren engen Raum, und womit eine Sonne
ie Welt erleuchtet.“

Durch dies erhabene Bild wird der ganze
rhergehende Gedanke in allen seinen Thei-
n gleichsam noch einmal ausgesprochen.

Es ist die unendliche Verschiedenheit an
usbreitung und Wirkung, an Glanz und
errlichkeit. —

Dieselbe Tugend, wodurch wir gut, und
i vorzüglichen Kräften, groß sind —

[illegible]

auf das sinnlichste bezeichnet, und auf einmal das Niedrigste zu dem Höchsten mit einem einzigen großen Gedankenausdruck hinaufgehoben.

Woher kömmt es nun, daß der Ausdruck des Gedanken auf einmal seine ganze Erhabenheit verlieren würde, wenn es hieße:

„womit eine Sonne die Welt, und womit „eine Lampe ihren engen Raum, erleuchtet."

Der Gedanke selber, sollte man glauben, würde durch diese umgekehrte Wortstellung nicht unrichtig; und doch kommt es einem vor, als ob man bei dieser umgekehrten Wortstellung gar nicht mehr dasselbe sagte.

Der Ausdruck neigte sich nun statt zum Erhabenen vielmehr zum Komischen, wenn man die Sonne, welche die Welt erleuchtet zuerst, und darnach die Lampe, die ihren kleinen Raum erhellet, nennt. — Das Große und Erhabene will zuletzt benennt seyn, und leidet nichts Kleines und Niedriges mehr nach sich — Das größte Wort soll auch das letzte Wort seyn, damit der volle Eindruck in der Seele bleibe, und das Große nicht gegen das Kleine wieder in den Hintergrund zurück treten dürfe.

Dritte Vorlesung.

Unterschied zwischen Vorstellung und Darstell[...]

Bei einem bloßen Gegenstande des Nachde[...]
kens, wo man sich selber nur seine Gedank[...]
deutlich zu entwickeln sucht, ist die Vorstellu[...]
in der Seele des Schreibenden und die Darste[...]
lung durch Worte, auf dem Papiere im Grund[...]
eines und eben dasselbe.

Sobald aber das Schreiben in Handel[...]
übergeht, und wir durch den [...]

So wie die Gegenstände in der Perspektive eine ganz andere Stellung und Richtung gegeneinander, als in der Wirklichkeit, erhalten, so muß auch in der Darstellung oft ein Begrif oben angestellt werden, der in der Vorstellung ganz unten an stand, und umgekehrt.

Bei mir selber, z. B. ist der Hauptgedanke an sich wichtig genug; bei dem, welcher meine Schrift lieset, muß ich ihn oft durch Nebenumstände erst wichtig zu machen, und durch untergeordnete oder entferntere Vorstellungen zu heben suchen.

Kein Gedanke ist eigentlich an sich wichtig oder unwichtig, sondern wird es erst durch den Zusammenhang von Ideen, in welchen er sich befindet oder gebracht wird.

Wer so eben die Nachricht erhält, daß er durch einen Prozeß sein Vermögen verlohren hat, dem wird eine scherzhafte Einladung zu einer Lustparthie sehr abgeschmackt vorkommen.

Und wer selbst in Lebensgefahr schwebt, dem wird die glückwünschende Ankündigung

von einer reichen Erbschaft die er gethan hat, sehr gleichgültig seyn.

Bei der Darstellung kommt also alles darauf an, in was für einen Zusammenhang wir den Gedanken, der uns wichtig ist, in einer fremden Vorstellungsart, bringen.

Ich stelle mir einen Gegenstand zu meiner eigenen Betrachtung vor —

Ich suche durch den Ausdruck der Rede oder Schrift meine Vorstellung wieder darzustellen —

Ich stelle mir den Zustand meines Denkens und Empfindens nicht unmittelbar sondern gleichsam erst durch die Vorstellungsart eines andern wieder vor —

Auf die Weise wird meine Vorstellung zur Darstellung —

Soll nun diese Darstellung allgemein interressant seyn, so muß ich mir selber den Gegenstand, durch das Interesse der Menschheit, vorzustellen suchen.

Dieß muß insbesondere der Dichter — in seiner Darstellung muß oben anstehen, was allgemeine Theilnehmung erweckt, und das besondre muß sich stufenweise unterordnen.

In den darstellenden Werken spiegelt sich die Menschheit, weil sich alles an die allgemeine Vorstellungsart knüpft —

Ueberhaupt muß ich meine Gedanken an das Interesse desjenigen zu knüpfen suchen, von dem ich wünsche gelesen zu werden.

Ein andres ist es also, wenn ich ein Buch; ein andres, wenn ich einen Brief schreibe.

In jedem Falle aber stelle ich mir meine eigenen Gedanken, um sie interessant zu machen, durch eine fremde Vorstellungsart wieder vor.

Ich habe meinen Zweck erreicht, wenn es mir gelingt, die Sache, die ich mir denke, einem andern eben so wichtig zu machen, als sie mir selber vorkömmt. —

Dieß kann aber nur geschehen, wenn ich sie an dasjenige kette, was jenem das wichtigste ist, wodurch denn eben die einzelnen Umstände oft eine ganz andere Gegeneinander-

stellung erhalten, als sie in meiner Vorstellung, und in dem Zusammenhange meiner eigenen Ideen hatten.

Durch das folgende Beispiel wollen wir den Unterschied zwischen Vorstellung und Darstellung uns anschaulich zu machen suchen:

Ein Sohn wünscht seinem Vater zu dessen Geburtstage Glück.

Darstellung
der einzelnen und zerstreuten Gedanken.

Theuerster Vater,
An dem Morgen Ihres Geburtstages schreibe ich Ihnen mit der innigsten Empfindung meines Herzens, wie sehr ich fühle was ich Ihnen zu verdanken habe, und wie theuer mir Ihre Liebe ist.

Welche Sorgfalt haben Sie für meine Erziehung, für mein künftiges Glück getragen! Ich müßte das undankbarste Herz haben, wenn ich Ihnen nicht alles nur mögliche Angenehme wünschen sollte, wodurch auch Sie Ihres Lebens ganz genießen.

Ich kenne Ihre zärtliche Sorgfalt und Liebe für mich, und weiß daß mein Glück jederzeit ein Zuwachs des Ihrigen ist. Was kann also wohl anders mein Vorsatz und Bestreben seyn, als daß ich mich auf alle Weise ihrer Liebe immer würdiger zu machen suche, wenn ich Ihren Lehren folgsam, mein eigenes Glück befördere, woran Sie so vielen Theil nehmen.

Indem ich mich Ihrer väterlichen Erlaubniß bediene, in dem Tone der Zärtlichkeit an Sie schreiben zu dürfen, bin ich mit kindlicher Ehrfurcht. u. s. w.

Ein Sohn will seinem Vater zu dessen Geburtstage Glück wünschen.

Vorstellung in den Gedanken des Schreibenden.

Ich habe meinem Vater sehr viel zu danken.

Von der Fortdauer seines Lebens hängt zum Theil mein Glück ab.

Zu meinem Besten wünsche ich, daß er lange leben möge!

Ich wünsche aber, daß er selbst auch für sich Vergnügen haben möge.

Ich weiß, daß ihm mein gutes Betragen vorzügliches Vergnügen macht;

Ich kann ihm also nichts besseres sagen, als daß dieß ein Sporn für mich seyn soll, dahin zu streben, daß ich ihm auf alle Weise Freude mache, welches zugleich mir selber am meisten zum Nutzen gereichen wird.

Vorstellung
in den Gedanken des Schreibenden.

Ich will mich an den Herrn von * um Hülfe wenden.

Wird sich dieser meiner noch erinnern? Ich muß mich ihm auf jeden Fall wieder in Erinnerung bringen.

Daß dieß durch die Erzählung meiner Unfälle geschehen muß, ist freilich unangenehm.

Bei einem Manne, wie der Herr v. * muß ich dieß nur gerade zu gestehen, ohne mich deßwegen weiter zu entschuldigen; die beste Entschuldigung muß in meiner Erzählung selbst liegen. —

Darstellung
(Ein Brief an den Herrn von Voltaire.)

Sie haben seit Langem nicht von mir reden hören, und es ist unangenehm, mich Ihnen durch die Erzählung meiner Unfälle wieder in Erinnerung zu bringen. Indeß kenne ich die Gesinnungen Ihres Herzens zu gut, um nicht Zutrauen zu Ihnen zu haben. Mein Vater lebt noch fortdauernd; er ist achtzig Jahr alt, äusserst entkräftet, und geschwächt. Ich werde über 100000 Livres im Vermögen besitzen, und habe noch keinen Thaler davon erhalten. Mein Stand ist mit Schwierigkeiten verknüpft. Ich muß dazu Unterstützung haben; ich habe darauf gerechnet; sie sind mir alle abgegangen. Ich habe lange und heftige Krankheiten ausgestanden. Meine Gesundheit ist endlich wieder hergestellt. Aber indeß haben meine Kunden aufgehört. Ich hatte damals mit einer reichen, devoten Hausbesitzerin zu thun. Ich wandte viel in ihrem Hause an, um mich einzurichten. Sie warf mich aber unmenschlich heraus, und

[illegible]

Er erhielt [illegible] Gericht.

[illegible]

[illegible]

Ich muß, um [illegible] der [illegible] nur * auf mich Aufmerksamkeit zu erregen, zuerst den Umstand erklären, daß ich einst durch den Tod meines Vaters ein [illegible] Vermögen besitzen werde, und noch nicht das mindeste davon erhalten habe.

Und nun kann die Erzählung meiner Unfälle nach der Reihe folgen.

alle mein angewandtes Geld und meine Einrichtungen waren dahin. Endlich warf sich der arme Herr von F** an mich. Ich glaubte daß seine Sachen gut ständen. Ich unterstützte ihn. Meine Krankheiten hatten mir die Hälfte meiner Kunden entzogen; und ich verler auch noch die andere Hälfte, weil ich mich nur mit dem Herrn von F** beschäftigte.

Ich schmeichelte mir, daß, wenn ich ihn aus der Verlegenheit zöge, ich mir Ehre erwerben, und seine Dankbarkeit mich hinlänglich entschädigen würde. Allein nichts von beiden erfolgte. Indeß habe ich mich drei Monate lang nach einer Wohnung umgesehen. Ich habe am 23sten Dec. eine gemiethet; aber seit dem Tage wird noch daran gearbeitet. Ich bin also seit einem halben Jahr ohne Haus, ohne Zimmer, und folglich ohne Arbeit.

Urtheilen Sie, mein Herr, über meine Lage. Von meinem Vater kann ich nicht einen Thaler bekommen. Ist man sein ganzes Leben hindurch hartherzig gewesen, so wird man auch im achtzigsten Jahre nicht milde und großmüthig. Der vormalige General-Einnehmer Herr D**, von dem ich gemiethet habe, hat

Die mir fehlende Unterstützung, die mein Stand erfordert! —

Meine Krankheit.

Der Verlust meiner Kunden, welcher daraus entstanden ist.

Der Verlust meiner Wohnung, wo ich mich mit vielen Kosten eingerichtet hatte.

Der Verlust meiner Kunden durch die Uebernehmung der Sache des Herrn von *, worauf ich rechnete und getäuscht ward.

Daß ich seit einem halben Jahre ohne Wohnung, und also gänzlich in Unthätigkeit gerathen bin.

blen die für mich hinreichend sind. Es feh
mir also bloß an einigem Gelde, sie hinbri
gen zu laßen, einige Schulden zu bezahl
die ich seit einem halben Jahre habe mach
müssen, und an einigem Vorschusse, um me
Kabinet zu eröfnen und so lange zu leben, b
ich wieder Praxis habe, die gewiß nicht au
bleiben wird.

Ich habe immer sagen hören, mein Her
daß es den Unglücklichen erlaubt sey, sich ei
wenig zu rühmen. Indem ich mich dieses Vo
rechts bediene, daß ich nur zu sehr durch me
ne Lage, die schrecklich ist, erlangt habe, kan
ich mich rühmen, daß ich keinen von de
Advokaten zu fürchten habe, die jetzt praktisi
ren. Habe ich Unterstützung, so fange ic
gleich meine Geschäfte wieder an. Ich steh

Nun muß ich die Sachen so stellen wie sie natürlich auf einander folgen.

Siehe den Brief von da an: mein Stand ist mit Schwierigkeiten verknüpft, u. s. w. bis, ohne Haus, ohne Zimmer, und folglich ohne Arbeit.

Verfolg der Gedankenreihe.

Nun ist es aber auch Zeit, wiederum nicht zu hofnungslos zu erscheinen.

Ich muß auf meinen Vater und dessen Hartherzigkeit zurückkommen.

Ich muß den Umstand mit der Wohnung in sein gehöriges Licht setzen, daß der Vermiether meiner neuen Wohnung dieselbe nun erst in gehörigen Stand setzen läßt.

mir unnütz. Ich kann nicht wieder beim Parlement erscheinen, und bin unwiederbringlich verlohren. Denn ich tauge zu nichts anderm. Ich will mich mit meiner Frau verbürgen. Ich will selbst Wechsel ausstellen; wenn man mir dazu die nöthige Zeitfrist erlaubet.

Werden Sie, mein Herr, mich verlassen? Werden Sie die Freundschaft vegessen, die Sie vormals für mich gehabt haben? Ich bin einer ihrer ältesten Diener. Der Vertheidiger Oedips muß nicht im Elende mitten unter den schönsten Hofnungen umkommen. Er braucht nur ein wenig geholfen zu werden: Sie werden sich einen Advokaten machen, und wenn er gut wird, so ist die Handlung Ihrer nicht unwerth. Bisher haben Sie so mannichfaltige Sachen in allerlei Fächern gethan, daß vielleicht Ihnen diese noch allein fehlt. Ich erwarte alles von Ihnen. Die Zeiten sind schrecklich, weil keiner sich aus Talenten etwas macht. Sie allein kennen sie alle, Sie begünstigen sie. Glauben Sie, daß ich zu etwas fähig bin, so werden Sie mich sicherlich nicht verlassen. Mein Glück hängt also von dem Urtheile ab, das Sie über mich fällen werden. Ich erwarte.

Daß ich noch hinlängliche Meublen habe.

Daß mir Praxis gewiß nicht fehlen wird.

Daß es mir aber nur jetzt an dem Gelde fehlt, womit ich mich in meiner neuen Wohnung wieder einrichten muß.

Ich will mich mit meiner Frau verbürgen. Ich will selbst Wechsel ausstellen; wenn man mir dazu die nöthige Zeitfrist erlaubet.

Werden Sie, mein Herr, mich verlassen? Werden Sie die Freundschaft vegessen, die Sie vormals für mich gehabt haben? Ich bin einer ihrer ältesten Diener. Der Vertheidiger Oedips muß nicht im Elende mitten unter den schönsten Hofnungen umkommen. Er braucht nur ein wenig geholfen zu werden: Sie werden sich einen Advokaten machen, und wenn er gut wird, so ist die Handlung Ihrer nicht unwerth. Bisher haben Sie so mannichfaltige Sachen in allerlei Fächern gethan, daß vielleicht Ihnen diese noch allein fehlt. Ich erwarte alles von Ihnen. Die Zeiten sind schrecklich, weil keiner sich aus Talenten etwas macht. Sie allein

Daß ich noch hinlängliche Meublen habe.

Daß mir Praxis gewiß nicht fehlen wird.

Daß es mir aber nur jetzt an dem Gelde fehlt, womit ich mich in meiner neuen Wohnung wieder einrichten muß.

Ihre

Ihre Entscheidung mit Vertrauen. Ich wohne bei Hrn. Dubris, beim Palais Royal. In Erwartung, daß Sie mich in Stand setzen werden, den Hafen zu erreichen, rechne ich darauf, daß Sie mich mit einer Antwort beehren werden. Ich bin mit der größten Hochachtung u. s. w.

Vom Unterschiede zwischen dem mündlichen und schriftlichen Ausdrucke.

Wenn ein Brief ein bloßer Abdruck der mündlichen Rede wäre, so bedürfte es keiner besondern Anleitung dazu. Man dürfte sich nur immer in die Lage versetzen, daß man wirklich vor der Person stände, an die der Brief gerichtet ist, und dann geradezu jeden mündlichen Ausdruck niederschreiben, dessen man sich unter diesen Umständen ohngefähr bedient haben würde.

Eben so pedantisch und abgeschmackt aber, wie es klingen würde, wenn man z. B. ein mündliches Gesuch in Form eines Briefs anbringen wollte; so ungereimt würde es wiederum seyn, wenn man sich in einem Briefe

der kürzern abgebrochenern und nachläßigern Wendungen bedienen wollte, die man sich im mündlichen Ausdruck erlauben muß, wenn der Vortrag nicht unnatürlich, gezwungen und ausstudiert, oder wie auswendig gelernt klingen soll.

Zwischen dem niedergeschriebenen und mündlichen Ausdrucke im gemeinen Leben findet überhaupt ein wesentlicher Unterschied statt, der sich vorzüglich darauf gründet, daß die Schrift fest und bleibend ist, die mündliche Rede aber gewissermaßen noch schwankend und unbestimmt bleibt.

Das Wort von den Lippen wird von dem Hauche der Luft verweht; das geschriebene Wort kann sich Jahrhunderte hindurch erhalten, und was an und für sich selbst bleibend seyn soll, darauf wird immer mehr Fleiß verwandt, als auf dasjenige was nur von kurzer Dauer ist, oder keinen Werth mehr behält, wenn es seinen Zweck erreicht hat.

Gut geschriebene Briefe bewahrt man auf, wenn die Personen, die sie geschrieben haben, schon längst verstorben sind, und uns gar nichts angehen.

Wir interessiren uns hier blos für die gute Schreibart; das heißt: für die schöne Ordnung der Gedanken, die in solchen Briefen herrscht, wenn auch der Inhalt weiter gar kein Interesse für uns hätte.

Man kann sagen, daß die gewöhnliche mündliche Rede unmittelbarer Ausdruck der Gedanken sey, dahingegen bei demjenigen, was man niederschreibt, gleichsam ein mittelbarer Ausdruck der Gedanken statt findet, indem man nicht nur auf den Gedanken, sondern auf den Ausdruck desselben zu gleicher Zeit denkt; oder vielmehr den Gedanken schon voraussetzt, und seine vorzügliche Aufmerksamkeit auf den Ausdruck desselben richtet.

Daher müssen bei dem, was man mit Absicht niederschreiben will, die Gedanken vorher schon geordnet seyn, damit man nun Zeit hat, auf den Ausdruck selbst wieder zu denken.

Freilich gewinnt der Gedanke auch wieder durch den Ausdruck an Deutlichkeit, und jede Stylübung ist daher auch eine Uebung im Denken; man kann auch die Worte nie besser

stellen, ohne zugleich die Gedanken besser zu ordnen.

So wie man durch jede richtige Wahl des Worts für einen Gedanken, auch den Gedanken selbst lebhafter macht.

Ueberhaupt ist es schwer zu bestimmen, was zwischen Ausdruck und Gedanken für eine Grenzlinie sey, weil man sich eins ohne das andre nicht wohl vorstellen kann.

D

Dritte Vorlesung.

Von dem Unterschiede zwischen Wort und Sache.

Ich verstehe von dem, was ich höre oder lese, nur die Worte, das heißt, ich weiß, was jedes einzelne Wort bedeutet. —

Ich verstehe die Sache, das heißt, ich weiß, was alle Worte zusammengenommen bedeuten.

Sobald ich die Sache verstehe, brauche ich mich der einzelnen Worte gar nicht besonders mehr zu erinnern. —

In dieser Abhandlung z. B. ist die Rede vom Styl als Sache, nicht als Wort, be-

kommung des menschlichen Geistes, u. s. w. vor; auf die Weise suche ich mich selber für diese Materie zu interessiren, und meine Aufmerksamkeit von dem Worte auf die Sache zu lenken.

Indem ich nun das, was andre über diese Materie schon gedacht haben, mir zuerst vorstelle, lese ich von Figuren, von geründeten Perioden, vom Wohlklange, u. s. w. und finde eine Menge von Regeln zusammengestellt, die man unmöglich so schnell wie man sie beim Schreiben brauchen würde, mit dem Gedächtniß durchlaufen kann.

Wenn also dieß alles brauchbar werden soll, so muß es nothwendig auf einen einzigen leicht zu fassenden Gedanken zurückgeführt werden, den ich mir beim Schreiben, ohnbeschadet meiner Aufmerksamkeit auf die Sache immer vergegenwärtigen kann.

Ist nun die Frage: was wird zu einer guten Schreibart erfordert? und ich antworte. richtige Wahl und Stellung der Worte, — Wohlklang des Perioden, u. s. w. so verwechsele ich die Folge mit der Ursach. Die richtige Wahl und Stellung der Worte wird

nicht zu der guten Schreibart erfordert, sondern macht selbst die gute Schreibart aus.

Was zu einer guten Schreibart nothwendig erfordert wird, ist:

Die richtigste und lebhafteste Vorstellung von der Sache selbst, worüber ich schreibe, mit dem Bestreben, den Hauptgedanken in sein hellstes Licht zu stellen.

Aus diesem Bestreben erfolgt die richtige Wahl und Stellung der Worte, Ründung der Perioden, u. s. w. von selber. — Damit nun aber das Bestreben den Hauptgedanken in sein hellstes Licht zu stellen, zu der Beförderung einer guten und schönen Schreibart wirksam werde, muß die Entwickelung der Sache, worüber ich schreibe, nicht allein ein Gegenstand meines Nachdenkens sondern auch meines Wunsches werden, ich muß mich dafür interessiren.

Wenn dieß aber geschehen soll, so muß ich das Fremde, was über diese Materie gedacht ist, nicht bloß mit dem Gedächtniß und der Einbildungskraft auffassen, sondern es mir durch die Urtheilskraft selber zu eigen machen.

Im Anfange ist also der Nahme der Sache gleichsam nur der Stift, woran sich unsere Ideen festhalten, indem wir uns alles das, was man mit diesen Nahmen verbindet, lebhaft vorstellen, und untersuchen, in wie fern die Begriffe davon mit einander übereinstimmen, oder sich einander aufheben und zerstören. — Das Wort deutet also die Sache nur an, deren Begrif oder eigentlicher Umfang durch das Nachdenken darüber erst ausgemacht werden soll.

Es kann über eine Sache schon lange gedacht seyn, ohne daß deswegen der Begriff davon erschöpft wäre. Denn das Nachdenken über eine Sache zieht erst die zu ihr gehörigen Begriffe herbei, und füllt allmälig die Lücken aus, welche in dem Umfange unserer Vorstellungen von dieser Sache, noch vorhanden sind.

Die Worte sind nur die Veranlassung zum weitern Denken, und nicht das Ziel desselben. Und wenn Worte in Gedanken verwandelt werden sollen, so muß die Aufmerksamkeit der Seele durch das Wort nur die Richtung auf den Gegenstand erhalten, der dadurch an-

gedeutet wird, und sich nicht um das Wort selber drehen.

Ein anders ist es, wenn z. B. in grammatischer Rücksicht von dem Worte Styl seiner Entstehung, Abstammung, Gebrauch, u. s. w. die Rede wäre. Alsdann steht die Sache selbst im Hintergrunde der Aufmerksamkeit, und das Wort an sich ist gewissermassen zur Sache geworden.

Um von den bloßen Worten zur Sache zu kommen, muß ich alles, was ich über irgend einen Gegenstand weiß oder gelesen habe, und was meine Einbildungskraft noch dazu herbeiführt, mir so lebhaft und in einem so kurzen Zeitraume wie möglich vorzustellen suchen. Dadurch wird meine Denkkraft rege, und sucht die Lücken auszufüllen, indem der Begriff welcher auf die Weise in der Seele entsteht eine Art von Bildung oder Organisation erhält.

Denn die Urtheilskraft duldet die Ideen nicht lange als gleichgültig neben einander, sondern sucht sehr bald die wichtigsten herauszuheben, indem sie gleichsam in der Geschwindigkeit mit allen den Versuch macht, bis sie auf diejenige trift an welche sich die übrigen

am leichtesten und bequemsten knüpfen, ohne daß eine davon abfällt.

Um mit unsern Nachdenken zur Sache zu kommen, müssen wir also den ganzen Vorrath von Ideen der dazu gehört, vermittelst des Gedächtnisses, nach ihren Bestandtheilen, und vermittelst der Einbildungskraft nach ihrem Umfange uns lebhaft vorstellen, und alsdann vermittelst der Urtheilskraft uns jeden Theil in Beziehung auf alle übrigen denken, um denjenigen herauszufinden, in welchem die meisten Beziehungen zusammentreffen, und welcher daher den schicklichsten Schlußpunkt für das Ganze macht.

Es kömmt also freilich darauf an, daß man im Stande sey, zu gleicher Zeit seine Aufmerksamkeit auf einen Theil zu richten, und doch das Ganze dabei nicht aus den Augen zu verlieren, welches geschieht, wenn die Denkkraft zu eingeschränkt, oder das Ganze zu groß und unübersehbar ist, als daß es von irgend einer Denkkraft leicht umfaßt werden könnte.

Wenn das Ganze, das wir überschauen wollen, für unsere Denkkraft zu groß ist, so werden wir, indem wir den rechten Gesichts-

punkt dafür suchen, immer hin und her schwanken, indem wir auf der einen oder andern Seite, die Sache nicht übersehen.

Ein Mittel giebt es freilich, um eine große Sache zu übersehen, wenn man sich nehmlich weit genug davon abstellt; dann ist es aber wiederum schwer, die Theile gehörig zu unterscheiden, und dieß ist alsdann ein neues Hinderniß, den Gesichtspunkt aufzufinden.

Wir müssen also prüfen wie viel unser Gedächtniß zusammenfassen kann, ohne von dem einmal aufgefaßten etwas wieder fallen zu lassen. Denn es hilft uns nichts, wenn wir auch alle Materialien zu einer Sache niedergeschrieben vor uns liegen haben, sobald unser Gedächtniß nicht im Stande ist, das Niedergeschriebene, beim Lesen selbst zusammen zu fassen.

Es ist daher eine gute Prüfung der Anlage zum Denken, wenn man jemanden etwas lesen läßt, und Achtung giebt, wie lange er fortlesen kann, ohne das erste vergessen zu haben, oder den Faden zu verlieren, auf welchen die Folge der Vorstellungen sich reihen muß.

Mann kann zwar nicht eher über eine Sache urtheilen, bis man erst mit dem Gedächtniß und der Einbildungskraft seinen Gegenstand völlig umfaßt hat. —

So lange man aber die Sache nur noch bloß mit dem Gedächtniß und der Einbildungskraft gefaßt hat, wird man nicht im Stande seyn, über dieselbe etwas zu sagen oder zu schreiben, sondern was man davon sagt oder schreibt, wird immer nur eine bloße Wiederhohlung der Materialien selber seyn, die man vorgefunden hat, welches der Fall bei einer großen Anzahl von Schriftstellern ist, die dem Titel ihrer Schriften nach, über eine Sache schreiben, in der That aber nur dasselbe wieder niedergeschrieben haben, was im Einzelnen schon davon vorhanden war, ohne daß sie durch wirksame Urtheilskraft sich ihren Stoff zu eigen gemacht hätten.

Um uns in Stand zu setzen, über eine Sache zu urtheilen, muß das Gedächtniß alles in Bereitschaft halten, was zur Sache gehört, ohne irgend einen Umstand aus der Acht zu lassen, und die Einbildungskraft muß

alles, was das Gedächtniß umfaßt, uns vergegenwärtigen.

Die Theile, woraus das Ganze besteht, müssen sich nun einander gehörig unterordnen; bei einigen wird das Ganze mehr zufällig, bei andern nothwendiger, und bei der Hauptsache am nothwendigsten gedacht; diesen Unterschied zu bestimmen ist eben das Geschäft der Urtheilskraft, denn die Einbildungskraft trift in der Vergesellschaftung der Ideen keine eigentliche Wahl und Ordnung.

Nach den Gesetzen der Einbildungskraft findet sich dasjenige, was man sich einmal zusammengedacht hat, immer wieder zusammen, es mag nun zur Sache gehören oder nicht. Daher sind eben die überflüssigen Formeln in dem Kanzlei- und Kurialstyle entstanden, weil man darin lange Zeit hindurch, nicht sowohl mit der Urtheilskraft, als vielmehr bloß mit der Einbildungskraft und dem Gedächtniß zu Werke ging, und das was einmal durch Zufall zusammen gekommen war, eine Art von Unzertrennlichkeit erhielt, die es in jeden Zusammenhang mit einführte, es mochte nun hienein gehören oder nicht.

Die sich selbst gelassene Einbildungskraft heftet sich auf nichts Einzelnes, sondern schweift umher. Die Urtheilskraft aber geht Schritt vor Schritt, oder nach der Reihe, alles einzeln durch, und unterscheidet sorgfältig die bloßen einzelnen Ideen oder Theile eines Begriffes, von dem vollständigen Begriffe, oder der Sache selber. Erst mit der Ueberzeugung von der Vollständigkeit des Begriffes, thut sie den Ausspruch: dies ist nun die Sache! Hier gehen die bloßen Ideen wieder in die Wirklichkeit über; die Urtheilskraft faßt hier festen Fuß; und Einbildungskraft und Gedächtniß werden nun gewissermassen ihrer Dienste entlassen, weil die Sache einmal mit dem Verstande gefaßt ist.

Ich verstehe die Sache heißt also, ich brauche sie nicht mehr auswendig zu wissen, oder sie an bestimmte Worte zu knüpfen, um sie im Gedächtniß zu behalten.

Wenn man daher zu sehr auf die bloßen Materialien seine Aufmerksamkeit richtet, so ist man in Gefahr, den Umfang, in welchen sie gehören, aus dem Gesichte zu verlieren. — Die Einbildungskraft schweift von einem aufs

andere, und das Einzelne fügt sich nicht in einander, denn für die Theile eines Ganzen, das wir nicht übersehen können, giebt es auch für uns keinen Vereinigungspunkt.

Entfernen wir aber, um das Ganze desto besser zu übersehen, unsere Aufmerksamkeit zu sehr von dem Einzelnen so bleibt uns am Ende nichts, als das leere Wort, welches den Umfang, der Sache bloß von aussen her, so wie der Rahmen das Bild, bezeichnet.

Zum deutlichen und richtigen Denken aber wird erfordert, daß der Umfang einer Sache nicht von aussen her durch das bloße Wort und dessen Erklärung, sondern von innen durch sich selbst, bestimmt werde. —

Das Wort, womit ich die Sache, worüber ich denken will, benenne, deutet dieselbe eigentlich nur an, und bestimmt ihren Umfang nur schwankend und ungewiß. Meine Begriffe aber von dem eigentlichen Umfange der Sache, sollen durch mein Nachdenken darüber erst bestimmt werden.

Mit allem unserm Nachdenken über den Styl, z. B. und mit allen Umschreibungen,

sprechen wir im Grunde nur ein und eben dasselbe Wort aus:

Der Styl ist — der Styl. Das heißt: am Schluß unsers Nachdenkens verbinden wir erst mit dem Worte den vollständigen Begriff, den wir im Anfange nur durch das Wort andeuteten, ohne ihn selber noch gefaßt zu haben.

Indem ich also über eine Sache nachdenke, gehe ich alles durch, was in dem Vorrathe meiner Ideen dazu gehört, und indem ich dieß alles auf einen Hauptgedanken zurückführe, und von diesem Hauptgedanken immer ausgehe, bildet sich der Umfang der Sache aus dem Mittelpunkte derselben.

Ich gehe immer von der Hauptsache aus, und diese läßt mich nie weiter gehen, als bis dahin, wo ich den Faden verlieren würde, wenn ich die Grenze überschreiten wollte; ich kehre also wieder zur Hauptsache zurück, und gehe aufs neue wieder aus. —

Auf die Weise bestimmt sich nun der Umfang eines Gegenstandes unsers Denkens auf dem Punkte, wo die Hauptsache wäre vergessen worden, wenn wir noch weiter zu irgend

gend einer Nebensache davon abschweifen wollten.

In so fern der Gegenstand meines Nachdenkens kein Punkt sondern ein Umfang ist, kann ich mich ihm nicht auf einmal, sondern nur allmälig nähern. Je öfter ich also von der Hauptsache zu den umliegenden Nebensachen den Weg gemacht, mich durch alle Punkte des Umfanges durchbewegt, und diesen Umfang mit meinen Ideen selbst beschrieben habe, desto mehr habe ich mich der Sache selbst, das ist, ihrem ganzen Umfange, genähert. Jede der Nebensachen aber, worauf ich verweile, giebt meiner Denkkraft eine erneuerte Richtung auf die Hauptsache; wenn ich nun alle diese Richtungen durchgegangen bin, so habe ich erst den Gegenstand meines Denkens erschöpft.

Sich mit seinem Nachdenken der Sache nähern, heißt also; sich der Vollständigkeit des Begriffes nähern. Denn der vollständige Begriff von der Sache, das ist, die Hauptsache mit allen, mit ihr verknüpften Nebensachen zusammengenommen, ist erst die Sache selber.

Wer nun sein Hauptaugenmerk auf die Sache richtet, sucht gewiß so viel wie möglich die Worte zu ersparen; und eben durch diese weise Ersparung der Worte, indem wo möglich keine Silbe mehr gesetzt wird, als nöthig ist, um auf den Hauptgedanken das stärkste Licht zu werfen, bildet sich der Ausdruck schön. —

Denn alles Zufällige, wovon wir den Grund nicht einsehen, warum es sich in irgend einem Zusammenhange befindet, beschäftiget die Thätigkeit unsrer Seele nicht, und hat für uns keinen Reiz. — Das Nothwendige aber, wovon uns der Zweck und die Absicht einleuchtend ist, ergötzt und erfreuet uns, wenn wir es bemerken. Daher gereicht schon das bloße Hinwegnehmen alles Ueberflüssigen an und für sich selber zur Verschönerung eines Gegenstandes, und dieß gilt auch in Ansehung der Worte, bei denen schon die Hinweglassung alles Ueberflüssigen selber zur Schönheit wird.

In den Worten an und für sich selber findet eigentlich nie ein Mißlaut statt, als in so fern die Gedankenfolge selber dadurch gestört,

oder die Aufmerksamkeit auf den Hauptgegenstand gehindert wird.

Dieß kann aber schon durch den bloßen Ueberfluß der Silben in irgend einem Wort geschehen, durch welches nur eine sehr untergeordnete Idee bezeichnet werden soll, auf der die Aufmerksamkeit, auch der Zeit nach, nicht zu lange verweilen darf, wenn sie ihr Ziel nicht aus den Augen verlieren will.

Man schließt daher einen Perioden nicht sowohl bloß des Ohrs, als vielmehr des Verstandes wegen, gerne mit einem vielsilbigten Worte; weil sich die Denkkraft dadurch gleichsam zu einem neuen Ansatze vorbereitet, indem sie auf der vorhergehenden Schlußidee mit Wohlgefallen ausruhet.

Die Vielheit der Worte aber entsteht eben daher, wenn das Gedächtniß und die Einbildungskraft zu wirksam sind; denn die Urtheilskraft thut ihren Ausspruch gern mit wenigen Worten.

Das Gedächtniß braucht viele Worte, weil es die Materialien zum Denken enthält, die alle besonders bezeichnet werden sollen. Die Einbildungskraft kann sich ebenfalls nicht kurz

fassen, weil sie nicht auswählt, sondern vielmehr die ähnlichen Ideen so wie sie nebeneinander liegen, ohne Unterschied, herbeizieht.

So lange wir daher noch zu viele Worte brauchen, schreiben wir immer noch bloß mit der Einbildungskraft, und dem Gedächtniß. — Wir erinnern uns bloß, und stellen Ideen neben einander, ohne eigentlich zu urtheilen.

Nun bildet sich aber aus dem bloßen Erinnern und Nebeneinanderstellen der Ideen etwas dem Urtheil ähnliches. Man läßt nehmlich bloß die Einbildungskraft würken und aus dem Gedächtnißvorrath die verwandten Ideen herbeiziehen, deren bloße Nebeneinanderstellung man nun, wegen der zufälligen Aehnlichkeit die unter ihnen herrscht, für eine Art von nothwendiger Verbindung hält, und sich auf die Weise einbilden kann, über eine Sache wirklich gedacht zu haben, worüber man bloß geredet oder geschrieben hat.

Einbildungskraft und Gedächtniß aber pflegen sehr häufig im Handeln sowohl als im Reden und Schreiben die Stelle der Urtheilskraft einzunehmen, woher es denn auch kömmt, daß man so sehr am Alten und Hergebrachten klebt,

wobei die bloße Erinnerung und eine gewisse Verwandschaft oder Vergesellschaftung der Ideen hinlänglich ist, um in dem gewohnten Gleise fortzugehen und die Denkkraft selber jede Anstrengung ersparen, und sich ganz ruhig verhalten kann.

Vierte Vorlesung

Von der Vermeidung des Zweideutigen im Ausdruck.

Schon in dem Bau unsrer Sprache, liegen mancherlei Veranlaßungen zu Zweideutigkeiten, worauf man im Schreiben vorzüglich seine Aufmerksamkeit richten muß, um sich nicht zu einem dunkeln und irre führenden Ausdruck verleiten zu lassen.

Denn weil man selber immer schon weiß, wovon die Rede ist, so täuscht man sich gar leicht, indem man sich nicht in die Stelle des Lesenden versetzt, sondern die Gewißheit seines eigenen Urtheils ihm unterschiebt.

Insbesondre kann dieß in den Fällen statt finden, wo der Nominativ und Akkusativ nicht unterschieden sind, als:

die Frau siehet die Schwester,

die Schwester, siehet die Frau,

das Kind ruft das Lamm,
das Lamm ruft das Kind,
Sie hat die Frau gefragt,
die Frau hat sie gefragt.

Aber auch durch die Beziehungswörter können sehr leicht Zweideutigkeiten veranlaßt werden, wenn dasjenige, worauf sie sich beziehen sollen, nicht gehörig herausgehoben wird, so das eines für das andere genommen werden kann, und derjenige, der einen solchen Satz liest, den Sinn desselben erst aus dem Zusammenhange errathen muß.

Gesetzt aber auch, das der Sinn, ohngeachtet der Zweideutigkeit, aus dem Zusammenhange schon einleuchtet, so macht die Zweideutigkeit dennoch einen Uebelstand in Ansehung des Ausdrucks, der wie eine Vernachlässung aussieht, und eben daher tadelnswerth ist; als!

„Gott hat den Menschen zu seiner Glückse-„ligkeit geschaffen.“

Hier ist wohl einleuchtend genug, daß seinen sich auf Menschen und nicht auf Gott bezieht; demohngeachtet, ist der Ausdruck fehlerhaft, weil er auch für denjenigen verständlich seyn muß, bei dem man gar keinen von den zur Auf-

klärung nöthigen Begriffen voraussetzen kann, oder vielmehr weil der Ausdruck immer den Gedanken und nie der Gedanke den Ausdruck erklären soll.

Die folgenden Beispiele von Zweideutigkeiten im Ausdruck werden dies noch mehr ins Licht setzen.

Beispiele

von Zweideutigkeiten.

Zerstreut — wird im eigentlichen, oder uneigentlichen Sinne gebraucht; es heißt entweder — nicht an einem Orte sondern hin und her zerstreut seyn — oder, mit seinen Gedanken beschäftigt seyn.

„Die Gesellschaft war so zerstreut, daß „mein Vortrag kein Gehör finden konnte."

War die Gesellschaft nicht beisammen auf einem Fleck? oder war sie mit fremden Gedanken beschäftigt? —

Der Ausdruck zerstreut darf hier nicht gebraucht werden, weil er sowohl im eigentli-

chen, als im uneigentlichen Sinne genommen werden kann.

Ein einzelner kann nur in seinen Gedanken zerstreut, oder mit seinen Gedanken abwesend seyn; eine Gesellschaft aber kann auch im eigentlichen Sinne zerstreut oder von einander abgesondert seyn; Es muß also entweder heißen:

Die Gesellschaft war so zertheilt, u. s. w.

oder:

Die Gesellschaft war so sehr mit andern Gedanken beschäftigt, u. s. w.

---

gewisse Mittel, kann heißen.

zuverläßige, untrügliche, Mittel

oder auch:

solche Mittel, die ich jezt gerade nicht nennen will oder nicht nennen darf —

Wenn ich also mündlich sage:

„ich habe gewisse Mittel in Händen."

so kann ich durch den Ton der Stimme schon den Sinn von dem Ausdruck gewisse bezeichnen.

setze ich den Ton auf gewisse, so heißt das so viel, als:

zuverläßige, untrügliche Mittel,

setze ich aber den Ton auf Mittel, so sagt gewisse weiter nichts, als solche Mittel, die ich jezt gerade nicht nennen will, oder nicht nennen darf.

Im Schreiben aber muß ich mich des zweideutigen Ausdrucks ganz enthalten, und z. B. setzen:

„ich habe untrügliche Mittel in Händen.“
oder:

„ich habe Mittel in Händen, die ich jetzt
„nicht nennen will, oder nicht nennen darf.“

---

eine Sache übersehen, kann heißen, eine Sache aus der Acht lassen, und kann auch heißen, eine Sache überblicken, oder sich eine Uebersicht davon verschaffen:

Wenn ich also sage:

„ich habe Ihren Entwurf übersehen?
so ist die Zweideutigkeit unvermeidlich.

heißt es aber:

„ich habe Ihren Entwurf vorläufig übersehen,“

so findet die Zweideutigkeit schon so leicht nicht mehr statt.

Wenn es heißt:

„Von dem Thurme oder von dem Ber-
„ge kann man die ganze Stadt übersehen"

so findet gar keine Zweideutigkeit statt; denn unmöglich kann man hier mit übersehen den Begriff von aus der Acht lassen verknüpfen.

Wenn es heißt:

„Ich habe diesen einen Punkt übersehen"

so wird man mit übersehen sogleich den Begriff von aus der Acht lassen verknüpfen, weil bei einem einzelnen Punkte keine Uebersicht statt findet.

Man sieht aus diesen Beispielen; wo man die zweideutigen Worte, unbeschadet der Deutlichkeit, brauchen darf, und wo man sie vermeiden muß.

In dem Gebrauch der Beziehungswörter muß man sehr aufmerksam und behutsam seyn, um Zweideutigkeiten zu vermeiden.

„Ihr Freund hat seinem Vater gemeldet,
„daß sein Bruder am Rande des Grabes steht,

„und daß er von seiner Standhaftigkeit alles „hofft."

Hier ist eine doppelte Zweideutigkeit.

Ist sein Bruder der Bruder des Vaters oder der Bruder des Freundes?

Ist seine Standhaftigkeit die Standhaftigkeit des Bruders, oder die Standhaftigkeit des Vaters?

Ist sein Bruder der Bruder des Freundes! und seine Standhaftigkeit die Standhaftigkeit des Vaters, so müßte es etwa heißen:

„Der Bruder ihres Freundes steht am „Rande des Grabes — dieß hat der Letztere „seinem Vater gemeldet, von dessen Standhaf„tigkeit er alles hofft." —

In dem folgenden Beispiele, kann die Zweideutigkeit durch eine sehr kleine Umänderung vermieden werden.

„Er that alles an seinem kranken Freunde „was nur irgend zu seinem Vergnügen gerei„chen konnte."

Die Frage ist: zu seinem eigenen oder zu des Freundes Vergnügen?

heißt es nun:

„Er that alles an seinem Freunde, was
„nur irgend zu dessen Vergnügen gereichen
„konnte."

so ist auf einmal die Zweideutigkeit ver-
mieden.

Wenn es heißt:

„Er schrieb seinem Bevollmächtigten, er
„habe mit seinen Bruder gesprochen."

so weiß man nicht, ob von dem Bruder des
Bevollmächtigkeiten oder von dem Bruder des
Schreibenden die Rede ist?

heißt es aber:

„Er schrieb seinem Bevollmächtigten, er
„habe mit dessen Bruder gesprochen."

so findet keine Zweideutigkeit mehr statt.

Ist aber von dem Bruder des Schreiben-
den die Rede, so muß man den ganzen Satz
lieber anders wenden, als etwa:

„Da er mit seinem Bruder gesprochen hat-
„te, gab er dem Bevollmächtigten, dem er
„sich anvertraut hatte, sogleich hiervon Nach-
„richt."

Wenn es heißt:

„Der Sohn meines Freundes, von dem
„ich Ihnen vor kurzem schrieb“

so weiß man nicht, ob ich von dem Sohne oder von dem Freunde geschrieben habe —

Habe ich von dem Sohne geschrieben, so setze ich lieber:

„meines Freundes Sohn, von dem ich Ih-
„nen vor kurzem schrieb.“

Habe ich von dem Freunde geschrieben, so gebe ich lieber dem Satze eine andere Wendung und sage etwa:

„Ich habe Ihnen vor kurzen von meinen
„Freunde geschrieben, dessen Sohn, u. s. w.“

„Er hat das Gemählde gezeichnet, und
„seine Frau in Kupfer gestochen.“

anstatt

„Er hat das Gemählde gezeichnet, und
„seine Frau hat es in Kupfer gestochen.“

Im erstern Falle würde dies so viel heißen, als, der Zeichner des Gemähldes habe auch seine Frau in Kupfer gestochen.

„Die Schönheit, die die Tugend ehrt."
Wird die Schönheit von der Tugend, oder die Tugend von der Schönheit geehrt? —

Man muß um die Zweideutigkeit zu vermeiden, dem Satze eine ganz andere Wendung geben, als etwa:

„die Schönheit, der die Tugend huldigt,"
oder:
„die Tugend, der die Schönheit huldigt"
so findet keine Zweideutigkeit mehr statt.

„Er beschrieb die Gegend sehr reitzend."

Ist die Gegend oder die Beschreibung reitzend? —

Ist die Gegend reitzend, so müßte es etwa heißen:

„er beschrieb die Gegend als vorzüglich „reitzend."

Ist die Beschreibung reitzend so mußte es heißen:

„er beschrieb auf eine reizende Art die „Gegend."

Wenn es heißt:

„Sie können mich nicht beleidigen."

so kömmt alles auf den Ton an, womit diese Worte gesagt werden.

Im sanften Tone gesagt, bedeuten sie, daß ich zu sehr jemandes Freund bin, als daß ich von ihm beleidigt werden könnte.

Im unsanften Tone gesagt, bedeuten sie so viel, als:

„Ihre Beleidigungen verachte ich.“

Noch die folgenden Beispiele des Zweideutigen verdienen hier bemerkt zu werden.

Geßner.

„Menalkas trieb die Kühe brüllend durch „den bethauten Hein.“

Der Ausdruck läßt hier unentschieden, ob Menalkas brüllte, oder ob die Kühe brüllten?

Geßner.

„Die Heerd' erquickt das junge Früh„lingsgras.“

Dies klingt, als ob das junge Frühlingsgras von der Heerde; und nicht die Heerde von dem jungen Frühlingsgrase erquickt würde.

Dusch

Dusch
an Doris.

„Wollte der Himmel uns einen Wunsch „gewähren, so sollte kein Auge den Verlust des „andern beweinen."

Wird dieser Ausdruck im eigentlichen Sinne genommen, so heißt er so viel, als:

Wollte der Himmel uns einen Wunsch gewähren, so sollte keiner von uns **einäugig** werden.

Fünfte Vorlesung

Nebeneinanderstellung verschiedner Proben einer guten und schlechten Schreibart.

Zwei Proben vom Geschichtsstyl.

Dem Gallienus schrieb voll Unwillen das Volk all sein Ungemach zu, und der bei weitem größte Theil desselben war wirklich Folge seiner lüderlichen Sitten und nachlässigen Staatsverwaltung.

Das aufgebrachte Volk schrieb alle seine Drangsale auf Rechnung des Gallienus; und wirklich war der größte Theil derselben die Folge der ausschweifenden Sitten und sorglosen Staats-Verwaltung dieses Fürsten.

Die erste Probe.

Drangsal ist besser als Ungemach, wenn von den Leiden eines ganzen Volks die Rede ist. Ungemach drückt mehr den kleinlichen Begriff von Unbequemlichkeit, als den großen Begriff von Volksunterdrückung aus.

Das aufgebrachte Volk ist besser gesagt, als das Volk voll Unwillen. Unwillen sagt, eben so wie Ungemach, in dieser Verbindung zu wenig; unwillig ist man über Ungemach oder Unbequemlichkeit, aufgebracht wird ein Volk durch Drangsale und Unterdrückung.

Auf Rechnung schreiben anstatt zuschreiben drückt den Gedanken bestimmter aus, und giebt zugleich dem Perioden einen volleren Schluß. Zuschreiben veranlaßt die Zweideutigkeit, als ob Gallienus das Ungemach selbst erlitten hätte. Auf Rechnung schreiben, sagt eigentlich, daß das Volk wegen seiner Drangsale den Gallienus, der Schuld daran war, zur Rechenschaft forderte.

Der Periode ist äußerst schwerfällig und unbehülflich; unverhältnißmäßig lange und kurze Glieder desselben, die zum Theil nur aus ei-

nem Worte bestehen, wechseln auf eine unangenehme Weise mit einander ab:

Dem Gallienus
schrieb
voll Unwillen das Volk
all sein Ungemach
zu.

Die zweite Probe.

In der zweiten Probe hingegen besteht der Periode aus drei verhältnißmäßig zu einander passenden Gliedern:

Das aufgebrachte Volk
schrieb alle seine Drangsale
auf Rechnung des Gallienus.

Hier ist zusammengesetzt was zusammen gehört; das schrieb und zu steht nicht mehr zerstückt und einzeln da, sondern ist den aufeinanderfolgenden Sätzen mit eingewebt.

Was nun kömmt, ist ein Zusatz zu dem Perioden ohne welchen derselbe an sich schon vollständig gewesen wäre, aber nun noch einen Anhang erhält, der mit ihm eins ausmacht.

Lüderliche Sitten, in der ersten Probe ist ein unedler und unpassender Ausdruck.

Man sagt: ein lüderlicher Mensch, eine lüderliche Lebensart; aber lüderliche Sitten ist schon dem Sprachgebrauch nicht gemäß. Der Ausdruck ausschweifende Sitten in der zweiten Probe ist sowohl edler als auch dem Gedanken anpassender.

Sorglose Staatsverwaltung, ist besser als nachläßige Staatsverwaltung; nachläßig sagt in dieser Verbindung zu wenig; — des Ausdrucks nachläßig bedient man sich, wenn vom Mangel an Fleiß in kleinen Geschäften, sorglos aber, wenn vom Mangel an Aufmerksamkeit in wichtigen Geschäften die Rede ist.

In der ersten Probe macht desselben eine Zweideutigkeit, weil es, der grammatischen Bedeutung nach, sowohl auf Ungemach als auf Volk gezogen werden könnte.

In der zweiten Probe hingegen kann das derselben nur auf Drangsale gezogen werden.

„war wirklich Folge seiner lüderlichen „Sitten, u. s. w."

Der bloßen grammatischen Bedeutung nach kann seine ebenfalls sowohl auf das Volk als

den Fürsten bezogen werden. Wenn sich nun gleich die wahre Bedeutung aus dem Zusammenhange leicht errathen läßt, so macht doch eben diß errathen müssen beim Lesen schon einen widrigen Eindruck.

Daher ist in der zweiten Probe statt seiner, dieses Fürsten, gesetzt, wodurch aller Anschein von Zweideutigkeit gehoben, und der Ausdruck schöner und bestimmter wird.

Hierzu kömmt noch, daß durch diesen Zusatz der Schluß des Perioden selbst vollständiger, und der Periode mehr geründet wird, als in der ersten Probe.

Schluß des Perioden in der ersten Probe.

„Folge seiner lüderlichen Sitten und nach„läßigen Staatsverwaltung.“

Schluß des Perioden in der zweiten Probe.

„Die Folge der ausschweifenden Sitten und „sorglosen Staatsverwaltung dieses Fürsten.“

Probe einer gesuchten und gezwungnen Schreibart im belehrenden Vortrage.

Aus einem Buche das den folgenden Titel führt:

Joseph. Prophetisches Symbol von Jesus, dem Nazarenser, König der Juden. Ein Buch zum Genuß für denkende Christen von Kultur und poetischem Gefühl. Von Joh. Jak. Stolz, Prediger in Bremen.

„Ich habe schon einigemal das mir Beden-„deutungsvolle Wort Pressentiment gebraucht.— „Ich verstehe unter Pressentiment ein höchst leb-„haftes, inniges, zuverläßiges Gefühl, oder „eine lebendige Intuition gewisser, abwesender „oder zukünftiger Dinge, welche die Sinne „des äußern Menschen nicht berühren, durch „körperliche Organe nicht empfunden, und „durch keine der gewöhnlichen Operationen der „Seelenkräfte erkannt werden können. Ein „geringerer schwächerer Grad von Pressentiment „ist Ahndung. Ein sehr hoher Grad von Pres-„sentiment ist Vision, da die Seele das Abwe-

„sende oder Zukünftige so lebendig, bestimmt
„und detaillirt vor sich sieht, wie wenn es würk-
„lich körperlich gegenwärtig wäre. Der Mensch
„als das Gott verwandteste Wesen, das nach
„dem Bilde Gottes geschaffen ist, enthält viel-
„leicht die Quintessenz des ganzen Universums.
„Er ist vielleicht ein Extrakt und Einbegriff al-
„les dessen, was in der sichtbaren und unsicht-
„baren Welt existiert, hat von allem etwas
„homogenes in seiner Natur. Und so ließe es sich
„denken, daß das ganze Universum auf ihn ein-
„fließen könnte. Gewiß ist dieß wenigstens dem,
„der das Zeugniß der heiligen Schrift für wahr
„hält, daß der Mensch ein Organ für die Ein-
„wirkungen der unsichtbaren, höhern Geister-
„welt ist; diese Verbindung und Homogenität
„der menschlichen Natur mit dem Universum
„wär ich geneigt, für die Hauptquelle oder den
„Urgrund der Pressentiments zu halten. Allein
„so wie zu allen Einwürkungen körperlicher
„Gegenstände auf körperliche Organe, intellek-
„tueller Gegenstände auf intellektuelle Organe,
„moralischer Gegenstände auf moralische Orga-
„ne, gewisse vereinigende Elemente oder ver-
„mittelnde Wesen nöthig sind, welche die

„Einwirkungen veranstalten, anbahnen, erleich-
„tern, leiten, bestimmen, so ist dieses wahr-
„scheinlich auch beim Pressentiment nöthig.
„Höhere unsichtbare Wesen sind vermuthlich die
„Mittelspersonen, durch deren Berührung das
„Pressentiment gewirkt, oder doch angebahnt,
„erleichtert, geleitet und bestimmt wird. Ab-
„wesende oder zukünftige Dinge, die durch
„keine gewöhnliche Operation der Seele erkenn-
„bar sind werden etwa durch Engel in ein sol-
„ches Verhältniß — und die Seele des
„Menschen in eine solche Lage und Stimmung
„gesetzt, daß Pressentiment daraus werden
„kann. — — Nicht bei allen Menschen ist diese
„Kraft und Fähigkeit gleich stark, gleich entwi-
„ckelt und gleich entwickelbar, sondern es gilt
„auch hier der allgemeine Wahrheitssatz: der
„Berufenen sind viele; aber wenige sind aus-
„erwählt. Eine feine, zarte, reine, mit we-
„nigern irrdischen Theilen durchdrungene ela-
„stische Organisation hat einen ungleich größern
„Grad von Stärke und Entwickelungsfähigkeit
„des Pressentiments als eine grobe, rohe, sehr
„irrdische, zähe, schlaffe Organisation. Jene ist
„der Einwirkung abwesender und zukünftiger

„Dinge und des vermittelnden Einflusses hö-
„herer Geister unendlich empfänglicher als die-
„se, deren mit abwesenden und zukünftigen
„Dingen, und mit höhern Geistern korrespon-
„dirende Organe von einer harten, undurch-
„dringlichen Kruste bedeckt scheinen.“ u. s. w.

Man siehet, der Verfasser will etwas Auf-
fallendes und Besonders sagen, und drehet sich
daher in diesem ganzen Aufsatze um ein Wort
(Pressentiment) wobei er sich selber eigentlich
nichts deutlich denkt, und daher einen Aufwand
von vielen andern Worten macht, die er zusam-
menhäuft, damit es den Anschein habe, als ob
er das Hauptwort dadurch wirklich erkläre.

Das Pressentiment wird gewirkt, oder
doch angebahnet, erleichtert, geleitet
oder bestimmt; welch eine Menge nichtssa-
gender Ausdrücke, wovon einer den andern wie-
der aufhebt; denn wenn das Pressentiment be-
stimmt wird, wird es ja nicht bloß geleitet
oder angebahnet.

Auch siehet man offenbar, wie der Ver-
fasser unter den fremden Ausdrücken, deren

er sich so häufig ganz ohne Noth bedient, die Unbestimmtheit seiner Ideen zu verstecken sucht.

Das ausländische Pressentiment verstattet den leeren Worten einen freiern Spielraum, als das deutsche Vorgefühl, welches gleich anfänglich zu bestimmtern Begriffen den Ton würde angegeben haben.

Probe einer schwülstigen Schreibart.

Aus einer neuern Schrift, über das Erhabene.

„Wer von dem Erhabnen schreiben will muß „es oft schmecken und immer schmackhaft fin„den; er muß es besser kennen, als Sphären„gesang, als Geister- und Elfen-Tänze, und „alle die Dinge zwischen Himmel und Erde, wo„von der Schwärmer und der Dichter nur weiß. „Ihm muß die Natur Amme seyn, und die „Einsamkeit seine Geliebte. An ihrem Busen „muß er gesehn haben, wie der Nebel der Welt „die Dinge verkleinert, vergrößert oder ver„hüllt; in ihren Umarmungen muß er gelernt „haben, das Gesicht von der Maske, das „Mädchen von der Schürze, die Erziehung

„vom Affentanz, den Kopf von der Perücke zu
„trennen, zu sehen die Heiligen ohne Glorie,
„aber auch den Narren ohne Kappen. — Vie-
„les, was ich schrieb, ist freiwilliger Erguß ei-
„ner schwärmenden Phantasie, der keine Anti-
„chambre die Flügel beschnitt, und kein tän-
„delndes Getümmel toller Höflinge; die kein
„sausender Zirkel glücklicher Damen lähmte
„mit ihrem ewigen Frühlinge im Gesichte, die
„Einsamkeit stärkte und kräftiger Selbstgenuß.
„Alles, was ich schrieb, das spricht mein Herz
„und spricht es nur zu erwärmten Herzen.
„Und wenn dieß Buch in Vergessenheit sinkt,
„wenn der Sturm der Zeit meinen Nahmen
„verwehet u. s. w.“

Probe einer matten poetischen Schreibart.

Brief an einen Freund.

Wird er sich noch fernhin winden unser schö-
ner Weg,
Den wir gern noch lange mit einander wandern,
Oder ruft uns bald der Trennung fern ge-
wünschter Steg,

Daß wir unsre Wallfahrtspfade einsam gehen
sollen?
Kommen wird der Scheideweg. Wir haben
uns vielleicht
Unsers Weges bunten Faden weit hinausge-
sonnen,
Plötzlich steht die ernste Pflicht dann und gebeut
uns nicht
Uns die Hand, und ach! er war uns kürzer
zugesponnen;
Dann verfärbt sich unsrer Jugend morgenrother
Traum
In des Tages ernstern, kälteren Geschäfts-
gedanken.
Viel der Last am Tage dann und Ruhe wird
uns kaum,
Wenn wir in des Alters Abendschatten
wanken.
Frage jetzt noch nicht, ob wir dann Wasser
oder Wein
Trinken, Brod mit Salze oder Braten essen,
lachen
Oder weinen werden, laß es, wie es seyn
soll, seyn,
Und alles nur, wie wir es machen
können, machen u. s. w.

Probe einer unübereinstimmenden Schreibart.

„Der Fürst ließ ihm eine seinen Verdiensten „angemessene Belohnung zufließen."

anstatt

„Der Fürst gewährte ihm eine seinen Verdiensten angemessene Belohnung."

Der Ausdruck zufließen lassen paßt nicht zu dem vorhergehenden seinen Verdiensten angemessen. —

Zufliessen lassen drückt eine Gnadenbezeugung aus Mitleid aus, wovon hier nicht die Rede ist.

Probe einer unbescheidnen anmaßenden und geschmacklosen Schreibart.

„Da ich acht Sprachen studiert habe, um in „deren keiner von philosophischen Dingen Uebersetzungen lesen zu dürfen; so habe ich vieles „gelesen, was zur eigentlichen Bildung des „Menschenverstandes gehört, was aber des-

„halb, weil mit Uebersetzungen sich
„nur solche Leute abzugeben pflegen,
„die aus Eifer für Deklination, Con-
„jugation, Syntax, Etymologie ꝛc. al-
„les unberührt lassen, was die Er-
„forschung der eigentlichen Gedan-
„ken eines Schriftstellers betrift —
„mehr als zu oft, besonders bei den Alten,
„gar nicht beobachtet ist."

Eine ähnliche Probe.

Von einem jungen Arzt.

Noch viel Verdienst ist übrig. Auf, hab' es nur: die Welt wird's kennen!!

Ich bin dem medicinischen Publiko nicht mehr so ganz unbekannt. Man kennt mich aus einigen Abhandlungen, über deren Werth ich nicht entscheiden kann; die der Hofrath Baldinger aber doch seinem bekannten Magazin einzuverleiben würdigte. Diese zeigen mehrentheils den Gang

und die Art meines Studii der Wissenschaften, für die ich mit solchem Enthusiasmus eingenommen bin, daß ich ein feierliches Gelübde hier vor der ganzen Welt ablege, nicht eher zu ruhen, als bis ich so viel zur mehrern Vervollkommung der Arzneikunde beigetragen habe, als Gott mir Kräfte des Geistes und Körpers verleiht, u. s. w.

Probe eines unbehülflichen und unverständlichen Perioden.

„So daß die Aussage derjenigen, welche behaupten, daß astronomische Träumereien, und „die eben daher fließende Warnung, daß er „sich vor seinen nächsten Verwandten, ja gar „vor seinem eigenen Sohne hüten sollte, ihn „in diesem Stücke so unentschlüssig gemacht, „ungemein wahrscheinlich wird.“

Probe

Probe einer weitschweifigen und dunklen Schreibart.

„Wenn man es dem persönlichen Charakter „Ferdinands I. und Maximilians II. „grossentheils zu verdanken hatte, daß es un- „ter ihnen so ziemlich ruhig in Deutschland ge- „blieben war: so schien jener Rudolphs II. „das nämliche zu gewähren. Eben so Frieden- „und Ruheliebend, und noch mehr entfernt „von persönlichen Religionsstreitigkeiten — „schien er dazu gemacht zu seyn alles in seinem „bisherigen Gleise zu erhalten.“

Probe einer weitschweifigen und abge- schmackten Schreibart.

Aus Raffs Weltgeschichte für Kinder.

„Aengstlich nachzuforschen, wer wohl die er- „sten, die ältesten Einwohner Italiens gewesen, „und wo sie hergekommen seyn möchten, sind „Possen und Kleinigkeiten, um die wir uns „nicht bekümmern können. Denn es ist sicher

„nie der Mühe werth, sich im Zirkel von alten
„Völkern, deren Entstehung und Geschichte im-
„mer dunkel und fabelhaft bleiben wird,
„lange herum zu drehen. Wer daher geradezu
„und mit Zuversicht sagen wollte: Italien ist
„in diesem oder jenem Jahre von Kunz oder
„Hinz, und der Kunzinn oder Hinzinn
„zuerst besetzt, und nach und nach bevölkert
„worden, der würde was Unerweisliches be-
„haupten, und sich bei verständigen Personen
„lächerlich machen. Denn man weiß es schlech-
„terdings nicht gewiß, wer diese Halbinsel zu-
„erst besetzt habe."

Einzelne Probe vom bildlichen Ausdrucke.

„Das Laster im Purpur"
anstatt
„ein lasterhafter Fürst."
„Der melodische Wald"
anstatt
„der Wald, wo die Vögel singen."
„Ein froher Tag"
anstatt
„ein Tag, an welchen man froh ist."

„Das philosophische Jahrhundert"
anstatt
„das Jahrhundert worin die Philosophie
„sich ausbreitet."
„Die Sterblichen"
anstatt
„die Menschen".
„Er ist ein Titus"
anstatt
„ein gütiger Beherrscher"
„Im Frühlinge wenn die Rose sich entfaltet"
anstatt
„Im Frühlinge, wenn die Rosen sich
„entfalten."

„Tausend Herzen schlagen dem Menschen-
„freunde dankbar entgegen"
anstatt
„viele Herzen schlagen dem Menschenfreunde
„dankbar entgegen."

Proben vom kühnen und regellosen bildlichen Ausdruck.

Zimmermann.

„Die Brille der Eigenliebe sitzt beinahe jeder „Nation auf der Nase.“

„Die Narrheit ist die Königin der Welt; „wir alle tragen mehr oder weniger ihre Livrey, „ihre Ordensbänder, ihre Ordenskreuze, und „ihre Schellen.“

„Wir leben in der Dämmerung einer gro„ßen Revolution, in den Tagen einer zweiten „Scheidung von Licht und Finster„niß — die Wolken des Irrthums, und der „Furcht zerstreuen sich; des langen Zwanges „müde wirft man die Ketten der alten Vor„urtheile ab, um von den verlornen Rechten „der Vernunft und der Freiheit wieder Besitz „zu nehmen. Das allenthalben verbreitete „Licht, der allenthalben angewandte philoso„phische Geist, die daher vorhandene größere „Kenntniß des Fehlerhaften in der angenom-

„menen Denkungsart und kurzweg das „Sturmlaufen auf die Vorurtheile der „Zeit, zeuget eine Dreisiigkeit im Denken, „die oft in eine strafbare Frechheit ausartet, „u. s. w."

„Ueber alle große Angelegenheiten des „Menschen, treten Bücher an das Licht, die „rührend für das Herz sind, und einleuchtend „für den Verstand. Alles wird durchgebentelt, alles ist in der Gährung, alles ver„kündigt eine Reformation in der Philosophie „des gemeinen Lebens, die sich hie und da mit „langsamen Schritten zeigt, aber auch „zuweilen wie die entwolkte Sonne auf „einmal alle Schatten verdrängt."

Der bildliche Ausdruck neigt sich hier zum Komischen, der Begriff von einer ganzen Nation und die Brille der Eigenliebe, die ihr auf der Nase sitzt, macht einen lächerlichen Abstich. —

In dem folgenden Bilde: Die Narrheit ist die Königinn der Welt rc., wird der Aus-

druck bitter scherzend, weil das Bildliche mit dem Eigentlichen vermischt ist, und in einander greift. Die Narrheit wird als die Königinn der Welt und Ordensbänder und Ordenskreutze als die Beweise der Gunst geschildert, woran man ihre Lieblinge erkennt; weil nun durch wirkliche Ordensbänder und Kreuze der Eitelkeit und Thorheit so manches Opfer gebracht wird, so ist die Zusammensetzung mit Livrey und Schellen desto bitterer.

Das folgende Bild steigt verhältnißmäßig —

Wir leben in der Dämmerung einer großen Revolution. —

In den Tagen einer zweiten Scheidung von Licht und Finsterniß.

Die Wolken des Irthums und der Vorurtheile zertheilen sich. —

Nun aber wird das angefangene Bild durch ein fremdartiges unterbrochen:

Des langen Zwangs müde wirft man die Ketten der alten Vorurtheile ab, um die verlornen Rechte der Vernunft und Freiheit wieder in Besitz zu nehmen.

Nach dieser Unterbrechung wird das angefangene Bild wieder fortgesetzt:

Das allenthalben verbreitete Licht, der allenthalben angewandte philosophische Geist, die daher rührende größere Kenntniß des Fehlerhaften in der angenommenen Denkungsart—

Nun kömmt wieder auf einmal ein ganz fremdartiges Bild, womit sich dieser Periode ziemlich abgebrochen schließt:

Und kurz weg das Sturmlaufen auf die Vorurtheile der Zeit, zeugt eine Dreistigkeit im Denken, die oft in strafbare Frechheit ausartet.

Der folgende Periode fängt mit dem eigentlichen Ausdrucke an:

Ueber alle große Angelegenheiten der Menschen treten Bücher an das Licht, rührend für das Herz und einleuchtend für den Verstand.

Nun wird die Sprache plötzlich, und zwar auf eine etwas auffallende und sonderbare Weise, wieder Bildniß.

Alles wird durchgebeutelt, alles ist in der Gährung; alles verkündigt eine Reformation in der Philosophie des gemeinen Lebens —

Nun tritt wieder ein ganz fremdartiges Bild auf:

die sich hie und da mit langsamen Schritten zeigt, —

Nun schließt ein neues wiederum dem vorigen ganz fremdartiges Bild den Perioden:

„aber auch zuweilen, wie die entwölkte „Sonne, auf einmal allen Schatten verdrängt.“

Man siehet aus den angeführten Beispielen, wie die Bildersprache dieses Verfassers sich an keine Regeln bindet, sondern immer ihren Gegenstand verfolgend, die Vergleichungen nur im Vorbeigehen aufgreift, und, gleich einem Strom, was der Einbildungskraft zufällig in den Weg kömmt, mit sich fortreißt. —

Probe einen geordneten und regelmäßigen bildlichen Schreibart.

Mendelssohn.

„Hier sitze ich einsam in der Grotte, die du „deinen Liebling nennst und warte auf das er-

„quickende Auge der Welt. Welch ein „prächtiger Einzug! mit welchem Glanze er„scheinen die Vorboten der einziehenden „Majestät! und wie schön wechselt diese feurige „Gestalt mit dem ernsthaften Gesichte „der braunen Nacht ab! ich weiß nicht, ob „ein anderer als ein Jüngling vermögend sey, „alle diese Schönheit zu fühlen.“

„Die Jugend gleicht einem aufgehenden „Frühlingsmorgen. Alles ist belebt, ein re„ges Feuer dringt durch alle Nerven, und kein „Wachender senkt sich vorsetzlich in die Arme „des Schlafes. Die arbeitende Natur er„muntert die Geschöpfe zum Leben und zu Be„schäftigungen. Sobald aber die Nacht ih„ren finstern Schleier um unsern Horizont „wälzt, und die geschäftige Hand der „Natur vor unsern Augen verbirgt; so siehet „man den größten Haufen sich nach der Hülfe „des Schlafs sehnen. Das Bewußtseyn wird „ihnen eine beschwerliche Last.“

„Sie wünschen lieber eine Zeit lang nicht „zu fühlen, daß sie sind, als das Leere zu „empfinden, daß sich von der Natur auf ihre

„Seele ausbreitet, oder noch unglücklicher, „Kummer und Sorgen in ihrer Seele herum„zuwälzen, die mit der einbrechenden Nacht „in ihr erwachen.

Probe einer leichthin geworfenen Schreibart.

Wieland.

„Kein Mensch in der Welt, kann alles, was er „will, es sey denn, daß er weise genug ist, nichts „zu wollen, als was er kann. Eine ganze großen „Nation kann freylich mit vereinigten Kräften „ungeheure Würkungen hervorbringen, aber „denn liegt die Schwierigkeit im Wollen, oder in „der Schwierigkeit ihr den Willen zu machen.“—

Das ist kein geründeter, sondern ein hingeworfener Periode.

Er bricht zu kurz ab, und es fehlt ihm am Ende an der gehörigen Fülle. Die einzelnen Glieder dieses Perioden nehmen ab, statt zuzunehmen. —

Das erste Glied ist das längste, und läßt einen Reichthum der Rede erwarten, welche Erwartung durch die Folge nicht befriedigt wird.

Man sieht aber auch aus allen wohl, daß der Verfasser hier absichtlich keine Periode bilden, sondern seine Gedanken nur hinwerfen wollte.

„Eine ganze grosse Nation kann freilich mit „vereinigten Kräften ungeheure Wirkungen „hervorbringen. —

„Dann aber liegt die Schwierigkeit im „Wollen, oder in der Schwierigkeit ihr den „Willen zu machen.“ —

Durch das dann hängt dieser Periode sehr schwach zusammen. —

Durch ein obgleich oder zwar wäre der Anfang an das Ende viel fester angeschlossen worden, wenn es ein ordentlicher Periode hätte seyn sollen. Es war aber dem Verfasser hier, wie schon gesagt nicht um die Bildung eines Perioden, sondern nur um die Aeusserung seiner Meinung zu thun, die er nicht langsam und feierlich, wie in der Büchersprache, sondern, wie in der Umgangssprache, in kurzen und schwach gebundenen Sätzen vorträgt.

Probe einer ungekünstelten und natürlichen Schreibart.

(Aus Werthers Leiden.)

In den folgenden Beispielen herrscht die natürlichste Nachbildung der affektvollen mündlichen Rede, die man sich denken kann.

„Du kennst den Nußbaum u. s. w. Statt zu erzählen daß sie abgehauen sind, werden sie beschrieben:

„Die herrlichen Nußbäume! die mich, „Gott weiß, immer mit dem größten Seelen„vergnügen erfüllten! wie vertraulich sie den „Pfarrhoff machten! wie kühl, wie herrlich die „Aeste waren! u. s. w."

Nun wird über die zu lebhaften Erinnerungen die Erzählung selbst beinahe vergessen:

„Ich sage dir, dem Schulmeister standen die „Thränen in den Augen, da wir gestern davon „redeten, daß sie abgehauen worden" u. s. w.

Der Aerger und Unwillen erzählt nicht gut und ordnungsmäßig —

Ehe wir noch erfahren, daß die neue Pfarrerin die Bäume hat umhauen lassen, läßt der

Erzähler seinen Unmuth und Verdruß gegen sie aus.

„Das ganze Dorf murret, und ich hoffe, die „Frau Pfarrin soll es an Butter und Eiern, „und übrigem Zutrauen spüren, was für eine „Wunde sie ihrem Orte gegeben hat. Denn sie „ist es, u. s. w.

Probe einer weitschweifigen und dunklen Schreibart, mit einer Menge eingeschobner Sätze.

„Die Hamburgische Ausgabe, die so heißt, „weil Hamburg ihr Verlagsort ist, die aber „auch als eine Lauenburgische, weil sie in Lauenburg gedruckt worden, angeführt wird, und „die vermuthlich durch Veranstaltung und unter der Aufsicht des großen Fabricius hervorgetreten ist, die Hamburgische Ausgabe des „Verzeichnisses der Thuanischen Bibliothek „hat Coler, wie auch Jugler bemerkt, als „sehr fehlerhaft nachgedruckt, verdächtig machen wollen.“

Probe einer satyrischen Schreibart,

von der niedrigern Gattung.

„Ob ich, sagte der fette Mann, es meinem Am-
„te, das ich als ordentlicher Professor und Dok-
„tor der Theologie seit vielen Jahren bekleide,
„oder meiner außerordentlichen Scharfsichtig-
„keit zuzuschreiben habe, weiß ich nicht: aber
„so viel weiß ich, daß beinah kein Tag vergeht,
„an welchem ich nicht schriftlich und mündlich,
„wegen brauchbarer und wohlfeiler Subjekte
„zur Besetzung lediger Informator- und Hof-
„meisterstellen, fast von ganz Deutschland an-
„gegangen würde. Ich diene meinem Näch-
„sten gern, ich hoffe, ich kann das von mir
„ohne Ruhmredigkeit sagen. Es ist aber doch
„eine verzweifelt verdrießliche Sache, für seine
„Dienste nichts als unzufriedene Klagen und
„Vorwürfe zum Danke zu bekommen. — Die
„Welt wird freilich von Tag zu Tag immer
„klüger, und niemand kann sich darüber mehr
„freuen als ich; ich wünschte nur, daß sie nicht
„zugleich auch eigensinniger würde. Keinem
„Menschen kann ich es mehr recht machen,

„ich mag mir auch Mühe geben, so viel als
„ich will. Denn wahrhaftig! der bedachtsam-
„ste Pferdehändler kann beim Einkauf seiner
„Thiere kaum vorsichtiger zu Werke gehen, als
„ich bei der Wahl der Informatoren. Ich be-
„gucke sie jedesmal von vorne und hinten, von
„oben und unten; ich sehe ihnen auf den Mund,
„ob sie nicht etwa zu viel essen; ich probire den
„Rücken, ob er auch gelenkig genug ist; ich wi-
„derspreche ihnen jedes Wort, um zu bemerken,
„ob sie weich oder hartnäckig sind, u. s. w.
„Und nicht genug! nunmehr schicke ich sie erst
„noch in die Nebenstube zu meiner Frau, wo
„sie aufs neue alle Schulen durchmachen müssen.
„Ich will meine Frau nicht rühmen, man möchte
„sonst nur denken, daß ich mir auf meine kluge
„Wahl viel einbildete, von welcher Eitelkeit
„ich doch, Gottlob! weit entfernt bin; indes-
„sen muß ich ihr doch die Gerechtigkeit wieder-
„fahren lassen, daß in der ganzen Stadt sich
„keine Frau besser auf alles versteht, was sich
„schickt und nicht schickt. Ich berufe mich des-
„falls auf meinen Beutel, für welchen ihre
„zärtlichen Begriffe von Schicklichkeit eine
„wahre Staupe sind; ungeachtet meiner hüb-

„schen Einnahme ist er doch immer so leer als „der Beutel eines Poeten, und reicht kaum zu, „den nothwendigen Ueberfluß, wie „sie's nennt, zu bestreiten. — Doch ich komme „vom Texte, u. s. w."

Probe einer würdigen und edlen Schreibart, aus einem Erbauungsbuche.

„Sich Gott als einen rächenden beleidigten „Gott zu denken, ist ein entehrender Gedanke. „Er kann auch nicht einen Schein der Schwach„heit haben. Wie können wir glauben, daß er „durch unsere Fehler und Sünden beleidigt, „ja gar zum Zorn und zur Rache gereizt wer„den könne. So wenig ein Mensch durch die „kraftlose Empörung eines Wurms beleidigt „werden kann, so wenig kann es Gott durch „das Widerstreben eines Menschengeschlechts, „das zusammengenommen nur ein Wurm in „seiner unendlichen Schöpfung ist. Zorn und „Rache sind sehr große Unvollkommenheiten. „Lehrte uns Gott nicht sie zu vermeiden? gab „er uns nicht das Gebot unsre Feinde zu lieben?

„und

„und dieser Gott sollte des Zorns und der Ra-
„che fähig seyn! Nein, Ewiger, du kannst
„nicht zürnen und Rache üben, weil du über
„jede Unvollkommenheit und Schwachheit erha-
„ben bist. Du siehst mitleidig auf deine Ge-
„schöpfe herab, wenn sie den Weg der Tugend
„verlassen, und sich ins Elend stürzen, du
„suchst sie durch Wohlthaten zum Nachdenken
„zu bringen.

Probe des Niedrigen und Pöbelhaften im Ausdruck, aus Robert und Florinde oder das Opfer des Ehrgeizes, ein Trauerspiel von J. Cornelius. 1785.

Bianka. Unmensch! hätt' ich dir nie eine Tochter gebohren!!

Alonso. Fluch der Stunde, in der du sie mir gebahrst! Du hättest mir eben so lieb den leidigen Teufel gebohren.

Bianka. Um dir eine treue Kopie von dir selbst zu liefern; nicht so?

Alonso. Jezt schweige! es fängt an zu kochen. u. s. w.

Probe des Kindischen und Spielenden im Ausdruck, aus Raffs Geographie für Kinder.

„Sechszehn Königreiche, und doch nur eilf „Könige? Wie geht denn das zu? Ganz natür„lich. Besinnt euch einmahl, wie es wohl zu „gehen möge! Ach, nun fällt mirs bey! Es „haben vielleicht einige Könige zwei Königreiche „zusammen? Richtig, so ist es!“

Probe des Gekünstelten im Ausdruck, aus Hottingers Kritik von Meiners Briefen über die Schweiz.

„Ein Gebirg, bloß weil es den Nahmen der „Jungfrau trägt, macht den Verfasser so warm, „daß er das Gebirg wirklich für eine Schöne „ansieht, mit Rosenbekränzter Stirn, blen„denden Busen, der von Sonnenstrahlen ge„küßt wird. Ziemlich lose stürzt des Herrn „Professors Einbildungskraft unter dem Saum „des Gewandes der gigantischen Jungfrau.“

Probe einer fehlerhaften Parenthese.

„Wenn ich glauben darf, (doch — warum „sollte ich das nicht da ich schon so „viele Beweise davon habe,) daß Sie „mein Freund sind."

Der Satz ist durch die Einschiebung zu sehr zerschnitten.

Man erfährt erst nach der Einschiebung wovon die Rede ist. —

Dieß ist aber fehlerhaft, weil man erst am Ende und gleichsam zu spät erfährt, worauf man die Einschiebung beziehen soll.

Das davon hat gar keinen Sinn, wenn man nicht erst das folgende: „daß Sie mein „Freund sind" hinzunimmt.

Man sieht hieraus offenbar, daß die Einschiebung zu früh gemacht ist, und daß Sie erst nach: „daß Sie mein Freund sind" stehen müßte, weil doch alsdann der eigentliche Schluß des Satzes erst folgt, als:

„Wenn ich glauben darf, daß Sie mein „Freund sind, (doch warum sollte ich das nicht,

„da ich so viele Beweise davon habe!) so,
u. s. w.

Probe von Gallizismen.

Das hat er nicht einmal aber (sondern) zehnmal gesagt;

Er hat es nicht gethan, als um nur zu zeigen,

anstatt

Er hat es bloß gethan um zu zeigen.

Er hat mich glauben machen,

anstatt:

Er hat gemacht, daß ich glaubte.

Das Wetter, indem es mich verhinderte auszugehen,

anstatt:

Indem mich das Wetter verhinderte auszugehen.

Die Ehre habend, Sie zu kennen, bin ich so frei;

anstatt

da ich die Ehre habe, u. s. w.

Einer unserer sonst guten Uebersetzer machte einmal einen Versuch die französische Partici-

pialkonstruktion der Kürze wegen in unsere Sprache einzuführen; allein diese Neuerung wurde nicht nachgeahmet, und er fand damit keinen Beifall. Auch entwickelte hier Adelung die Gründe, weswegen diese Konstruktion in den Bau unserer Sprache nicht statt finden könne. Die Konstruktion:

Er hat mich glauben machen,

anstatt:

er hat gemacht, daß ich glaubte;

ist schon von einigen guten deutschen Schriftstellern gebraucht worden, und es kömmt nur darauf an, daß sie eingeführt und gangbar werde, weil sie eben mit keiner Härte verknüpft, und für den deutschen Ausdruck nicht unpassend ist.

Weitschweifigkeit im Geschäftsstyl.

Eine der größten Sprach- und Schreibunarten ist die Nebeneinanderstellung des fremden Ausdrucks mit seiner deutschen Uebersetzung, so daß beide Wörter, gleichsam als wenn sie zwei Begriffe bezeichneten, nicht durch oder sondern

durch und verbunden werden. In dem fehlerhaften Kanzleistyl findet man auch häufig dergleichen Zusammensetzungen, als:

dahin verweisen und remittiren, die Kosten kompensiren und aufheben.

Diese Unart des Ausdrucks grenzt beinahe ans Kindische, wie bei einem Lehrer auf einer Universität, welcher seine Vorlesungen anhub: wir sind subsistirt und stehen geblieben, und wollen nun pergiren und fortfahren.

Bei den Uebungen im Geschäftsstyl muß ein Hauptaugenmerk seyn, alles Ueberflüssige und nicht zur Sache Gehörige abzuschneiden, und sich insbesondere vor den gleich bedeutenden Ausdrücken in Acht zu nehmen.

Denn die Menge der Geschäfte selbst erfordert ja die gemessenste Kürze im Ausdruck, wenn man sich die Uebersicht der Sache nicht selbst erschweren will.

Weil in dem Geschäftsstyle die Worte von solcher Wirksamkeit sind, daß auf einem einzigen Ausdruck oft eine sehr wichtige Sache beruht, so ist freilich Bestimmtheit und Deutlich-

keit eine Haupterforderniß bei dieser Gattung von schriftlichen Aufsätzen; und Zweideutigkeit und Dunkelheit müssen auf alle Weise vermieden werden.

Durch das zu ängstliche Bestreben aber, sich deutlich und bestimmt auszudrücken, hat man sich in dem Geschäftsstyle zu mancher unnützen Wiederholung, Weitschweifigkeit und Umständlichkeit verleiten lassen.

Indem man nehmlich durch mehrere gleich bedeutende Wörter einen Begriff noch deutlicher zu machen, und ihn recht vollständig zu bestimmen suchte, bewirkte man gerade das Gegentheil. —

Vom unbestimmten Ausdruck.

Einige Leute scheuen sich, bestimmt **ja** oder **nein** zu sagen: sie sind so erstaunlich höflich, daß sie um das **ja** oder **nein** beständig einen Umweg suchen, gleichsam als ob sie durch einen zu bestimmten Ausspruch anstoßen würden.

Statt **nein** zu sagen bitten sie jedesmal um Vergebung, und statt **ja** zu sagen, haben

sie beständig die Ehre — so wie der Veneziamer, wenn man ihn z. B. frägt;

ob dieß das große Arsenal sey?
mit der Antwort in Bereitschaft ist:
per ubbedirla.
(Ihnen gehorsamst aufzuwarten!)
Ob dieß die Brücke Rialto sey? —
per ubbedirla.
(Ihnen gehorsamst aufzuwarten!)

Jemand, der z. B. genöthigt ist, eine Einladung abzuschlagen, kleidet das **nein** in die folgende Formel:

„Da es mir meine Geschäfte durchaus un-„möglich machen, mein Haus, wäre es auch „nur auf eine Stunde, zu verlassen,“

„**so dürfte ich wohl nicht die Ehre „haben können, ihre Einladung an-„zunehmen**“ —

anstatt:

„so kann ich nicht die Ehre haben, Ihre „Einladung anzunehmen.“

Der Nachsatz ist mit dem Vordersatze nicht übereinstimmend. —

Der Vordersatz enthält den vollständigen Grund der Unmöglichkeit, die Einladung an-

zunehmen; und der Nachsatz läßt es wieder ungewiß, ob man die Einladung noch werde annehmen können, oder nicht.

Noch lächerlicher ist das folgende Beispiel eines unbestimmten Ausdrucks:

„Mein Vater scheint sich erholt zu haben,
„da er nun weit mehr als sonst bei Kräften ist.“

Wenn er weit mehr als sonst bei Kräften ist, so hat er sich ja wirklich erhohlet, und scheint sich nicht bloß erhohlet zu haben.

Eine übertriebene Bescheidenheit aber ist Ursach, daß einige Leute sich fast immer des Ausdrucks scheinen anstatt seyn bedienen. Sie wollen niemals ein entscheidendes Urtheil äußern, sondern immer nur sagen, wie ihnen die Sache vorkommt.

So lobenswerth nun eine solche Bescheidenheit an sich ist, so tadelnswerth und lächerlich wird sie, wenn man sie übertreibt, und z. B. bei ganz unbedeutenden und gleichgültigen Dingen, aus bloßer Höflichkeit sein Urtheil zurückhält. —

Die Formel: wie soll ich Worte finden.

„Wie soll ich Worte finden!"
ist eine eben so abgenutzte als abgeschmackte Formel. Wer die Sache, wovon er redet, gehörig einsieht, der findet auch sicher Worte, um seine Gedanken darüber auszudrücken. —

Und wer schreiben will, muß nothwendig mit dem Verstande schreiben, weil die Empfindung stumm ist.

Indeß kann man diese Formel in so fern gelten lassen, als sie zum Zeichen dient, daß man von der ersten übertäubenden Empfindung sich zu erhohlen sucht, und nun allmählig zum ruhigen Nachdenken kömmt.

Noch eine Probe vom zweideutigen Ausdruck.

„Sein Freund schrieb ihm, er habe das große „Loos gewonnen."

Wer hat das große Loos gewonnen, der Freund oder der an den geschrieben wird?

Hat es der Freund gewonnen, so muß es heißen:

er erhielt von seinem Freunde die Nachricht, daß derselbe das große Loos gewonnen habe.

Hat es der gewonnen, an welchen geschrieben wird, so muß es etwan heißen:

er erhielt die Nachricht, daß er das große Loos gewonnen habe, in einem glückwünschenden Briefe, von seinem Freunde.

Von der Bestimmtheit im Ausdruck.

Eine Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache.

Die deutsche Sprache hat das Eigenthümliche, daß sie ihre Deklinationen und Konjugationen mehr durch ganze Wörter als durch bloße Biegungslaute bezeichnet, wodurch sie zwar an Deutlichkeit aber nicht an Kürze gewinnt.

Die deutsche Sprache setzt das alles ausdrücklich und mit ganzen Worten hin, was in der lateinischen und griechischen Sprache, z. B. immer durch die einsilbigen oder Biegungslaute angedeutet wird.

Wo z. B. in jener Sprache bloß der Ablativ oder der Genetiv steht, da werden im Deutschen die Präpositionen selbst gesetzt, welche das Verhältniß ganz genau und bestimmt bezeichnen, als:

Aus Furcht vor der Strafe,
Aus Begierde nach Ehre.

Bei dem Verbum wird im Deutschen das persönliche Pronomen ich, du, er immer ausdrücklich gesetzt, nicht:

Liebe, liebst, liebt

sondern:

ich liebe, du liebst, er liebt.

So eben wird bei dem Verbum auch die künftige und vergangene Zeit nicht durch Biegungslaute, sondern durch ganze Wörter, haben und werden, bezeichnet. Nur das Imperfectum wird durch den Biegungslaut gebildet.

Der Gebrauch der Präpositionen im Deutschen, dient oft dazu, Zweideutigkeiten zu vermeiden, denn wenn man z. B. sagt:

„die Liebe Gottes,“

so kann dieß so viel heißen, als:

die Liebe Gottes zu den Menschen, oder:
die Liebe der Menschen zu Gott.

Sobald wir anstatt, die Liebe Gottes, setzen: die Liebe zu Gott, oder, die Liebe gegen Gott, so findet keine Zweideutigkeit mehr statt.

Von der Heraushebung des Hauptbegriffes.

Durch die Formeln

vorzüglich
um so mehr
nicht nur
sondern auch

eröfnet man sich gleichsam ein neues Gedankenfeld —

Die Aufmerksamkeit wird dadurch auf den Hauptgedanken mehr zusammengedrängt —

das Wichtigere wird aus der Masse des Unwichtigeren herausgehoben, und mit der Ordnung welche dadurch erwächst, entsteht auch Reichthum und Fülle der Ideen, wo vorher Armuth und Leerheit war.

Wer etwas sagt, ohne irgend einen Hauptbegriff herauszuheben, der stokt und ist auf einmal fertig, und weiß nun keine Worte mehr

zu finden; Gedanken und Ausdruck ist zu Ende.

Jemand will zum Beispiele für eine Wohlthat danken, und sagt:

Ich statte Ihnen für diese Wohlthat meinen Dank ab! —

Legt er nun den Nachdruck der Stimme auf ich und hebt diesen Begriff heraus, so wird seine Aufmerksamkeit auf das Verhältniß zwischen ihm und seinem Wohlthäter gerichtet:

Ich, der ich Ihnen schon so sehr verpflichtet bin, der Ihnen das nie vergelten kann, u. s. w.

Fällt der Ton der Stimme auf Ihnen und wird dieser Begriff herausgehoben, so eröfnet diese Heraushebung eine neue Quelle von Ideen:

Ihnen, meinem großmüthigen uneigennützigen Wohlthäter, der sein Glück darin findet, anderer Glück zu schaffen, u. s. w.

Wird der Begriff von Wohlthat herausgehoben, so verweilt die Aufmerksamkeit wiederum auf der edlen großmüthigen Art, wie diese Wohlthat erzeigt ist, gerade in dem rechten Zeitpunkte, u. s. w.

Wird Dank zum Hauptbegriffe erhoben, so findet die Sprache der Empfindung Platz:

Wie nun der feurige Wunsch für das Wohl des Menschenfreundes, der mir geholfen hat, bei mir an die Stelle der Wiedervergeltung treten muß, und wie ich nur durch diesen Wunsch und diese Gesinnung mir selber eine Genüge leiste, u. s. w.

Nun können diese Hauptbegriffe in einander spielen, und ein Ganzes bilden, nachdem sie erst einzeln herausgehoben sind, und aus einem jeden eine neue Ideenfülle geschöpft ist.

Auf die Weise steht uns bloß durch das Herausheben der Hauptbegriffe ein immerwährender Gedankenreichthum zu Gebothe. —

Die Verneinung
„auf keine Weise"
und die Bejahung
„auf irgend eine Weise"
dienen sehr um den Nachdruck der Rede zu verstärken, als:
anstatt
„dieß ist nicht",

„dieß ist auf keine Weise der Fall

oder

„dieß findet auf keine Weise statt“

Probe einer Weitschweifigkeit im Ausdruck durch unnöthige Umschreibungen.

„Jede Handlung, wodurch Sie mir bisher „bewiesen haben, daß Sie mein Freund sind:“

anstatt:

„jeder bisherige Beweiß Ihrer Freund- „schaft.“

„Die Spielsucht, welche die Menschen ins „Verderben bringt“

anstatt:

„die verderbliche Spielsucht.“

„Eine Wunde, die ihm den Tod brachte“

anstatt

„eine tödliche Wunde.“

„Eine Nachricht die ihn in Schrecken „versetzte.“

anstatt

„Eine schreckliche Nachricht.“

Fortsetzung
von
D. Jenisch.

Sechste Vorlesung.

Ueber Deutlichkeit, Bestimmtheit, Lebhaftigkeit, Würde und Wohlklang, als die allgemeinen Eigenschaften einer guten Schreibart — dargestellt in ihrem Zusammenhange und in ihrer Vollzähligkeit.

Nachdem der Verfasser bis dahin, vorbereitend, gezeigt, wie der Schriftsteller den Gedanken ordnen, den Ausdruck bilden, die Sprache feilen müsse: so wollen wir nunmehr die Eigenschaften einer guten Schreibart zusammenfassen, und dieselben nicht sowohl logisch erklären, als durch Beyspiele darstellen, und den Zögling des Geschmacks anweisen, was er hier zu thun, dort zu meiden habe.

Reinheit und Richtigkeit der Sprache ist allerdings eine unerlaßliche Bedingung der guten Schreibart: allein, mehr Gegenstand der Sprachlehre, als einer Anweisung zum

Styl, ist sie überdem schon von dem Verfasser dieses Werks im dem vorigen sehr zweckmäßig, und von Herrn Adelung in seinem Werk über den Styl, (1 Theil) ausführlich abgehandelt worden. Wir wenden uns daher so gleich zu den obengenannten Eigenschaften der Rede.

Die Sprache ist das Werkzeug der Bezeichnung und Mittheilung unserer Vorstellungen und Empfindungen: wir sprechen, wir schreiben, um von andern verstanden zu werden.

In jedem Worte, jedem Bilde, in jedem größern und kleinern Abschnitt der Rede, muß also auch eine entweder durch sich selbst bestimmte, oder durch das Ganze der Rede bestimmbare, Idee zum Grunde liegen. Jede Silbe, jede Biegung eines Worts deutet auf dieses unsichtbare, bloß mit dem Verstande zu erreichende, hin.

Und dieß nennt man den Sinn (Verstand, Begriff) eines Worts oder einer ganzen Rede.

Ein einziger Buchstabe ändert bisweilen den Sinn: z. B. „ich lerne" bedeutet die gegenwärtige, „ich lernte" die vergangene Zeit.

Die Eigenschaft des Styls, nach welcher der Sinn der Rede klar und faßlich dargestellt, und aus der Seele des Redenden in die Seele des Zuhörers oder Lesers übertragen wird, nennt man die Deutlichkeit.

Diese Eigenschaft betrifft, wie sichs von selbst ergiebt, den Grund und Zweck aller Sprache. Auf sie müssen daher auch alle übrigen Erfordernisse einer guten Schreibart, wie auf Einen Punkt hinwirken, und ihr, in jedem Fall, untergeordnet seyn.

Da es den Gesetzen der Denkkraft gemäß ist, daß wir in der kleinstmöglichen Zeit den größtmöglichen Raum umfassen, oder, (um mich verständlicher auszudrücken) daß wir unsere Geisteskräfte mit der größtmöglichen Leichtigkeit beschäftigen (obstat, quicquid non adjuvat. Quintil. *) so erfoderts die Natur der Sache, daß jener Sinn, so bald und so leicht, als es durch die darzustellende Idee, und Empfindung, oder durch die Absicht des

*) Alles was die Thätigkeit unseres Geistes in der Entwickelung seiner Ideen und Gefühle nicht fördert, das stört ihn.

Redners oder Schriftstellers geschehen kann, in die Seele des andern übertragen werde.

Und dieses geschieht dadurch, daß wir aus der Masse von Wörtern diejenigen ausheben, die den Sinn, nicht bloß auf irgend eine Art faßlich darstellen, sondern ihn am nächsten und am ersten erreichen; und eben so, daß wir diese Worte, dem benannten Zweck gemäß, gegen einander stellen und ordnen.

Diese Eigenschaft heißt die Bestimmtheit des Ausdrucks.

Aber unserm Geiste ist auch ein gewisser Hang zur Thätigkeit eigen, nach welchem er nicht bloß überhaupt, oder nur nützlich, sondern auch angenehm beschäftiget seyn will. Das gewöhnliche alte, bloß fürs Bedürfniß hinreichende, sättiget ihn so leicht; ermüdet, erschlaft ihn.

Daher ist es auch nöthig, daß der bestimmt ausgedrückte Sinn, nach der jedesmaligen Natur der Sache und des beabsichteten Zwecks der Rede, das Gemüth des andern in eine Art von angenehmer Thätigkeit versetze.

Dieß geschieht dadurch, daß wir den Ausdruck, seys durch eine besondere Auswahl der Worte, seys durch gewisse Wendungen, Gleichnisse, Anspielungen, oder auch durch eine raschere, auf

irgend eine Art ausgezeichnete, Wendung und Zusammenstellung der Ideen und Worte, über das gewöhnliche und alltägliche hinausheben, und gleichsam beseelen.

Diese Eigenschaft der Rede heißt die Lebhaftigkeit.

Sie ist unter allen die am meistenverführerische, und daher auch am meisten dem Mißbrauch ausgesetzt.

Alles Verderbniß des Geschmacks beginnt mit ihr, und durch sie. Doch davon hernach.

Der Mensch ist ferner nicht bloß ein sinnliches, sondern auch ein moralisches Wesen: er fühlt gewisse Dinge als seiner selbst würdig; andere, als seiner selbst unwürdig. Dieses Gefühl überträgt er nicht bloß auf seine eigene und anderer moralische Handlungen, sondern auch auf alles das, was mit seinem eigenen oder anderer moralischen Ich in einiger Verbindung steht, als zum Beyspiel: Stand, Alter, Ehrenstelle, und jede Art von Interesse. Jeder Verstoß gegen dieß Gefühl von Würde und Anstand, beleidiget ihn, oder erreget ihm wenigstens eine widrige Empfindung, nicht minder im Ausdruck der Rede, als in wirklichen Handlungen.

Eben so sind auch viele seiner Vorstellungen, Empfindungen und Leidenschaften von der Art, daß sie sich einander aufheben, oder wenigstens nicht zu gleicher Zeit neben einander in der Seele Statt finden können. Empfindungen des Schmerzes heben die Empfindungen der Freude, und diese wiederum jene auf. Ernste, große, wichtige Gegenstände sind unverträglich mit gemeinen, kleinlichen, pöbelhaften Vorstellungen und Ausdrücken.

Daher ist es nothwendig, daß auch der Schriftsteller jenes äusserst zarte Gefühl des Menschen von dem, was würdig und anständig ist, sorgfältig schone, und diesen widrigen Zusammenstoß entgegengesetzter Empfindungen oder Interesse vermeide.

Diese dem Schriftsteller nothwendige Behutsamkeit in der Wahl der Worte und Einkleidung der Ideen, heißt die **Würde** des Ausdrucks.

Da das Gefühl von Würde und Anstand dem Menschen angebohren ist; so ist die Würde des Ausdrucks nicht, wie es einigen geschienen, bloß eine durch Sitte und Cultur angenommene (convenzionelle) Eigenschaft einer guten Schreibart; sondern, so wie jenes Gefühl selbst,

Die Eigenschaft des Styls, nach welcher der Sinn der Rede klar und faßlich dargestellt, und aus der Seele des Redenden in die Seele des Zuhörers oder Lesers übertragen wird, nennt man die Deutlichkeit.

Diese Eigenschaft betrifft, wie sichs von selbst ergiebt, den Grund und Zweck aller Sprache. Auf sie müssen daher auch alle übrigen Erfordernisse einer guten Schreibart, wie auf Einen Punkt hinwirken, und ihr, in jedem Fall, untergeordnet seyn.

Da es den Gesetzen der Denkkraft gemäß ist, daß wir in der kleinstmöglichen Zeit den größtmöglichen Raum umfassen, oder, (um mich verständlicher auszudrücken) daß wir unsere Geisteskräfte mit der größtmöglichen Leichtigkeit beschäftigen (obstat, quicquid non adjuvat. Quintil. *) so erforderts die Natur der Sache, daß jener Sinn, so bald und so leicht, als es durch die darzustellende Idee, und Empfindung, oder durch die Absicht des

*) Alles was die Thätigkeit unseres Geistes in der Entwickelung seiner Ideen und Gefühle nicht fördert, das stört ihn.

Redners- oder Schriftstellers geschehen kann, in die Seele des andern übertragen werde.

Und dieses geschieht dadurch, daß wir aus der Masse von Wörtern diejenigen ausheben, die den Sinn, nicht bloß auf irgend eine Art faßlich darstellen, sondern ihn am nächsten und am ersten erreichen; und eben so, daß wir diese Worte, dem benannten Zweck gemäß, gegen einander stellen und ordnen.

Diese Eigenschaft heißt die Bestimmtheit des Ausdrucks.

Aber unserm Geiste ist auch ein gewisser Hang zur Thätigkeit eigen, nach welchem er nicht bloß überhaupt, oder nur nützlich, sondern auch angenehm beschäftiget seyn will. Das gewöhnliche alte, bloß fürs Bedürfniß hinreichende, sättiget ihn so leicht; ermüdet, erschlaft ihn.

Daher ist es auch nöthig, daß der bestimmt ausgedrückte Sinn, nach der jedesmaligen Natur der Sache und des beabsichteten Zwecks der Rede, das Gemüth des andern in eine Art von angenehmer Thätigkeit versetze.

Dieß geschicht dadurch, daß wir den Ausdruck, seys durch eine besondere Auswahl der Worte, seys durch gewisse Wendungen, Gleichnisse, Anspielungen, oder auch durch eine raschere, auf

irgend eine Art ausgezeichnete, Wendung und Zusammenstellung der Ideen und Worte, über das gewöhnliche und alltägliche hinausheben, und gleichsam beseelen.

Diese Eigenschaft der Rede heißt die Lebhaftigkeit.

Sie ist unter allen die am meisten verführerische, und daher auch am meisten dem Mißbrauch ausgesetzt.

Alles Verderbniß des Geschmacks beginnt mit ihr, und durch sie. Doch davon hernach.

Der Mensch ist ferner nicht bloß ein sinnliches, sondern auch ein moralisches Wesen: er fühlt gewisse Dinge als seiner selbst würdig; andere, als seiner selbst unwürdig. Dieses Gefühl überträgt er nicht bloß auf seine eigene und anderer moralische Handlungen, sondern auch auf alles das, was mit seinem eigenen oder anderer moralischen Ich in einiger Verbindung steht, als zum Beyspiel: Stand, Alter, Ehrenstelle, und jede Art von Interesse. Jeder Verstoß gegen dieß Gefühl von Würde und Anstand, beleidiget ihn, oder erreget ihm wenigstens eine widrige Empfindung, nicht minder im Ausdruck der Rede, als in wirklichen Handlungen.

Eben so sind auch viele feiner Vorstellungen, Empfindungen und Leidenschaften von der Art, daß sie sich einander aufheben, oder wenigstens nicht zu gleicher Zeit neben einander in der Seele Statt finden können. Empfindungen des Schmerzes heben die Empfindungen der Freude, und diese wiederum jene auf. Ernste, große, wichtige Gegenstände sind unverträglich mit gemeinen, kleinlichen, pöbelhaften Vorstellungen und Ausdrücken.

Daher ist es nothwendig, daß auch der Schriftsteller jenes äusserst zarte Gefühl des Menschen von dem, was würdig und anständig ist, sorgfältig schone, und diesen widrigen Zusammenstoß entgegengesetzter Empfindungen oder Interesse vermeide.

Diese dem Schriftsteller nothwendige Behutsamkeit in der Wahl der Worte und Einkleidung der Ideen, heißt die Würde des Ausdrucks.

Da das Gefühl von Würde und Anstand dem Menschen angebohren ist; so ist die Würde des Ausdrucks nicht, wie es einigen geschienen, bloß eine durch Sitte und Cultur angenommene (convenzionelle) Eigenschaft einer guten Schreibart; sondern, so wie jenes Gefühl selbst,

von der Hand der Natur vorgezeichnet. Wenn einige rohe Völker sich in manchen einzelnen Fällen über das moralische Gefühl wegzusetzen scheinen; und wenn noch öfterer eine gewisse Gattung von Schriftstellern alle Würde des Ausdrucks vernachläßiget: dann antwortet der Redekünstler mit dem eines Menschen so würdigen Stolz, daß er, so wie jeder Künstler, nur nach der schönen Natur und für die schöne Natur arbeitet, deren göttliches Gepräge kein fehlerhaftes Beyspiel zerstören, und kein Schmutz eines ausgearteten Schriftstellers verwischen kann.

Endlich. Obgleich die Rede nur den Geist beschäftiget, so hängt doch die innere Empfindung des Menschen zu genau mit den Eindrücken des äußerlichen Sinnes zusammen, als daß derjenige, der unsere Seelenkräfte in eine angenehme, oder wenigstens nicht unangenehme Thätigkeit versetzen will, nicht auch jedes widrige der äußern Sinne, besonders der mit der geistigen Thätigkeit zunächst verwandten, sorgfältig verhüten müßte.

Da nun der Sinn des Gehörs der Weg auf welchem die Rede in die Seele fließt,

so hat der Redner oder Schriftsteller dahin zu sehen, daß er den Ausdruck auf diesem Wege sanft, und ohne Anstoß, und, so viel immer geschehen kann, mit einem gewissen Wohlgefühl des Zuhörers oder Lesers, dahingleiten lasse. Dieß kann nur dadurch geschehen, daß er Sylben, Worte und Perioden, so stellt und ründet, damit wenigstens kein auffallender Mißklang das Ohr zerreiße, und daß der Ausdruck, besonders da, wo er grosse Gemählde oder starke Leidenschaften darzustellen hat, in Klang und Tritt, den Gang der Jdeen und Empfindungen gleichsam nachhalle.

Diese Eigenschaft nennt man den Wohlklang.

Bey dem Lesen thut die Seele nichts anders, als daß sie die Worte stille nachspricht, und sich vorzählt: sie überträgt also gewissermaßen die Worte vom Papier ins Ohr. Daher der Schriftsteller diese Erforderniß der Schreibart nicht minder zu beobachten hat, als der Redner: ja der erste vielleicht nur um so vielmehr, da während des Lesens die Aufmerksamkeit, durch keine Geberde, kein Minenspiel oder Stimme des Redenden und andre dergleichen Eindrücke zerstreut,

sich nicht selten auf das am meisten heftet, was sie nun entbehrt (die lebendige Stimme)

Oft findet unser Ohr auf dem Papier sehr übelklingend, was ihm in dem Strom lebendiger Rede, ohne allen widrigen Anstoß dahin zu fließen schien.

Die genannten Eigenschaften einer guten Schreibart stehen also, wie wir gezeigt haben, mit einander im genauen Zusammenhang, und sind auf die unabänderliche Eigenthümlichkeiten des menschlichen Geistes gegründet, sind durch seine Kräfte, seine Bedürfnisse, in so fern sie auf die Seele Beziehung haben, bestimmt.

Siebente Vorlesung.

Forsetzung der vorigen.

Hier wollen wir nur noch einige Anmerkungen hinzuthun, aus welchen ihr gegenseitiger Zusammenhang, und besonders ihre Vollzähligkeit zur Bewirkung alle Zwecke der Rede noch mehr erhellen wird.

Die *Deutlichkeit* beschäftiget vorzüglich das Fassungsvermögen unserer Seele, den Verstand: welches sich auch schon daraus ergiebt, daß der Sinn der Rede, nach einer sehr gewöhnlichen Verwechselung des objectiven und des subjectiven, des materiellen und des formellen in der Beziehung der Begriffe, der *Verstand* derselben genannt wird.

Diese Eigenschaft bezieht sich daher nicht bloß auf einzelne Ausdrücke, Redensarten, Wendungen u. s. w. sondern vorzüglich auf das Ganze der Rede: in wiefern nämlich die darzustellende Ideen, theils einzeln klar und faßlich ausgedrückt sind, theils durch ihre Anordnung und Verbindung, zu der Hervorbringung eines deutlichen und vollständigen Begriffs hinwirken. Unter allen Eigenschaften des Stils würde ich sie daher, in dem eigentlichsten Sinne, die *logische* nennen. Das bloße Wort schon „Deutlichkeit“ (Eigenschaft des Hindeutens) winkt auf das Unsichtbare, nur mit dem Verstande zu erreichende in der Sprache hin. (Siehe oben S. 130.)

Die *Bestimmtheit* des Ausdrucks ist nichts anders, als die auf jeden einzelnen Theil der

[illegible], jedes Wort und Ausdruck mit Einsich-
[illegible] des Begriffs insbesondere, angemessen[illegible]
[illegible]. Denn nur dadurch, daß ich je-
den Begriff in sein angemessenes Gewand
kleide, jede kleinste Schattirung desselben rein
und richtig bezeichne, daß ich in meiner ganzen
Darstellung, der Natur und Wahrheit des Ge-
genstandes treu bleibe, und gleichsam [illegible] Ding
mit seinen eigenthümlichen und [illegible]
vollsten Namen nenne, [illegible]
daß ich mich bestimmt [illegible]
Sinn meiner Rede auf [illegible]
lichste Weise in die Seele des [illegible]
gen.

[illegible]

Der strenge Logiker urtheilt daher gewöhnlich am richtigsten über die Deutlichkeit der Darstellung.

Aber er muß seine Einbildungskraft geübt und geschärft haben, er muß zugleich Aesthetiker seyn, um die Wahrheit und Eigenthümlichkeit, d. h. die Bestimmtheit des Ausdrucks, gehörig prüfen zu können.

Alles, was Herr Adelung in seinem vortreflichen Werk über den Styl, unter den Ueberschriften: „Angemessenheit, Schicklichkeit, Natürlichkeit, Eigenthümlichkeit, Präzision," abgehandelt hat, das befassen wir unter dem Begriff der Bestimmtheit.

Denn nur derjenige Ausdruck bezeichnet den Gedanken eigenthümlich, wahr und natürlich, der dem eben erklärten Begriff von der Bestimmtheit zusagt, und nicht mehr nicht weniger in die Seele des andern überträgt, als der darzustellende Gedanke in sich enthält, oder nach der Absicht der Rede enthalten soll.

Die Platonische Philosophie nennt Gott „den Messer der Dinge" und sie will damit nichts anders an[illegible] daß die Gottheit alles anordne [illegible]le, allen Dingen Maaß und Grenzen [illegible]

Rede, jedes Wort und Ausdruck und Einkleidung des Begriffs insbesondere, angewandte Deutlichkeit. Denn nur dadurch, daß ich jeden Begriff in sein angemessenstes Gewand kleide, jede kleinste Schattirung desselben fein und richtig bezeichne, daß ich in meiner ganzen Darstellung, der Natur und Wahrheit des Gegenstandes treu bleibe, und gleichsam jedes Ding mit seinen eigenthümlichsten und bedeutungsvollsten Namen nenne, d. h. nur dadurch, daß ich mich bestimmt ausdrücke, wird der Sinn meiner Rede auf die leichteste und faßlichste Weise in die Seele des andern übertragen.

Die Eigenschaft der Bestimmtheit hat es schon mehr mit der Einbildungskraft zu thun, als die bloße Deutlichkeit. Die Auswahl der Worte und der ganzen Einkleidung unserer Gedanken beschäftiget, wenn gleich unter der strengen Aufsicht des Verstandes, dennoch offenbahr mehr die Einbildungskraft; die aus ihrem unermeßlichen Vorrath von sinnlichen Anschauungen, Bildern und Zeichen der Begriffe, dem Verstande und der Urtheilskraft die schicklichsten und eigenthümlichsten zur Auswahl darlegt.

Der strenge Logiker urtheilt daher gewöhnlich am richtigsten über die Deutlichkeit der Darstellung.

Aber er muß seine Einbildungskraft geübt und geschärft haben, er muß zugleich Aesthetiker seyn, um die Wahrheit und Eigenthümlichkeit, d. h. die Bestimmtheit des Ausdrucks, gehörig prüfen zu können.

Alles, was Herr Adelung in seinem vortreflichen Werk über den Styl, unter den Ueberschriften: „Angemessenheit, Schicklichkeit, Natürlichkeit, Eigenthümlichkeit, Präzision," abgehandelt hat, das befassen wir unter dem Begriff der Bestimmtheit.

Denn nur derjenige Ausdruck bezeichnet den Gedanken eigenthümlich, wahr und natürlich, der dem eben erklärten Begriff von der Bestimmtheit zusagt, und nicht mehr nicht weniger in die Seele des andern überträgt, als der darzustellende Gedanke in sich enthält, oder nach der Absicht der Rede enthalten soll.

Die Platonische Philosophie nennt Gott „den Messer der Dinge" und sie will damit nichts anders andeuten, als daß die Gottheit alles anordne und eintheile, allen Dingen Maaß und Grenzen bestimme.

Rede, jedes Wort und Ausdruck und Einkleidung des Begriffs insbesondere, angewandte Deutlichkeit. Denn nur dadurch, daß ich jeden Begriff in sein angemessenstes Gewand kleide, jede kleinste Schattirung desselben fein und richtig bezeichne, daß ich in meiner ganzen Darstellung, der Natur und Wahrheit des Gegenstandes treu bleibe, und gleichsam jedes Ding mit seinen eigenthümlichsten und bedeutungsvollsten Namen nenne, d. h. nur dadurch, daß ich mich bestimmt ausdrücke, wird der Sinn meiner Rede auf die leichteste und faßlichste Weise in die Seele des andern übertragen.

Die Eigenschaft der Bestimmtheit hat es schon mehr mit der Einbildungskraft zu thun, als die bloße Deutlichkeit. Die Auswahl der Worte und der ganzen Einkleidung unserer Gedanken beschäftiget, wenn gleich unter der strengen Aufsicht des Verstandes, dennoch offenbahr mehr die Einbildungskraft; die aus ihrem unermeßlichen Vorrath von sinnlichen Anschauungen, Bildern und Zeichen der Begriffe, dem Verstande und der Urtheilskraft die schicklichsten und eigenthümlichsten zur Auswahl darlegt.

Der strenge Logiker urtheilt daher gewöhnlich am richtigsten über die Deutlichkeit der Darstellung.

Aber er muß seine Einbildungskraft geübt und geschärft haben, er muß zugleich Aesthetiker seyn, um die Wahrheit und Eigenthümlichkeit, d. h. die Bestimmtheit des Ausdrucks, gehörig prüfen zu können.

Alles, was Herr Adelung in seinem vortreflichen Werk über den Styl, unter den Ueberschriften: „Angemessenheit, Schicklichkeit, Natürlichkeit, Eigenthümlichkeit, Präzision," abgehandelt hat, das befassen wir unter dem Begriff der Bestimmtheit.

Denn nur derjenige Ausdruck bezeichnet den Gedanken eigenthümlich, wahr und natürlich, der dem eben erklärten Begriff von der Bestimmtheit zusagt, und nicht mehr nicht weniger in die Seele des andern überträgt, als der darzustellende Gedanke in sich enthält, oder nach der Absicht der Rede enthalten soll.

Die Platonische Philosophie nennt Gott „den Messer der Dinge" und sie will damit nichts anders andeuten, als daß die Gottheit alles anordne und eintheile, allen Dingen Maaß und Grenzen bestimme.

Eben so besteht auch das Geschäfte des Redekünstlers besonders in jenem Abmessen und bestimmen des Ausdrucks nach dem darzustellenden Begriff. Diese Handlung (actus) des Abmessens und Bestimmens liegt offenbar in dem Worte „Bestimmtheit.“

So lange der Ausdruck nichts mehr als deutlich und bestimmt ist, so lange bleibt die Seele, da beyde Eigenschaften, (jene durchaus, diese zum Theil), logisch sind, in einem gewissen Zustande der Ruhe, mit welcher jede Wirkung der sogenannten obern Seelenkräfte immer begleitet zu seyn pflegt.

So bald aber die Rede sich zu Gleichnissen, Anspielungen, leidenschaftlichen Wendungen u. s. f. erhebt; so bald sie die Einbildungskraft und Empfindung in's Spiel setzt; so fühlt sich der Geist von einer gewissen angenehmen Thätigkeit beseelt, gegen welche die Thätigkeit des Verstandes als ein Zustand der Ruhe und Gleichgültigkeit angesehen werden kann.

Die raschen Uebergänge, die Zusammenstellung mannigfaltiger, nicht selten höchst ungleichartiger Bilder, die besondern Einkleidungen und Wendungen jeder Art, das Auf- und Nieder-

wallen einer und derselben Empfindung und Leidenschaft, oder das Ineinander-Wogen mehrerer, kurz, das Spiel mannigfaltiger und verschiedener Kräfte unseres Geistes, der obern und niedern, des Verstandes, der Einbildungskraft und des Witzes, — verbreiten über die Seele ein gewisses Leben, einen erhöhten Grad der Selbstthätigkeit.

Daher nennen wir die Eigenschaft des Stils, welche diesen angenehmen Zustand in der Seele hervorbringt, mit Recht die Lebhaftigkeit. Diese Eigenschaft gehört eigentlich, wie auch oben schon gesagt worden, zum Schmuck der Rede. Der Ausdruck muß allezeit deutlich und bestimmt seyn: er darf sich aber nicht immer bis zur Lebhaftigkeit erheben.

Unterdessen liegt schon in den ersterklärten Begriffen von der Deutlichkeit und Bestimmtheit, (besonders der letztern) der Nebenbegriff einer gewissen Lebhaftigkeit, die auch schon bloß durch diese Eigenschaften in der Seele hervorgebracht wird. Denn eine Rede voll Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks, ohne allen Schmuck und ästhetische Verzierung, setzt unsern Geist nicht nur überhaupt in Thä-

Eben so besteht auch das Geschäfte des Redekünstlers besonders in jenem Abmessen und bestimmen des Ausdrucks nach dem darzustellenden Begriff. Diese Handlung (actus) des Abmessens und Bestimmens liegt offenbar in dem Worte „Bestimmtheit,“

So lange der Ausdruck nichts mehr als deutlich und bestimmt ist, so lange bleibt die Seele, da beyde Eigenschaften, (jene durchaus, diese zum Theil), logisch sind, in einem gewissen Zustande der Ruhe, mit welcher jede Wirkung der sogenannten obern Seelenkräfte, immer begleitet zu seyn pflegt.

So bald aber die Rede sich zu Gleichnissen, Anspielungen, leidenschaftlichen Wendungen u. s. f. erhebt; so bald sie die Einbildungskraft und Empfindung in's Spiel setzt; so fühlt sich der Geist von einer gewissen angenehmen Thätigkeit beseelt, gegen welche die Thätigkeit des Verstandes als ein Zustand der Ruhe und Gleichgültigkeit angesehen werden kann.

Die raschen Uebergänge, die Zusammenstellung mannigfaltiger, nicht selten höchst ungleichartiger Bilder, die besondern Einkleidungen und Wendungen jeder Art, das Auf- und Nieder-

wallen einer und derselben Empfindung und Leidenschaft, oder das Ineinander-Wogen mehrerer, kurz, das Spiel mannigfaltiger und verschiedener Kräfte unseres Geistes, der obern und niedern, des Verstandes, der Einbildungskraft und des Witzes, — verbreiten über die Seele ein gewisses Leben, einen erhöhten Grad der Selbstthätigkeit.

Daher nennen wir die Eigenschaft des Stils, welche diesen angenehmen Zustand in der Seele hervorbringt, mit Recht die Lebhaftigkeit. Diese Eigenschaft gehört eigentlich, wie auch oben schon gesagt worden, zum Schmuck der Rede. Der Ausdruck muß allezeit deutlich und bestimmt seyn: er darf sich aber nicht immer bis zur Lebhaftigkeit erheben.

Unterdessen liegt schon in den ersterklärten Begriffen von der Deutlichkeit und Bestimmtheit, (besonders der letztern) der Nebenbegriff einer gewissen Lebhaftigkeit, die auch schon bloß durch diese Eigenschaften in der Seele hervorgebracht wird. Denn eine Rede voll Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks, ohne allen Schmuck und ästhetische Verzierung, setzt unsern Geist nicht nur überhaupt in Thä-

tigkeit, sondern die natürliche und lichtvolle Aneinanderreihung der Ideen, die Auswahl und Zusammenstellung der wichtigern, die Angemessenheit ihrer jedesmaligen Beziehung durch Worte, das feste, unverrückte Hinstreben zu Einem Ziel, Einem Hauptgedanken — alles dieß setzt die Selbstthätigkeit ins Spiel, welches durch jeden undeutlichen und unbestimmten Ausdruck, durch jede überflüssige Partikel, auf eine widrige Art gehemmt werden würde. Jeder Ausdruck also, der den gehörigen Grad von Deutlichkeit und Bestimmtheit haben soll, muß auch diesen Grad der Selbstthätigkeit in unserer Seele hervorbringen, und alles das sorgfältig vermeiden, was dieselbe hindern kann.

Folgender Abschnitt einer Spaldingschen Predigt ist, (was er auch durch seine Bestimmung, und durch den schriftstellerischen Charakter seines Verfassers einzig seyn soll) nichts anders als deutlich und bestimmt. „Am „meisten zeigt sich der als einen Weisen, der „auch auf die entferntesten Folgen hinaussieht, „und sich gegen die Zukunft in Sicherheit zu „setzen suchet, die am längsten dauert. Und

„da erscheinet die Klugheit des Christen in ih-
„rem vorzüglichsten Werthe. Alles vergeht;
„nur die Ewigkeit nicht, mit den Folgen, wel-
„che der Vorbereitung des Menschen auf diesel-
„be, während seines Daseyns auf der Erde,
„angemessen sind.“

Kein Schmuck, kein Bild, keine besondere auffallende Wendung in diesem Abschnitt vom Anfang bis zu Ende. Und dennoch fühlt sich unser Geist bey der Durchlesung desselben in einer gewissen, nicht unangenehmen Selbstthätigkeit.

Aber die Wichtigkeit des Gegenstandes, die Zusammenstellung gewisser, vielleicht sehr bekannter, allein nicht immer in dieser Verbindung zusammengedachter Ideen, der ungehinderte, durch kein überflüßiges Wort, keine entbehrliche oder verwirrende Neben-Idee, gehemmte Fortschritt der Seele von Gedanke zu Gedanke, — erzeugt das Gefühl einer gewissen Lebhaftigkeit, die freylich, bloß durch die Beschäftigung der intellectuellen Fähigkeiten hervorgebracht, mehr von dem ernsten und anstrengenden, als von dem angenehmen hat.

Die

Die Erzählung des Beaumarchais in dem Göthischen Trauerspiel Clavigo ist, eben durch das prunklose und ungeschmückte, durch das, beynahe nicht mehr als deutliche und bestimmte des Ausdrucks, ein Meisterstück ihrer Gattung.

Clavigo, der Gegenstand der Erzählung sitzt vor Beaumarchais; und dieser beginnt Clavigo's eigne Geschichte:

„Ein französischer Kaufmann, der bey einer starken Anzahl von Kindern, wenig Vermögen besaß, hatte viele Correspondenten in „Spanien. Einer der reichsten kam vor funfzehn Jahren nach Paris und that den Vorschlag: Gebt mir zwey von euren Töchtern: „ich nehme sie mit nach Madrid, und versorge „sie. Ich bin ledig, bejahrt und ohne Verwandte; sie werden das Glück meiner Tage „machen, und nach meinem Tode hinterlasse ich „ihnen eine der ansehnlichsten Handlungen in „Spanien u. s. f. — Ohngefähr um eben die „Zeit hatte sich ein junger Mensch, von den „Canarischen Inseln gebürtig, in dem Hause „vorstellen lassen, — Ohngeachtet seines geringen Standes und Vermögens nimmt man

„ihn gefällig auf. Voll von Begierde sich ei„nen Namen zu machen, fällt er auf den Ge„danken, der Stadt Madrid das, seiner Na„tion noch unbekannte, Vergnügen einer Wo„chenschrift zu geben. Seine Freundinnen las„sen es nicht ermangeln, ihm auf alle Art bey„zustehen: man zweifelt nicht, daß ein solches „Unternehmen großen Beyfall finden werde; „gnug ermuntert durch die Hofnung, nun bald „ein Mensch von einiger Bedeutung werden zu „können, wagt er es, der jüngsten einen Hei„rathsvorschlag zu thun u. s. w."

Wer fühlt hier nicht das lebendige, fortreißende dieser Erzählung? Und doch hat sie, die raschen Uebergänge ausgenommen, (die der Erzähler durch die bloße Weglassung der gewöhnlichen Umschreibungs- und Verbindungspartikeln „und, — als — nachdem" hervorbringt) eben so wenig Schmuck von Gleichnissen, Ausrufungen, besondern Ideenzusammenstellungen — u. s. f. als der angeführte Abschnitt aus der Spaldingschen Predigt.

Allein eben dieß prunk- und schmucklose des Ausdrucks zeigt uns den Erzähler immer gleichsam mit unverrücktem Aug auf seinen Ge-

genstand hingeheftet, und bringt daher auch in uns selbst die nämliche Empfindung hervor, heftet unsre Aufmerksamkeit, spannt die Erwartung, und wir zittern mit jedem neuen Abschnitt in der Erzählung dem Ausgang entgegen.

Es erhellet also von selbst, daß es eine gewisse Lebhaftigkeit des Ausdrucks giebt, unabhängig von Bildern, Gleichnissen, rhetorischen Wendungen; daß diese Lebhaftigkeit durch die bloße Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks hervorgebracht werden kann; und daß die Lebhaftigkeit in vielen Fällen, als z. B. in der Erzählung des Beaumarchais, in Darstellung großer Leidenschaften und Empfindungen u. s. f. auf diese Art fast allein hervorgebracht werden kann.

Man sieht schon hier, wie sehr diejenigen Schriftsteller irren, die nur alsdann lebhaft und schön zu schreiben sich einbilden, wenn sie jedem gemeinsten Begriff eine gewisse poetische Wendung geben, jeden alltäglichen Ausdruck zieren, und überall gleichsam das schöne Antlitz der Natur mit Blumen bewerfen.

Die ursprünglichste und natürlichste Bildung der Sprache hat Deutlichkeit und Bestimmtheit zum Zweck: die Denkmäler der ältesten Nationen, so wie nicht weniger aller rohen Völker, die uns deren einige geliefert, übertreffen in Rücksicht der Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks viele der neuen Schriftsteller, und dienen uns hierin allen zum Muster.

Wenn Bedürfniß, unverdorbenes Gefühl und Leidenschaft, die herrschenden Bewegungen der Seele sind; dann wird der Mensch nie ein vergebliches, überflüßiges Wort, oder eine gekünstelte Wendung hervorbringen, wird sich immer deutlich und bestimmt ausdrücken. Selbst die Wiederholungen einer und der nämlichen Sache, oft mit den nämlichen Worten, sind hier bedeutungsvoll, gehören wesentlich zur Darstellung und zu dem Gemälde der innern Bewegund der Seele.

Der rohe Naturmensch, in jeder ungehemmten Aeußerung seiner Bedürfnisse und Gefühle, die Wittwe am Grabe des geliebten Mannes, das Kind in seiner Bitte um einen gewünschten Gegenstand, jeder Mensch end-

lich, in großen und überwältigenden Gemüthsbewegungen, — alle diese werden nie anders als deutlich und bestimmt, ohne Weitschweifigkeit und ohne unnütze Verzierung sprechen; aber eben dadurch sich nur um so viel wahrer und natürlicher ausdrücken.

Im Gegentheil ist es in der Geschichte des Geschmacks, und auch in der täglichen Erfahrung eine sehr gewöhnliche Beobachtung, daß Leute, die viel lesen, oder zu speculativen Betrachtungen gewöhnt sind, und besonders diejenigen, die durch einen gewissen Hang zu gleißender Beredsamkeit hingerissen werden, nicht nur anderer Bedürfnisse, Gefühle und Leidenschaften (z. B. in einem Trauerspiel, oder in einem erdichteten Liebesbriefe) in einer weitschweifigen, oder auch gekünstelten und erzwungenen Sprache darstellen, (denn dieß ist ja der Erbfehler aller geschmacklosen Dichter und Prosaisten) sondern, daß sie bisweilen so gar in dem Ausdruck eigener Gefühle, Bedürfnisse und Leidenschaften, alle Natur und Wahrheit verleugnen, und sich zu der Darstellung derselben einer bilderreichen, witzigen und gekünstelten Sprache bedienen.

Ein auffallendes Beyspiel der letzten Art hat mir immer der bekannte französische Schriftsteller Linguet in seiner Beschreibung der Bastille geschienen. Er mahlte nicht aus der Einbildungskraft; er schilderte nicht Hirngespinnste; er sahe, hörte, empfand selbst alle Schrecken der Bastille: aber die Hyperbeln, die Metaphern, die oratorische und sophistischen Wendungen jeder Art, und die durchaus gekünstelte Sprache in dem genannten Werk, machen unser Gefühl mißtrauisch gegen die Wahrheit der Sache.

Eben so finden sich auch unter den Briefen der beyden talentvollen französischen Schriftsteller, Balzac und Voiture, sehr viele, wo sie eigene, sehr wahre Gefühle und Leidenschaften darzustellen hatten. Aber ihr Hang, witzig zu seyn, und durch das Talent der Beredsamkeit zu glänzen, reißt sie über die Gränzen der Natur und Wahrheit weit hinaus, und statt des theilnehmenden Freundes oder des warmen Liebhabers spricht in dem Briefe der hochtönende Redner, der blumenreiche Sophist.

Man vergleiche den historischen Styl des hebräischen Geschichtschreibers Moses und der ganzen Bibel mit dem Styl eines Tacitus, die Iliade mit der Aeneide des Virgil, diese mit der Thebaide des Statius u. s. w. und man wird nicht mehr zweifeln, daß Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks, auch ohne allen andern rhetorischen Schmuck, durch die nackte Darstellung der Natur und Wahrheit, nicht einen hohen Grad der Lebhaftigkeit hervorbringen könnten!

Es giebt allerdings einen gewissen Grad in der rhetorischen (ausschmückenden) Lebhaftigkeit, der mit jener, die durch die bloße Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks erzeugt wird, zusammenfällt. Dieß ist der Punkt, wo die Kunst Natur wird: ein Punkt, den das Genie allein trift, und der durch keine Regeln vorgezeichnet werden kann.

Diesen Punkt haben die Schriftsteller aller Nationen von hoher Cultur zu erstreben: hätten, Klopstock als Dichter, Schiller als Geschichtschreiber, bey aller ihrer Kunst, nicht diesen Punkt zu erreichen gewußt; dann wür-

den dem Kenner, der Messias, und die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande, unmöglich in ihrer Gattung so gefallen können, als die Iliade des griechischen Barden und die Cyropaedie in der ihrigen.

Unter allen Schriftstellern aller Nationen der neuern Zeit hat vielleicht keiner die nackte, antike Natur, — (man verzeihe mir den Ausdruck) jene Natur, die durchaus Bedeutung, nirgend Schmuck und Prunk ist, so glücklich erreicht, als Göthe in seinem Werther, in der Iphigenia und in einigen andern kleinen Stücken, und Klopstock in einzelnen Stellen der Meisterstücke seines Genies.

Wir werden in dem folgenden wahrscheinlich Gelegenheit haben, uns über diese Stelle, die manchem dunkel scheinen könnte, näher zu erklären.

Die zwo letzten Eigenschaften einer guten Schreibart, Würde und Wohlklang, sind durch sich selbst, und durch das, was oben davon gesagt worden, so bestimmt, daß wir uns hier aller fernern Anmerkungen überheben können.

Eine Bemerkung, die das ganze der Schreibart betrifft, müssen wir vor allen andern beherzigen.

Ein jeder guter oder classischer Schriftsteller vereiniget in seiner Schreibart Deutlichkeit, Bestimmtheit, Lebhaftigkeit, Würde und Wohlklang des Ausdrucks, und seine Manier, vielleicht in der einen oder andern dieser Eigenschaften des Styls vortreflich, ist fehlerhaft, wenn wir diese oder jene derselben in einem auffallenden Grade, darin vermissen. Sprache und Schreibart eines Menschen sind das Resultat aller seiner Seelenkräfte; in ihnen tönt gleichsam die ganze Harmonie seines Geistes und aller Anlagen und Fähigkeit desselben: Verstand, Einbildungskraft, Witz, Empfindung, Geschmack, sind, jede in verschiedenen Graden und nach Maaßgabe des darzustellenden Gegenstandes, bey dem Ausdruck beschäftiget.

Es würde daher lächerlich seyn, von einem Werk des Geistes zu sagen: diese Stelle ist bloß deutlich, jene bloß bestimmt, jene bloß lebhaft, und jene bloß wohlklingend. Wenn der deutliche Ausdruck nicht zugleich bestimmt

und in sich selbst gewissermaaßen gegründet ist; wenn ferner die Bestimmtheit sich nicht bis zu einem gewissen Grad der Lebhaftigkeit erhebt, (nicht eben immer jener rhetorischen, schmuckreichen, sondern jener bedeutungsvollen, ernsten, die mehr den Verstand beschäftiget, als die Einbildungskraft unterhält und die S. 147. entwickelt worden) so ist der Ausdruck tadelhaft, und den Regeln der guten Schreibart entgegen.

Wenn wir aber demungeachtet diesem Schriftsteller Deutlichkeit, jenem Bestimmtheit und Würde, oder einem andern Lebhaftigkeit als das eigenthümliche seiner Manier zuschreiben; so wollen wir damit nichts anders sagen, als daß diese einzelnen Eigenschaften einer guten Schreibart, in seiner Manier die hervorstechenden sind, die durch den Grad der herrschenden Fähigkeit seines Geistes, so wie das Ganze seiner Manier durch die Harmonie aller und jeder derselben, bestimmt werden.

Da es ein höchst seltener Fall ist, daß alle Seelenkräfte, die intellectuellen so wie die sinnlichen, in gleichem Grade in dem Menschen herrschen oder ausgebildet sind; so ist's klar, daß

nur der harmonische Zusammenklang aller, den guten und großen Schriftsteller bildet.

Gellert besaß gewiß in keinem hervorstechenden Grade weder Scharfsinn noch Witz und Einbildungskraft, noch Gelehrsamkeit; aber immer wird ihn der ächte Kritiker als einen bessern Schriftsteller und als ein nachahmungswürgeres Muster empfehlen, als so manchen neuern gewiß talentvollern Schriftsteller, der Gellerten durch Tiefsinn oder durch Witz und Einbildungskraft weit überlegen ist. Z. B. Abbt; der, nunmehr mit Recht fast classisch-gewordenen, Herder in seinen frühern Schriften u. s. w.

Unter allen deutschen Schriftstellern vereinigt Schiller ohnstreitig in der hervorstechendsten Harmonie, Tiefsinn, Einbildungskraft, Witz und philosophische Gelehrsamkeit. Die Einbildungskraft durch einen ächt-philosophischen Geist genährt und geleitet, ist allerdings die herrschende Eigenschaft seines Geistes.

Allein eben sie hat ihn auch, besonders in seinen frühern Versuchen, nicht selten über die Grenzen eines reinen und vollkommenge-

bildeten Geschmacks hinausgerissen und er galt in dieser Epoche seiner Geistesentwickelung mit Recht, mehr für ein großes Genie, als für einen großen Schriftsteller.

Jenes allgemein- gefallende Ebenmaaß aller Kräfte des Geistes, welches allein nur den guten und großen Schriftsteller bildet, muß als die letzte Vollendung des Geschmacks und des Genies angesehen werden, und wird von Schriftstellern mit außerordentlichen Talenten, immer schwüriger und gewöhnlich auch später erreicht, als von solchen, in deren Geist keine Kraft, keine Fähigkeit, besonders hervorragt.

Jede Originalität kann als eine Abweichung von der allgemeinen Regel angesehen werden: und eben der Kampf derselben gegen die allgemeine Regel, der sie sich doch, durch die Gesetze des Geschmacks fügen muß, erschwert dem Original- Geist seine frühe und vollständige Ausbildung.

Frühe Correctheit beweißt nie Genie

Achte Vorlesung.

Die allgemeinen Eigenschaften einer guten Schreibart — durch Beyspiele erläutert und angewändt.

Nunmehr wollen wir die allmählige Bildung des Ausdrucks von der schlichtesten Bezeichnung des Gedankens herauf, bis zur Lebhaftigkeit, Würde und Wohlklang, in Beyspielen darstellen, und eben so durch Beyspiele classischer Schriftsteller zeigen, daß die Schönheiten ihrer Schreibart auf den vorhin erklärten allgemeinen Eigenschaften der Rede beruhen.

„Wenn der Mensch alt wird, so nehmen seine Kräfte ab, und er wird schwächer, aber auch in seinem Gemüthe ruhiger."

Dieser Satz ist allerdings deutlich und faßlich ausgedrückt: jedes Wort hat seinen bestimmten Sinn, jede Verbindungspartikel ist

so wie sie dasteht, zum Verstande des Ganzen nöthig, jeder Begriff klar und vollständig.

Für die Sprache des gemeinen Lebens, für den schlichtesten Grad der Popularität, würde der Periode gewissermaaßen tadellos seyn.

Man verändere ihn aber etwa so: „wenn „der Mensch einmal alt wird, so nehmen seine Kräfte gewöhnlich ab, und er wird um „diese Zeit seines Lebens schwächer, aber auch „gewissermaaßen ruhiger.“

Und der Periode ist weitschweifig, ist mit unnützen Worten und Nebenvorstellungen überladen.

Die Zusätze, „einmal, gewöhnlich, um diese Zeit seines Lebens, gewissermaaßen,“ ob sie gleich an sich selbst nichts unwahres enthalten, sondern vielmehr den allgemeinen Satz, der in vielen Fällen Einschränkungen leidet, der Wahrheit gemäß einschränken und näher bestimmen, sind hier überflüßig. Die Seele wird durch sie in ihrem Fortschritt zu dem Hauptgedanken nur gehemmt: sie denkt sich bey diesem Allgemein-Satz jene Einschrän-

kungen von selbst, und es ist ihr ein widriges Gefühl, daß der, der so redet oder schreibt, ihr dieses alltägliche Maaß von Denkkraft nicht zuzutrauen scheinet.

Das „um diese Zeit seines Lebens“ ist überdem durchaus überflüßig und dient nicht einmal, jene Einschränkung zu bezeichnen: denn der Vorsatz bestimmt ja schon die Zeit, von der hier die Rede ist.

Aber nun laßt uns den Perioden etwa folgendermaßen einkleiden.

„Das Alter bringt Schwachheit des Körpers, aber auch Ruhe des Geistes.“

So faßt die Seele den nämlichen Allgemeinsatz mit weniger Worten, und doch zugleich in seiner ganzen Fülle.

Das „wenn der Mensch alt wird,“ ist in das bloße „das Alter“ übergegangen; so wie der Nachsatz „dann wird der Mensch schwächer, aber auch im Gemüth ruhiger,“ in das „bringt Schwachheit des Körpers, aber auch Ruhe des Geistes;“ zween Sätze in Einen. Ueberdem ist hier durch die Nebeneinanderstellung des Geistes und des Körpers, der Schwachheit und der Ruhe, der Satz selbst

gewissermaaßen fühlbarer und lebendiger geworden.

Dieß und die Kürze des Ausdrucks allein schon, setzt die Seele in einen höhern Grad der Thätigkeit, indem sie die nämlichen Vorstellungen zugleich lebhafter und in kürzerer Zeit faßt.

Selbst an diesem einfachen Beyspiele beobachte der Leser jenen Grad der Lebhaftigkeit, von welchem in der siebenten Vorlesung gehandelt worden, und welcher aus der bloßen Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks, ohne alle andere Verzierung der Rede, hervorgehen muß, wenn der Ausdruck selbst den Regeln einer guten Schreibart entsprechen soll.

Von den beyden Perioden

„Wenn der Mensch alt wird, so nehmen seine Kräfte ab, und er wird schwächer, aber auch in seinem Gemüthe ruhiger," und

„Das Alter bringt Schwachheit des Körpers, aber auch Ruhe des Geistes," erhebt sich der letztere bis zu diesem Grad der Lebhaftigkeit; der erste bleibt unter diesem Grad stehen.

Denn jener führt die Seele in einer kleinen Zeit durch den nämlichen Raum (siehe oder

oben die Erklärung von der Bestimmtheit) trägt die nämlichen Vorstellungen schneller und lebendiger in sie hinüber, als der „wenn der Mensch alt ist."

Wenn aber Herz in seinem vortreflichen Werk über den Geschmack und von dem Alter sagt, S. 63. der neuen Ausgabe.

„In dem Alter verpuft die auflodernde „Flamme des Geistes, und eine weise, ruhi„ge Grösse verbreitet sich über die ganze Oeko„nomie der Seele."

Dann fühlt ein jeder das lebendige in dem Ausdrucke jenes Allgemeinsatzes, und die Schreibart hat die Art rhetorischer Lebhaftigkeit, die wir als die dritte Eigenschaft in der Rede angezeichnet haben.

Die auflodernde und wieder verpuffende Flamme, die, dadurch leise in Erinnerung gebrachte, Jugendfülle und Kraft des frühern Lebensalters, im Gegensatz mit den Schwachheiten der spätern Jahre, die Neben-Idee von Haushaltung und Sparung unserer Kräfte, bey dem Wort „Oekonomie," die weise und ruhige Grösse die sich über diese Oekonomie gleichsam hinbreitet, und jeden Mißbrauch der

Kräfte zurückhält — alle diese Bilder, Nebenvorstellungen und Gegensätze, beseelen unsern Geist mit einer angenehmen Thätigkeit.

Was dem Perioden in Rücksicht des vorigen an Kürze abgeht, ersetzt er reichlich durch die angenehme Lebhaftigkeit. Wir machen mit Vergnügen ein paar Schritte außerhalb der Heerstraße, um einige lieblich-duftende Blumen zu pflücken.

Laßt uns hier zugleich bemerken: daß, wenn Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks gar wohl ohne rhetorischen Schmuck bestehen können, der rhetorische Schmuck (wofern er anders nicht abgeschmackt seyn soll) nie ohne Deutlichkeit und Bestimmtheit statt finden kann.

Jedes überflüßige, undeutliche, unbestimmte Wort würde hier der Seele nur um so viel mehr auffallen, da das Gefühl des Vergnügens (welches bey der letztern Gattung von Lebhaftigkeit immer das herrschende ist) noch viel zärtlicher ist, als das Gefühl der intellectuellen Geistesthätigkeit.

So wird unser Gefühl mehr beleidigt durch einen fehlenden Knopf an einem Galla-Kleide, als an einem Schlafrock!

Alle Bildung des Geschmacks geht also offenbar von der Deutlichkeit und Bestimmtheit aus. Diese Eigenschaften sind gleichsam Nerv und Muskel der Rede; die unerlaslichen Bedingungen aller Schönheit des Ausdrucks.

Wenn, ferner, jemand den obigen Allgemein-Satz folgendermaßen ausdrücken wollte: „der graue Schädel enthält gewöhnlich nicht viel Mark, und auf der Krücke läuft sichs nicht geschwinde," so würden wir den Perioden gewissermaßen zu der launigten Gattung rechnen können, die sich so oft über das, was Würde und Anstand heißt, hinwegsetzt.

„Der graue Schädel enthält gewöhnlich nicht viel Mark." Das ist lebhaft und anschaulich. Aber unser Gefühl wird durch diese zu auffallende und beynah ins gräßliche übergehende Zergliederung der Schwachheiten des Alters beleidiget. Wir empfinden nämlich eine gewisse Zärtlichkeit gegen unverschuldete, menschliche Schwachheiten; und besonders gegen das ehrwürdige Greisenalter, die es uns nicht erlaubt,

uns diese Schwachheiten ohne Noth, und in einer gleichgültigen Rede davon so nahe vors Auge zu halten.

„Auf der Krücke läuft sichs nicht geschwinde.“

Dieser Ausdruck hat nichts gräßliches, wie der erste: aber er mahlt in der Wendung, wie er dasteht, wenigstens eine gewisse Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit des Redenden oder Schreibenden gegen die Schwachheiten des Alters. Auch wir können alt werden: und er könnte auch gegen unsere unverschuldeten Schwachheiten die nämliche Unempfindlichkeit äußern. Er beleidiget also unser moralisches Ich: er zeigt sich da gleichgültig und gewissermaßen frech, wo andere Menschen gerührt sind. Der Ausdruck ist daher gegen die Würde.

Sehen wir endlich in der oben angeführten Herzischen Einkleidung des Satzes auf Klang und Tritt der darin vorkommenden Wörter, in wie fern derselbe dem Sinn angemessen ist: so werden wir sagen: In dem Satz:

„Im Alter verpuft die lodernde Flamme des Geistes“ mahlt der Fuß — — v v — durch die zwo kurzen Sylben und die gleich darauffolgend lange, die den Einschnitt macht, das

Stocken, das Stillestehen der Kräfte des Geistes, so wie

die lodernde Flamme des Geistes

— — v v — v v — v

durch die zweymal wiederholten schnelfüßigen Dactylen das plötzliche und heftige Aufbrausen der jugendlichen Kräfte bezeichnet.

Die weise ruhige Größe verbreitet sich

— — — — v v — v — — —

die langsamen Spondäen in diesem Abschnitt, besonders in dem „weise," und „verbereitet" machen dem Ohr die Ruhe und Stille des Geistes fühlbar.

Eben so zergliedere man in dieser Rücksicht folgende Stelle in der Schillerschen Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande.

„Manche Staaten stürzten mit einer präch-

— — —

tigern Erschütterung zusammen: Mit erhab-

v v v — v v — — — v —

nerem Schwunge stiegen andere auf."

v v — — — v — v v —

Und man wird den Perioden mit vollem Tritt ins Ohr klingen hören, in dem vielfachen R der „prächtigen Erschütterung" hört man

gleichsam die zusammenstürzende Trümmer schallen: und der Klang des Ausdrucks in dem

erhabnerem Schwunge steigen

— v v — v — —

mahlt lebendig das Wiederaufleben und Emporarbeiten großer Staaten.

Man sage nicht, eine solche Nachahmung des Gedanken durch Wort und Schall sey dem Schriftsteller ein zu kleinlicher Gegenstand! Genie und Gefühl leiten von selbst dazu hin: und dem geübten Schriftsteller entstehen Schönheiten dieser Art unter der Feder.

Den mit Recht bewunderten Alten war diese Nachahmung des Gedankens durch Worte und Schall, ein wichtiger Gegenstand der Rhetorik, und die bewundertsten Muster der Dichtkunst und der Beredsamkeit, Homer und Virgil, Demosthenes und Cicero sind es uns auch in Rücksicht des Wohlklanges und dieser Art von Gedanken-Ausdrucks.

Ehe wir zu der nähern Entwickelung der einzelnen Eigenschaften fortgehen, wollen wir dieselbe noch in dem folgenden Abschnitt aus dem Werke eines der neuesten schriftstellerischen Ge-

nieß in einem hervorstechenden Grad vereiniget sehen.

„Die Natur läßt in ihren wundervollsten „Metamorphosen die alte Hülle stehen, indeß „die neue — Zeit und Kräfte zu ihrer Vollen„dung gewinnet; ist diese erreicht, so sinkt „das verdrängte Gewand, und nichts als ein „leises Beben verkündigt's durch den organi„schen Gliederbau, daß die sanfte Umwandlung „vollbracht ist. Diesen Gang der Natur zu „copiren, ist hohe Weisheit, und nur diese „Weisheit läßt dauernden Wohlstand, Sicher„heit, Eintracht und Harmonie erwarten: nur „diese Weisheit erhält den moralischen Charak„ter, ohne den die größten Staatsoperatio„nen so wenig als die geringfügigste Privat„handlungen einen vernünftigen und einen „bleibenden Werth haben.“

Die Hauptidee des Verfassers „man muß in allen Umschaffungen der Dinge leise zu Werke gehen,“ liegt klar und deutlich vor Augen: er stellt sie uns nach ihren wohlthätigen Folgen und Wirkungen vielseitig dar: diese Maxime ist hohe Weisheit und nur diese Weisheit läßt dauernden Wohlstand, Sicherheit, Eintracht,

und Harmonie erwarten: nur diese Weisheit erhält den moralischen Charakter, ohne welchen rc.

Gedanke und Ausdruck sind gleich fein und richtig bestimmt — die Seele schreitet von dem kleinern zum Größern, von dem minder- zu dem mehr- umfassenden, mit Leichtigkeit auf: kein Wort, keine Vorstellung hemmt oder zögert ihren regelmäßigen Fortschritt; alles schließt sich mit allmähliger Steigerung dem Eindruck und der Vorstellung des Ganzen an; welches die Seele dann am Schluß in seiner ganzen Fülle umfaßt.

Der Gegenstand ist groß und wichtig: die Weisheit soll handeln; und es kömmt darauf an, eine ihrer wichtigsten Maximen ins Licht zu setzen," die Maxime „nicht zu rasch zu handeln." Der Schriftsteller erläutert sie daher durch ein Gleichniß, welches er von der Natur und ihrer ewigen Handlungsweise selbst entlehnt. „Die Natur läßt in ihren wundervollsten Metamorphosen die alte Hülle stehen, indeß die neue Zeit und Kräfte zu ihrer Vollendung gewinnt."

Das wohlgewählte, lebhafte Gleichniß wird selbst wieder auf eine höchst lebendige Art ausgemahlt.

„Ist diese erreicht, so sinckt das verdrängte Gewand, und nichts als ein leises Beben verkündigt durch den organischen Gliederbau, daß die sanfte Umwandlung vollbracht ist.“

Das verdrängte Gewand, das leise Beben, das Verkündigen dieses gleichsam beseelten Bebens, die sanfte Umwandlung.“

Alles Zug für Zug, Wort für Wort, mahlerisch und lebendig.

Die Weisheit handelt, die Natur geht ihr mit ihrem Beyspiel vor; die Gegenstände sind groß, aber auch der ganze Ausdruck athmet Ehrfurcht und Würde.

Kein gemeines, unedles oder komisches Wort verrückt die Seele aus der ernsten und feierlichen Stimmung, in welche sie sich durch so große Gegenstände versetzt fühlt.

Es sinkt das verdrängte Gewand

— — v v — v v —

die schnellen Dactylen hüpfen gleichsam dahin mit dem leicht abgestreiftem Gewand

ein leises Beben verkündigt

— — — —

die langsamen Spondäen scheinen feierliches Stillschweigen zu gebieten, um dieses leise Beben zu vernehmen

bis die sanfte Umwandlung vollbracht ist

— — — — v v — v

auch hier mahlen die langsamen Spondäen das allmählige der Umschaffung, so wie die Dactylen gegen das Ende die Leichtigkeit dieser Umwandlung.

Der Ausdruck ahmt da, wo er kann, auch in Klang und Tritt den Gang der Ideen nach; und da, wo dieß durch die Natur des Gegenstandes nicht geschehen kann, zerreißt er wenigstens das Ohr durch keinen Zusammenstoß harter Sylben und Worte: er ist voll Wohlklang.

So viel Kunst entwickelt die Seele in einem so kleinen Abschnitt! und aus so feinen und mannigfaltigen Elementen besteht das Vergnügen, womit uns die gelungensten Stellen der Werke des Geistes überströmen!

Der Lehrling lerne die Meisterwerke des Genies schätzen; und zittre ehrfurchtsvoll bey dem Gedanken, sie nachzuahmen!

oben die Erklärung von der Bestimmtheit) trägt die nämlichen Vorstellungen schneller und lebendiger in sie hinüber, als der „wenn der Mensch alt ist.“

Wenn aber Herz in seinem vortreflichen Werk über den Geschmack und von dem Alter sagt, S. 63. der neuen Ausgabe,

„In dem Alter verpuft die auflodernde „Flamme des Geistes, und eine weise, ruhi„ge Größe verbreitet sich über die ganze Oeko„nomie der Seele.“

Dann fühlt ein jeder das lebendige in dem Ausdrucke jenes Allgemeinsatzes, und die Schreibart hat die Art rhetorischer Lebhaftigkeit, die wir als die dritte Eigenschaft in der Rede angezeichnet haben.

Die auflodernde und wieder verpuffende Flamme, die, dadurch leise in Erinnerung gebrachte, Jugendfülle und Kraft des frühern Lebensalters, im Gegensatz mit den Schwachheiten der spätern Jahre, die Neben-Idee von Haushaltung und Sparung unserer Kräfte, bey dem Wort „Oekonomie,“ die weise und ruhige Größer die sich über diese Oekonomie gleichsam hinbreitet, und jeden Mißbrauch der

Kräfte zurückhält — alle diese Bilder, Nebenvorstellungen und Gegensätze, beseelen unsern Geist mit einer angenehmen Thätigkeit.

Was dem Perioden in Rücksicht des vorigen an Kürze abgeht, ersetzt er reichlich durch die angenehme Lebhaftigkeit. Wir machen mit Vergnügen ein paar Schritte außerhalb der Heerstraße, um einige lieblich- duftende Blumen zu pflücken.

Laßt uns hier zugleich bemerken: daß, wenn Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks gar wohl ohne rhetorischen Schmuck bestehen können, der rhetorische Schmuck (wofern er anders nicht abgeschmackt seyn soll) nie ohne Deutlichkeit und Bestimmtheit statt finden kann.

Jedes überflüßige, undeutliche, unbestimmte Wort würde hier der Seele nur um so viel mehr auffallen, da das Gefühl des Vergnügens (welches bey der letztern Gattung von Lebhaftigkeit immer das herrschende ist) noch viel zärtlicher ist, als das Gefühl der intellectuellen Geistesthätigkeit.

So wird unser Gefühl mehr beleidigt durch einen fehlenden Knopf an einem Galla-Kleide, als an einem Schlafrock!

Alle Bildung des Geschmacks geht also offenbar von der Deutlichkeit und Bestimmtheit aus. Diese Eigenschaften sind gleichsam Nerv und Muskel der Rede; die unerlaslichen Bedingungen aller Schönheit des Ausdrucks.

Wenn, ferner, jemand den obigen Allgemein-Satz folgendermaßen ausdrücken wollte: „der graue Schädel enthält gewöhnlich nicht viel Mark, und auf der Krücke läuft sichs nicht geschwinde," so würden wir den Perioden gewissermaßen zu der launigten Gattung rechnen können, die sich so oft über das, was Würde und Anstand heißt, hinwegsetzt.

„Der graue Schädel enthält gewöhnlich nicht viel Mark." Das ist lebhaft und anschaulich. Aber unser Gefühl wird durch diese zu auffallende und beynah ins gräßliche übergehende Zergliederung der Schwachheiten des Alters beleidiget. Wir empfinden nämlich eine gewisse Zärtlichkeit gegen unverschuldete, menschliche Schwachheiten, und besonders gegen das ehrwürde Greisenalter, die es uns nicht erlaubt,

uns diese Schwachheiten ohne Noth, und in einer gleichgültigen Rede davon so nahe vors Auge zu halten.

„Auf der Krücke läuft sichs nicht geschwinde.“

Dieser Ausdruck hat nichts gräßliches, wie der erste: aber er mahlt in der Wendung, wie er dasteht, wenigstens eine gewisse Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit des Redenden oder Schreibenden gegen die Schwachheiten des Alters. Auch wir können alt werden: und er könnte auch gegen unsere unverschuldeten Schwachheiten die nämliche Unempfindlichkeit äußern. Er beleidiget also unser moralisches Ich: er zeigt sich da gleichgültig und gewissermaßen frech, wo andere Menschen gerührt sind. Der Ausdruck ist daher gegen die Würde.

Sehen wir endlich in der oben angeführten Herzischen Einkleidung des Satzes auf Klang und Tritt der darin vorkommenden Wörter, in wie fern derselbe dem Sinn angemessen ist: so werden wir sagen: In dem Satz:

„Im Alter verpuft die lodernde Flamme des Geistes“ mahlt der Fuß — — *v v* — durch die zwo kurzen Sylben und die gleich darauffolgend lange, die den Einschnitt macht, das

Stocken, das Stillestehen der Kräfte des Geistes, so wie

die lodernde Flamme des Geistes
— — v v — v v — v

durch die zweymal wiederholten schnelfüßigen Dactylen das plötzliche und heftige Aufbrausen der jugendlichen Kräfte bezeichnet.

Die weise ruhige Größe verbreitet sich
— — — — v v — v — — —

die langsamen Spondäen in diesem Abschnitt, besonders in dem „weise," und „verbereitet" machen dem Ohr die Ruhe und Stille des Geistes fühlbar.

Eben so zergliedere man in dieser Rücksicht folgende Stelle in der Schillerschen Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande.

„Manche Staaten stürzten mit einer präch-
— — —
tigern Erschütterung zusammen: Mit erhab-
v v v — v v — — — v —
nerem Schwunge stiegen andere auf."
v v — — — v — v v —

Und man wird den Perioden mit vollem Tritt ins Ohr klingen hören, in dem vielfachen R der „prächtigen Erschütterung" hört man

gleichsam die zusammenstürzende Trümmer schallen: und der Klang des Ausdrucks in dem

erhabnerem Schwunge steigen

— v v — v — —

mahlt lebendig das Wiederaufleben und Emporarbeiten großer Staaten.

Man sage nicht, eine solche Nachahmung des Gedanken durch Wort und Schall sey dem Schriftsteller ein zu kleinlicher Gegenstand! Genie und Gefühl leiten von selbst dazu hin: und dem geübten Schriftsteller entstehen Schönheiten dieser Art unter der Feder.

Den mit Recht bewunderten Alten war diese Nachahmung des Gedankens durch Worte und Schall, ein wichtiger Gegenstand der Rhetorik, und die bewundertsten Muster der Dichtkunst und der Beredsamkeit, Homer und Virgil, Demosthenes und Cicero sind es uns auch in Rücksicht des Wohlklanges, und dieser Art von Gedanken-Ausdrucks.

Ehe wir zu der nähern Entwickelung der einzelnen Eigenschaften fortgehen, wollen wir dieselbe noch in dem folgenden Abschnitt aus dem Werke eines der neuesten schriftstellerischen Ge-

nies in einem hervorstechenden Grad vereinigt sehen.

„Die Natur läßt in ihren wundervollsten „Metamorphosen die alte Hülle stehen, indeß „die neue — Zeit und Kräfte zu ihrer Vollen„dung gewinnet; ist diese erreicht, so sinkt „das verdrängte Gewand, und nichts als ein „leises Beben verkündigt's durch den organi„schen Gliederbau, daß die sanfte Umwandlung „vollbracht ist. Diesen Gang der Natur zu „copiren, ist hohe Weisheit, und nur diese „Weisheit läßt dauernden Wohlstand, Sicher„heit, Eintracht und Harmonie erwarten: nur „diese Weisheit erhält den moralischen Charak„ter, ohne den die größten Staatsoperatio„nen so wenig als die geringfügigste Privat„handlungen einen vernünftigen und einen „bleibenden Werth haben."

Die Hauptidee des Verfassers „man muß in allen Umschaffungen der Dinge leise zu Werke gehen," liegt klar und deutlich vor Augen: er stellt sie uns nach ihren wohlthätigen Folgen und Wirkungen vielseitig dar: diese Maxime ist hohe Weisheit und nur diese Weisheit läßt dauernden Wohlstand, Sicherheit, Eintracht,

und Harmonie erwarten: nur diese Weisheit erhält den moralischen Charakter, ohne welchen rc.

Gedanke und Ausdruck sind gleich fein und richtig bestimmt — die Seele schreitet von dem kleinern zum Größern, von dem minder- zu dem mehr- umfassenden, mit Leichtigkeit auf: kein Wort, keine Vorstellung hemmt oder zögert ihren regelmäßigen Fortschritt; alles schließt sich mit allmähliger Steigerung dem Eindruck und der Vorstellung des Ganzen an; welches die Seele dann am Schluß in seiner ganzen Fülle umfaßt.

Der Gegenstand ist groß und wichtig: die Weisheit soll handeln; und es kömmt darauf an, eine ihrer wichtigsten Maximen ins Licht zu setzen," die Maxime „nicht zu rasch zu handeln." Der Schriftsteller erläutert sie daher durch ein Gleichniß, welches er von der Natur und ihrer ewigen Handlungsweise selbst entlehnt. „Die Natur läßt in ihren wundervollsten Metamorphosen die alte Hülle stehen, indeß die neue Zeit und Kräfte zu ihrer Vollendung gewinnt."

Das wohlgewählte, lebhafte Gleichniß wird selbst wieder auf eine höchst lebendige Art ausgemahlt.

„Ist diese erreicht, so sinckt das verdrängte Gewand, und nichts als ein leises Beben verkündigt durch den organischen Gliederbau, daß die sanfte Umwandlung vollbracht ist."

Das verdrängte Gewand, das leise Beben, das Verkündigen dieses gleichsam beseelten Bebens, die sanfte Umwandlung."

Alles Zug für Zug, Wort für Wort, mahlerisch und lebendig.

Die Weisheit handelt, die Natur geht ihr mit ihrem Beyspiel vor; die Gegenstände sind groß, aber auch der ganze Ausdruck athmet Ehrfurcht und Würde.

Kein gemeines, unedles oder komisches Wort verrückt die Seele aus der ernsten und feierlichen Stimmung, in welche sie sich durch so große Gegenstände versetzt fühlt.

Es sinkt das verdrängte Gewand
— — v v — v v —.

die schnellen Dactylen hüpfen gleichsam dahin mit dem leicht abgestreiftem Gewand

ein leises Beben verkündigt

— — — —

die langsamen Spondäen scheinen feierliches Stillschweigen zu gebieten, um dieses leise Beben zu vernehmen

bis die sanfte Umwandlung vollbracht ist

— — — — v v — v

auch hier mahlen die langsamen Spondäen das allmählige der Umschaffung, so wie die Dactylen gegen das Ende die Leichtigkeit dieser Umwandlung.

Der Ausdruck ahmt da, wo er kann, auch in Klang und Tritt den Gang der Ideen nach; und da, wo dieß durch die Natur des Gegenstandes nicht geschehen kann, zerreißt er wenigstens das Ohr durch keinen Zusammenstoß harter Sylben und Worte: er ist voll Wohlklang.

So viel Kunst entwickelt die Seele in einem so kleinen Abschnitt! und aus so feinen und mannigfaltigen Elementen besteht das Vergnügen, womit uns die gelungensten Stellen der Werke des Geistes überströmen!

Der Lehrling lerne die Meisterwerke des Genies schätzen; und zittre ehrfurchtsvoll bey dem Gedanken, sie nachzuahmen!

Schlußanmerkung zu dem bisherigen. Versuch, die allgemeinen Eigenschaften einer guten Schreibart in einem gewissen Sinne auf alle schönen Künste anzuwenden.

Muß nicht jedes vorzügliche Kunstwerk oder jede Kraftäußerung in den schönen Künsten z. B. in der Mahlerey, Bildhauer- Ton- Schauspiel- Tanzkunst

erstens, einen gewissen Gegenstand haben, einen gewissen Sinn ausdrücken? = Deutlichkeit.

Muß nicht

zweytens, dieser Gegenstand auf eine bestimmte, durch seine Natur möglichst leichte und faßliche Weise dargestellet werden? = Bestimmtheit.

Muß nicht

drittens, diese Darstellung sich über das gewöhnliche, alltägliche erheben, und einen gewissen Geist und Leben oder eine eigenthümliche Manier athmen? = Lebhaftigkeit.

Muß nicht

vi e r t e n s, jeder Zusammenstoß ungleichartiger, und mit dem darstellenden Gegenstande unerträglicher Empfindungen oder Ideen verhütet werden? = Würde.

Muß nicht

f ü n f t e n s, jeder verwandte Sinn der Empfindung sorgfältig geschont oder auch, wenns seyn kann, geschmeichelt werden? = Wohlklang.

In dieser Allgemeinheit ausgedrückt, sind da jene Erfordernisse der Rede nicht durchaus anwendbar, z. B. auf ein historisches Gemählde, auf eine Gruppe des Bildhauers, auf einen durch Geberde oder Tanz auszudrückenden Charakter?

Da wir in der Sechsten Vorlesung die allgemeinen Eigenschaften einer guten Schreibart aus der ursprünglichen Einrichtung des menschlichen Geistes im Verhältniß zu dem Wahren und schönen, in so fern dasselbe durch Worte darstellbar ist, abgeleitet haben; so scheint schon hieraus zu folgen, daß diese Eigenschaften in e i n e m g e w i s s e n a l l g e m e i-

nen Sinn auf alle schöne Künste der Darstellung angewendet werden könnne.

Es sind — die nämlichen Gesetze — auf verschiedene Fälle angewandt, und modificirt.

Bestimmtheit und Lebhaftigkeit machen auch hier, so wie in der Rede, die wesentlichsten Eigenschaften aus; sie sind der eigentlichste Wirkungskreis des Genies.

Das unbestimmte und alltägliche ist in keiner Kunst genialisch; so wie das genialische niemals unbestimmt und alltäglich ist.

Sollte also diese Anwendung der Eigenschaften der Erde auf alle schönen Künste der Darstellung nicht durchaus eingebildet seyn: so könnten wir sagen:

Das höchste Gesetz der Composition in jeder schönen Kunst ist Bedeutsamkeit, das heißt, Anschließung und Beziehung jedes einzelnen Theils in dem Kunstwerk oder in der Darstellung auf irgend eine der genannten allgemeinen Eigenschaften. Freilich lehrt das Genie allein hier, subsumiren, und das besondere dem allgemeinen anschlie-

ßen! Aber so hat es doch gleichsam feste Regeln der Selbstprüfung.

Für den Lehrling in der Redekunst ist es über alles nützlich, ist es nothwendig, daß er bey jedem einzelnen Theil, so wie bey dem Ganzen der Composition jenes oberste Gesetz der Darstellung „Bedeutsamkeit" in dem erklärten Sinne, vor Augen habe, und sich frage:

„Dieses Wort, diese Partikel, dieses Gleich„niß, diese Wendung, diese Stellung der Wör„ter, diese harte oder weiche Sylbe — trägt „sie etwas bey, um den Hauptgegenstand in „ein helleres Licht zu setzen, ihn nach Inhalt, „Grenzen, Folgen, näher zu bestimmen, ihn „über das gewöhnliche, allbekannte hinauszu„heben, das ihm angemessene Interesse in dem „Zuhörer oder Leser hervorbringen, oder auch, „wenn alles übrige Statt findet, dem Ohr zu „schmeicheln?"

Er zergliedere jede Periode, jeden Abschnitt, jedes Wort, jede Zusammenstellung von Worten und Ideen, dem angegebenen Princip der Composition, der Bedeutsamkeit gemäß, wie wir es oben mit einigen schönen Stellen großer Meister gemacht. — Und er wird — ein

großer Gewinn für den Künstler! — wenigstens, nicht mit Leichtsinn arbeiten, lernen.

Achte Vorlesung.

Ueber richtige Erkenntniß und lebendige Anschauung des Gegenstandes, als das einzige Mittel einer wahren und richtigen Darstellung desselben. — Abschweifung über die Begeisterung.

Der Sinn, der Begriff der Sache, ist Grund und Zweck der Rede.

Mit ihm beginnt, mit ihm endet alle Vollendung des Ausdrucks.

Man spricht und schreibt bestimmt, lebhaft, mit Würde und Wohlklang; man setzt die obern und untern Fähigkeiten des Zuhörers oder Lesers in Bewegung; man sucht sein moralisches Ich zu interessiren; man schmeichelt, wenn's seyn kann, seinem Ohr — um durch alles dieß den Gegenstand der Rede dem Auge des Geistes nahe zu bringen, oder auch dem Herzen fühlbar zu machen.

Jenes würde ich den intellectuellen, dieß den moralischen Sinn und Begriff der Rede nennen.

Jeder Ausdruck, jede Wendung, jede Zusammenstellung der Worte und Ideen — muß auf den Sinn und Begriff des Ganzen bezogen werden.

Er ist der Maaßstab aller Deutlichkeit, Bestimmtheit, Lebhaftigkeit und Würde, so wie alles Wohlklangs der Rede.

Diese Ausdrücke sind nichts als leere Formen: Sinn und Begriff des Ganzen und der demselben zusagenden Theile, liefern die Materie zu diesen Formen.

Daher ist es das vornehmste und einzige Mittel eines guten mündlichen und schriftlichen Vortrags: sich selbst von seinem Gegenstande zu durchdringen, den Sinn und Begriff desselben von allen Seiten zu fassen, jede verwandte Idee, nach ihrem Verhältniß zu demselben, ihm anzuknüpfen, jede fremdartige abzusondern.

Was der Mensch richtig erkennt und anschaut, dafür wird er auch allemal den treffenden Ausdruck finden.

rem verba sequuntur.

Denn die Handlung des Denkens ist nichts anders, als ein Selbstgespräch der Seele. Bey Menschen von lebhaftem Geist, oder auch bey solchen, die sich sehr zur Einsamkeit, und Zurückgezogenheit in sich selbst gewöhnt, geht dieses innere Selbstgespräch so leicht auf die Lippen hinüber: viele Menschen fragen und antworten sich, unterhalten sich mit sich selbst.

Der Wortvorrath der Seele ist der Maaßstab ihrer Begriffe (wenn nämlich die Worte selbst die Seele zugleich mit Ideen bereichern, und nicht Schattengestalten ohne Körper, leere Schälle ohne Begriffe sind) die Seele denkt nur klar und bestimmt, was sie klar und bestimmt ausdrücken kann; und drückt, umgekehrt, klar und bestimmt aus, was sie so denkt.

Daher rufen die Dichter bey dem Anfange des Gedichtes die Musen um Begeistrung an, d. h. um die lebendige, innere Anschauung des darzustellenden Gegenstandes:

Indem diese allein ihnen Stoff und Kraft zu der Darstellung selbst giebt.

Die richtige Erkenntniß des Gegenstandes ist noch verschieden von der lebendigen Anschauung:

Dort ist der Verstand, hier die Einbildungskraft, besonders thätig: jene sieht bloß den Gegenstand, diese tastet, fühlt ihn; dort liegt er gleichsam nur innerhalb dem Gesichtskreis der Seele, hier in der Seele selbst:

Die Richtigkeit der Erkenntniß kann bisweilen das lebendige der Anschauung schwächen: so wie die Anschauung das reine Licht der Erkenntniß trüben.

Die Schönheiten der Natur werden von tausend und tausend Menschenseelen sehr richtig erkannt; aber nur durch ihre lebendige Anschauung ist es einem Thomson möglich, sie so mahlerisch darzustellen, als er sie uns in seinen Jahreszeiten empfinden läßt.

Anschauung kann sehr oft die Stelle der richtigen Erkenntniß, nicht aber die richtige Erkenntniß immer die Stelle der lebendigen Anschauung vertreten. Was der erstern vielleicht an Helle und Bestimmtheit der Ideen abgeht, das ersetzt sie durch die Wärme, ich

will sagen, durch die Stärke und den Reichthum derselben.

Daher auch die lebendige Anschauung — der Darstellung günstiger ist, und der Seele eher Nebenideen, Bilder, Beobachtungen herbeyschaft, als die richtige Erkenntniß:

Das dichterische Genie hat fast immer mehr lebendige Anschauung als richtige Erkenntniß. Daher auch der Reichthum, die Mannigfaltigkeit, das Leben, und die ganze Art der dichterischen Darstellung.

Aber es ist gewiß, daß die richtige Erkenntniß des Gegenstandes, da wo sie sich mit einem gewissen Interesse des Menschen, seys moralisch, seys anderer Art, verschwistert, zugleich in lebendige Anschauung übergehet:

Denn eben dieses Interesse ergreift und erschüttert gleichsam die Seele, regt ihre Kräfte auf: und da diese selten anders als vereint, als durch einander und in einander wirken: so liefert, zum Beyspiel, die Einbildungskraft durch ihre Bilder und Ideen-association dem Verstande Stoff zum Denken: der so geschärfte Verstand berichtiget wiederum die Bilder und Nebenideen der Einbildungskraft; die un-

tern Kräfte des Geistes setzen die obern in Thätigkeit, die obern leiten und bestimmen die untern; das moralische Interesse des Menschen erweckt und belebt das physische, und dieß wiederum jenes. Alle diese so zusammengesetzte Verrichtungen des Geistes sind das Werk eines Augenblicks. Wir sehen, wir fühlen die Resultate davon — das schärfere Urtheil, den belebtern Ausdruck, das Zuströmen der Worte und Ideen. Aber die Handlung selbst entzieht, durch ihre Raschheit, unserm Auge ihre geheime Maschinerie.

Dieser geheimen Maschinerie nachzuspähen, und sie wo möglich zu zergliedern, ist das eigenthümliche Geschäfte des Philosophen, der eben auf diese Art die Grundsätze des Sprachkünstlers entwickeln, und seine Vorschriften beweisen muß.

Richtige Erkenntniß und lebendige Anschauung müssen mit einander verbunden seyn, wenn die Darstellung eben so wohl logisch richtig, als rhetorisch lebhaft seyn soll: jenes, als die Wirkung der richtigen Erkenntniß, dieß — der lebendigen Anschauung.

Auf welchem Wege aber gelangen wir zu der richtigen Erkenntniß und besonders zu der für die Darstellung noch wichtigern, lebendigen Anschauung?

Die Untersuchung führt uns gewissermaßen in die Tiefe der Seelen und bis zum Werden des Gedankens hinunter.

Aber wir kommen nur so zum Ziel: und der scheinbare Seitenweg selbst soll uns demselben nur näher führen.

Unser Geist fühlt sich in gewissen Zeiten zu einem besondern Grad des Lebens und der Thätigkeit erhöht, wo Gedanken, die vielleicht nie, oder höchst selten seinen Ideenkreis berührten, sich in ihm von selbst an einander reihen; wo die Ideen uns gleichsam in großen Maßen vorschweben, wo wir alles, was wir denken und empfinden, mit einem Leben anschauen, mit einer Wärme empfinden, die uns, in Rücksicht unseres gewöhnlichen Seelenzustandes, selbst überrascht. Wir möchten sagen: Unsere Kräfte hätten sich verdoppelt, verdreyfacht.

Ein orientalischer Schriftsteller schildert diesen Gemüthszustand wahr nnd nachdrücklich.

„Die Gebärmutter der Seele schließt sich auf und die Gedanken werden ihr gebohren, wie der Thau aus der Morgenröthe."

Der bey weitem größte Theil unsres Geistes ist (man verzeihe mir den Ausdruck) ist Körper: unser Blut, unsere Säfte stimmen, erschlaffen oder beleben ihn.

Daher sind große und starke Leidenschaften, als Liebe, Ehrgeiz, wichtige Interesse, große Aussichten und Hofnungen, ja nicht selten sogar Angst und Verlegenheit, (welche sonst die Geschäfte des Geistes zu verwirren und oft stecken zu machen pflegen) die gewöhnlichen Ursachen jener scheinbaren Erhöhung der Denk- und Empfindungskraft unseres Geistes: sie erschüttern die Fiebern des Körpers und mit ihnen die Fiebern des Geistes.

Kein anderer Zustand ist es (der Form nach) dem das Genie seine glücklichsten Augenblicke, seine Besuche von Göttern und Musen seine höchste Flüge verdankt.

Jeder Mensch ist in den geschilderten Augenblicken, in Vergleichung mit sich selbst und seinen gewöhnlichen Gemüthszustande, Genie — se ipso major.

In diesem Gemüthszustande sahe ich nicht selten den Stumpfkopf witzig; den fast geist- und sprachlosen — beredt.

Die Dichter nennen diesen Zustand sehr bedeutungsvoll „Begeisterung," weil alsdann das selbstthätige Princip in uns ein höhres und verstärktes Leben empfindet, und gleichsam mehr Geist ist.

Das Genie besteht ohne Zweifel in der Gabe, jenen Zustand des Gemüths für irgend einen Gegenstand der Darstellung in sich hervorzubringen, ihn selbst, den Gegenstand, mit Leidenschaft zu ergreifen, und dann kalt und ruhig darzustellen.

Eben dieses leidenschaftliche Ergreifen des Gegenstandes erzeugt die lebendige Anschauung, und die lebendige Anschauung beseelt den Menschen zur lebendigen Darstellung; die dann in dem lesenden oder hörenden eine momentane ähnliche Begeisterung und erhöhte Seelenthätigkeit hervorbringt, welche uns ein so empfindliches Vergnügen gewährt.

Man lese die Geschichte fast aller großen Genies und man wird jenes Talent der

leidenschaftlichen Ergreifung gewisser Gegenstände, besonders der Kunst, zu welcher sie durch einen göttlichen Ruf auserkoren zu seyn schienen, allenthalben gewahr werden.

Oft verbreitete sich diese Leidenschaftlichkeit über ihren ganzen Charakter und alle ihre Handlungen; und sie wurden, wenn keine andere Zurückhaltungen da waren, dadurch unbrauchbar für das bürgerliche Leben, und unglücklich für sich selbst.

Daher die gefährliche Ueberredung so manchen Halbköpfe, daß jeder talentvolle Geist — — ein Lotterbube seyn müsse, (welches nicht mehr und nicht weniger richtig geschlossen ist, als, daß jeder Lotterbube ein Genie seyn müsse.)

Oft glühte ihr Geist, kalt und gleichgültig gegen alles übrige, einzig für den Gegenstand ihrer Kunst.

Aber wir rechneten zu den Eigenthümlichkeiten des Genies nicht bloß die lebendige Anschauung (die Folge der leidenschaftlichen Ergreifung des Gegenstandes:) sondern auch (S. 183.) eine gewisse Kälte und Ruhe, das lebendig angeschaute darzustellen.

Herr Moritz hat es schon in den Ersten Theil dieser Vorlesungen angemerkt, daß viele Menschen einer höchst lebendigen Anschauung fähig wären, aber dabey der kalten Ruhe ermangelten, ohne welche keine kraftvolle Darstellung möglich ist.

Denn die lebendige Anschauung strömt dem Geiste Stoff und Materie zu; die er dann ruhig betrachten, beurtheilen, nach ihren Haupt= und Neventheilen zusammenreihen und anordnen muß.

Das Ebenmaaß zwischen den so verschiedenartigen Talenten der lebendigen Anschauung und der Ruhe in der Darstellung (die nach der gegebenen Erklärung zu der richtigen Erkenntniß führt) bildet daher allein das Genie.

Schon hieraus erhellet es, wie nahe das dichterische oder überhaupt das darstellende Genie an das philosophische grenzt.

Wer nicht bey einer lebendigen Anschauungskraft zugleich ruhiger Beobachter, tiefer Kenner des menschlichen Herzens und der allgemeinen Menschennatur ist, der wird in Sachen der Darstellung nie etwas vorzügliches leisten.

Die Kraftäußerungen des Genies in den Augenblicken der schwungvollsten Begeisterung unterscheiden sich von den gewöhnlichen Wirkungen alltäglicher Geister nur dem Grade nach.

Es ist wohl mehr poetische Phrase als Wahrheit in dem Satze, daß große Geister als Wesen höherer Gattung anzusehen sind.

Wir Alltagsmenschen werden ohne Zweifel dieselben niemals ganz bis zu unserer Fläche hinabziehen, aber wenn sie gleich mit uns nicht in Einer Fläche stehen, so bewohnen sie doch einerley Region mit uns.

Sie, die großen Geister, denken, empfinden, haben Verstand, Witz, Einbildungskraft, wie wir: aber sie besitzen irgend eine dieser Seelenkräfte im erhöhtern Grade: oder auch alle diese Seelenkräfte finden sich bey ihnen in einer glücklichen Harmonie vereinigt.

Dieses erhellet auch schon daraus, daß wir eben den Zustand der Begeisterung, diese Weihe der Musen, diese Schäferstunde des Genies, in einem gewissen Grade, und für gewisse Augenblicke, jeder menschlichen Seele beygelegt haben.

Alles, was bisher gesagt worden, zielt dahin, zu beweisen, daß richtige Erkenntniß, und lebendige Anschauung, für den außerordentlichen so wie für den gewöhnlichen Geist — die einzigen Mittel einer wahren und richtigen Darstellung sind.

(Es versteht sich von selbst, daß der Gegenstand der Darstellung irgend ein allgemeines und wichtiges Interesse haben muß. Denn für Geringfügigkeiten bedarfs und lohnt es keiner Vorschriften dieser Art.)

Wenn aber die Momente der Begeisterung, der höhern Spannung unserer Selbstthätigkeit (deren wir mit Recht nur wenige Menschenseelen durchaus unfähig glauben) immer sehr selten sind: wenn die zu behandelnden Gegenstände fast eben so selten von der Art sind, daß sie mit einem gewissen leidenschaftlichen Interesse ergriffen werden können: (indem sie nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge, uns mehr durch Zeit und Umstände angegeben, und gewissermaßen aufgedrungen werden, als daß sie, wie ein eigenes Product unseres Geistes, aus seinem Boden hervor-

gingen; dann müssen Beobachtung und Kunst uns ihre hülfreiche Hand bieten, und wir müssen versuchen, jenen Zustand der Begeisterung durch natürliche und gewöhnliche Mittel nachzuahmen.

Eine auf richtige Beobachtungen gegründete Nachahmung nähert sich immer dem Original, erreicht es bisweilen sehr glücklich; ja übertrifft es auch wohl.

Die allgemeine Regel zur Hervorbringung lebendiger Anschauung und Erkenntniß seines Gegenstandes, ist also diese:

„Man zeichne sich über seinen Gegenstand „die bekanntesten und umfassendsten Worte, „Bilder, Sentenzen, Beobachtungen — selbst „gemachte, oder fremde, gleichviel — auf: „man durchspähe in dieser Absicht den gan„zen Wort und Ideen-Vorrath des Gedächt„nisses: man wecke und schärfe es allenfalls „durch Nachdenken und Lesen über verwand„te Gegenstände:

„Man suche aus diesem chaotischen Ge„wirre, rudis indigestaque moles, gewisse „Hauptmomente hervor, ordne, mit beständiger „Beziehung auf sie, Nebentheile und Neben-

Alles, was bisher gesagt worden, zielt dahin, zu beweisen, daß **richtige Erkenntniß**, und **lebendige Anschauung**, für den außerordentlichen so wie für den gewöhnlichen Geist — **die einzigen Mittel einer wahren und richtigen Darstellung** sind.

(Es versteht sich von selbst, daß der Gegenstand der Darstellung irgend ein allgemeines und wichtiges Interesse haben muß. Denn für Geringfügigkeiten bedarfs und lohnt es keiner Vorschriften dieser Art.)

Wenn aber die Momente der Begeisterung, der höhern Spannung unserer Selbstthätigkeit (deren wir mit Recht nur wenige Menschenseelen durchaus unfähig glauben) immer sehr selten sind: wenn die zu behandelnden Gegenstände fast eben so selten von der Art sind, daß sie mit einem gewissen leidenschaftlichen Interesse ergriffen werden können: (indem sie nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge, uns mehr durch Zeit und Umstände angegeben, und gewissermaßen aufgedrungen werden, als daß sie, wie ein eigenes Product unseres Geistes, aus seinem Boden hervor-

gingen; dann müssen Beobachtung und Kunst uns ihre hülfreiche Hand bieten, und wir müssen versuchen, jenen Zustand der Begeisterung durch natürliche und gewöhnliche Mittel nachzuahmen.

Eine auf richtige Beobachtungen gegründete Nachahmung nähert sich immer dem Original, erreicht es bisweilen sehr glücklich; ja übertrifft es auch wohl.

Die allgemeine Regel zur Hervorbringung lebendiger Anschauung und Erkenntniß seines Gegenstandes, ist also diese:

„Man zeichne sich über seinen Gegenstand „die bekanntesten und umfassendsten Worte, „Bilder, Sentenzen, Beobachtungen — selbst „gemachte, oder fremde, gleichviel — auf: „man durchspähe in dieser Absicht den ganzen Wort und Ideen-Vorrath des Gedächt„nisses: man wecke und schärfe es allenfalls „durch Nachdenken und Lesen über verwand„te Gegenstände:

„Man suche aus diesem chaotischen Ge„wirre, rudis indigestaque moles, gewisse „Hauptmomente hervor, ordne, mit beständiger „Beziehung auf sie, Nebentheile und Neben-

„Ideen; und knüpfe dann Theil an Theil, Idee
„an Idee zu einem Ganzen.

Die erste dieser Regeln ist vorzüglich wichtig, und befördert insbesondere die lebendige Anschauung, von welcher wir (da sie nach dem obengesagten eigentlich Stoff und Materie der Darstellung hergiebt,) am schicklichsten ausgehen.

Alle Erkenntniß kommt dem Menschen, wie bekannt, durch die Eindrücke der äußern Sinne, verbunden mit der innern Thätigkeit seines Geistes; er hört, sieht, schmeckt, tastet, riecht, denkt, empfindet, spricht, liest, beobachtet die Schöpfung um sich her, die Geisteskräfte, die Sitten, und Handlungsweise seiner mit geschaffenen Wesen und seine eigene.

Und wenn die so genannte Begeisterung, mögen wir den Ausdruck in dem geringern oder in dem höhern Sinne nehmen, nicht ein überhimmlisches Licht seyn soll, welches unsern Geist zu Zeiten, wie ein vorübereilender Blitz, der den umnachteten Himmel durchkreuzt, auf einen Augenblick rings erhellet, aber auch, so bald er nun dahin geschwunden, wie dieser, Nacht und Dunkel zurück-

läßt: was kann sie anders seyn, als ein Moment plötzlicher Aufwallung der in unserer Seele vorbereitet daliegenden Eindrücke, Anschauungen, Erfahrungen, Beobachtungen, Bilder, Gefühle, die sich gleichsam aus ihrem Schlummer auf dem Boden des Geistes in die hellere Tagesregion desselben hinauf erheben.

Das und nichts anders ist der Besuch des Dichters von den Göttern und Musen, die Weihestunde des Künstlers, der Augenblick der Laune und der Aufgeräumtheit gewöhnlicher Menschenseelen.

Je größer der Vorrath von starken und manniafaltigen Eindrücken, von wahren, richtigen Beobachtungen und Urtheilen des Verstandes, mögen sie ihm durch sich selbst, oder durch den Umgang mit Menschen oder durch Bücher erzeugt worden seyn, — desto mehr Stoff hat er, über die Gegenstände der Darstellung zu denken und zu empfinden, wenn er sie auch bis dahin noch niemals gleichsam zu Haupt-Zielen seines Geistesthätigkeit gemacht hatte.

(Denn alle philosophischen, moralischen, ästhetischen Wahrheiten, die doch gewiß die

umfassendste Region des menschlichen Wissens und besonders auch „die Gegenstände der Darstellung" ausmachen, hängen mehr oder weniger, mittelbar oder unmittelbar zu sammen.)

Das erste ist immer, die vorräthige Ideen-Maaße aufzuregen und in Bewegung zu setzen. Und zu diesem Zweck wendet man sich am glücklichsten an die Einbildungskraft.

Die Einbildungskraft (bey allen Verrichtungen des Geistes ohne Zweifel immer die herrschende Fähigkeit) ist ein sehr geschmeidiges, jedes Eindrucks leicht empfängliches Wesen. Ein einziges Wort kann sie bisweilen, und durch sie die ganze Seele, in Gährung setzen: eine sehr unwichtige Idee tausend wichtigere erzeugen. Ein Bild, ein Laut, eine Sylbe, mit einem gewissen Accent gesprochen, erweckt Ideen und Gefühle, die seit Jahren, seit halben Lebensaltern, unter dem Schutt von unzähligen andern begraben lagen.

Worte geben Ideen, Ideen geben Worte, und so schnellt sich, wie durch einen electrischen Funken erschüttert, Wort an Wort, Bild an Bild, Idee an Idee, in unabsehbarer Reihe durch die Seele hin.

Die bloßen Worte „Freyheit, Republik, Vaterland, Religion, Gott, — welche Masse von Ideen, Gefühlen, Interessen, schleuderten sie von je her, schleudern sie noch täglich in die Gemüther. Große Staatsrevolutionen, Kriegs- und Friedensbeschlüsse, Glück und Elend von Tausenden, hingen nach dem Zeugniß der Geschichte der Menschheit nicht selten an dem einen oder andern dieser umfassenden Worte, daß heißt, an den durch sie in den Gemüthern aufgeweckten Vorstellungen und Empfindungen.

So wie die Seele in dem Ausdrück überhaupt die Kürze gern hat; indem sie gleichsam eine Masse von Ideen in kleinern Raume einschließt, und lieber viel Kraft in einer geringen Zeit, als eine geringe Zeit auf viel Kraft verwenden zu wollen scheint; so braucht sie auch, besonders in Gegenständen von großem und wichtigem Interesse, gewisse viel umfassende Worte, als eine Art von Losung für die Entwickelung ganzer Idee-Reihen.

Und eben so sind es bisweilen sehr kleine Umstände und Nebenzüge, die durch eine besondere Vereinigung, oder auch durch gewisse mo-

momentane Gemüthsstimmungen, große Ideen und starke Empfindungen in die Seele heften, und deren leiseste Erinnerung ihr ein gewaltsamer Anstoß zur Entwickelung der letztern ist.

Nach solchen Ideen, Worten, Bildern, Umständen, Beobachtungen, forsche man in dem Vorrath seines Gedächtnisses, wenn man über irgend einen Gegenstand von Interesse nachdenken oder schreiben will: — sie, diese unscheinbaren Elemente des Denkens, hauchen, wie die Musen selbst, neue Gedanken und Ideen-Reihen ein: — und (was der Darstellung so vortheilhaft ist) alles das, was unmittelbar, bisweilen auch nur mittelbar an ihnen hanget, hat einen gewissen Grad lebendiger Anschauung, der Geist faßt es mit einem gewissen warmen Interesse. Und diese lebendige Anschauung, dieses warme Interesse verbreitet sich so leicht von den kleinen Nebenzügen auf das Ganze, so wie in der Seele selbst aus der Einbildungskraft auf den Witz, auf Empfindung, und Verstand.

Wir suchen nun nicht mehr die Ideen; sie kommen uns von selbst entgegen; wir reihen sie nicht aneinander; sie ordnen sich von selbst:

Wort, Bild, Wendung, Klang und Tritt der Sylben und Worte — werden uns gewissermaßen unter den Händen geboren.

Wer in schriftlichen Compositionen geübt ist, oder einzelne Züge der Bildungsgeschichte derselben aus den Nachrichten über die Entstehung und Vollendung großer Werke des Genies gesammlet hat, wird es wissen, wie wichtig hier oft einzelne Züge, Bilder und Worte sind, und aus wie geringen Anfängen bisweilen die größten Meisterstücke hervorgiengen.

Einer der größten epischen Dichter, Dante, entlehnte die Idee zu seiner bewunderten Divina Comödia von den abgeschmackten theatralischen Vorstellungen der Freuden des Paradieses und der Quaalen der Verdammten, die eine herumziehende Gaukler-Bande auf den öffentlichen Märkten zu geben pflegte.

In Miltons erhabenem Genie glühte die Idee zu dem verlohrnen Paradiese durch eines der geschmacklosesten italienischen Schauspiele ähnlicher Gattung an.

Von Klopstock erzählt uns Cramer in seinem Werk. „Klopstock, Er und über ihn“

gleich- geringfügige Veranlassungen zu der Entwickelung seines Genies.

Vor einiger Zeit lenkte sich in einer vertrauten Unterredung mit meinem Freunde — h* das Gespräch auf ähnliche Gegenstände. Er hat sich, so wohl durch sein Amt, als durch den eigenen Antrieb seines Geistes bestimmt, in rhetorischen und schriftstellerischen Compositionen auf mannigfaltige Weise geübt: und seine Beobachtungen über den Gang des menschlichen Geistes bey der Entwickelung seiner Ideen, die er durch eigene Erfahrung bewährt gefunden, scheinen mir ein nicht unwürdiger Beytrag zur Bestättigung dessen, was wir bis dahin über die beste Art der Composition beygebracht.

„Es ist ein armseliges Ding, liebster „Freund, (sprach er) um den menschlichen „Geist. Nach der Meynung gewisser von Ge„nie über und über sprudelnden Leutchen müßte „derselbe ein ewig- rinnender, unerschöpflicher „Springquell seyn. Aber wer's der Mühe „werth achtet, den unerschöpflichen Spring„Quell näher zu beobachten, der wird finden, „daß es nichts, als ein schmales Bächlein ist,

„dem sein kleiner Vorrath (von Ideen) aus
„tausend und tausend fremden Quellen zugeträn-
„kelt werden muß: ein Bächlein, welches, wenn
„es bisweilen durch irgend eine unsichtbare
„Wasser-ader bereichert, über sein niedriges
„Ufer hinauszutreten scheint, sich nur zu bald
„wieder in sein kleines Bette zurückzieht, und
„eben so oft, wie ein schmaler Regenbach im
„Sommer, ganz austrocknet, wenn nicht ir-
„gend eine fremde Quelle ihm einen milden
„Beytrag liefert."

„Lächeln Sie nicht über dies so sonderbar-
„bemahlte Blättchen Papier? (wir standen
eben an seinem Schreibepult,) Sie sehen da
„die Worte, „ungebändigte Freyheit,
„Blutdurst, Bürgerkrieg," Sie sehen
„das bekannte Sprüchwort, „ein Mensch
„kann des andern Gott werden; und
„ein Mensch ist so oft des andrn Teu-
„fel," u. s. w. verschiedenemal wiederhohlt
„und in bunter Reihe durch einander geschrie-
„ben; hier ein Wörtchen, dort eine Sentenz
„hinzugesetzt, dort wieder ausgestrichen. Soll-
„ten Sie errathen, was es ist? Es sind die
„rohen Elemente zu der Ode auf — die Sie
„mit so gütigem Beyfall beehrten."

„Durch die hier so regellos hingeworfenen „Worte und Sentenzen wurden die großen „Wahrheiten, die ich in dem Gedicht darstellen wollte, meiner Seele frühe eingeprägt: „an ihnen hingen ganze Massen von Ideen und „Empfindungen; sie waren gleichsam eben so „viel zündende Funken, in die (verzeihen sie „die Metapher) in die Pulverkammer der Ein„bildungskraft. An ihnen ihnen ging mein „Geist, wie an einer Krücke, von Gedanken zu „Gedanken, von Empfindung zu Empfindung."

„Hier dieser beschriebene Bogen, enthält „die Entwürfe zu den kleinen moralischen Re„den, die ich durch mein Amt in den wöchent„lichen Versammlungen vortragen muß.

„Sie sehen hier einzelne Wörter und Sätze „in lateinischer, griechischer, französischer, „englischer und deutscher Sprache. Sie sehen „sie, bey aller Regellosikeit, womit Sie durch„einander geworfen sind, hier und dort mit „den Nummern I. II. III. bezeichnet."

Diese Nummern bedeuten die Hauptmo„monte des Entwurfs, so wie die einzelnen „Wörter und Sätze die nähere Ausführung.

„So unzusammenhängend die letztern schei-
„nen und in so verschiedenen Sprachen sie ge-
„schrieben sind; so hält sich doch nicht bloß
„mein Gedächtniß daran, sondern sie sind mei-
„ner Seele zugleicher Zeit der Anklang zur Ent-
„wickelung umfassender Ideen und Abschnitte
„der Rede. Eben bey der Erinnerung einzel-
„ner Wörter, Beobachtungen, ganzer Sätzen
„aus fremden Schriftstellern — regt meine
„Seele die in ihr schlummernden Vorstellungen,
„die auf die Hauptmomente Beziehung haben,
„mit einer gewissen erschütternden Kraft auf, und
„reiht sie mit der lebendigen Anschauung, wo-
„mit sie dieselbe eben bey diesen Worten und
„Sentenzen öfterer schon aufgefaßt, anein-
„ander.

„Ausdruck und Perioden bild' ich im Strom
„der Rede."

„Ich weiß es, daß der Ausdruck nicht im-
„mer so ausgesucht, so bestimmt, daß der Pe-
„riode nicht immer so gerundet ist, als sie's
„bey mehr Zeit zur Auswahl gewesen seyn wür-
„den.

„Aber diejenigen Stellen, die mich selbst
„am meisten rühren, werd' ich auch mehren-

„theils nie verfehlen, seys durch den wörtli-
„chen Ausdruck, seys durch Simme und Pan-
„tomime, seys durch alles zusammen, dem Zu-
„hörer ans Herz zu legen. Je mehr eigen-
„thümliches Interesse der abzuhandelnde Ge-
„genstand für mich hat, desto weniger Vorbe-
„reitung bedarfs.“

„Das Interesse erwärmt, durchglüht mei-
„ne Seele und schaft Worte durch Ideen,
„Ideen durch Worte.“

Wer also kann, wer wird seinen Stoff am glücklichsten bearbeiten?

Wer am meisten, seys über den vorliegenden Gegenstand selbst, seys über verwandte, nachgedacht, beobachtet, gelesen: wessen Seele von eigenem Interesse dafür glüht, oder auch nur durch die Einbildungskraft sich dafür zu erhitzen weiß.

Kurz, wer mit einer richtigen Erkenntniß, lebendige Anschauung seines Gegenstandes verbindet.

Die ausgesuchtesten, glücklichsten Gedanken kommen dem Schriftsteller nicht an seinem Pult: er taucht sie nicht mit der Feder aus dem Dintenfaß heraus: sie sind durch eigenes

[illegible], [illegible], [illegible], Erklä-
rung in dieser Seele [illegible].

Der Dichter hat [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] dem Gesichte [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] den Schluß der [illegible], die [illegible] des Gedanken und Ausdruck [illegible]. Sie [illegible] Gestalten, die durch natürliche Mittel und auf den gewöhnlichen Wegen, den Sterblichen ihre Wohlthaten zukommen lassen.

Neunte Vorlesung.

Ueber die Deutlichkeit. Hindernisse, die ihr entgegenwirken, besonders der Eigensinn der deutschen Wortstellung. Eintheilung in logische, grammatische und ästhetische Deutlichkeit — Abschweifung über die Klarheit der Diction.

Eine große Hinderniß der Deutlichkeit des schriftlichen Ausdrucks ist die gänzliche Verschiedenheit desselben von dem mündlichen.

Der lebendige Anblick der Person, oder der Sache, Stimme, Geberde, kleine Nebenumstände — alles weckt bey dem mündlichen Vortrage Ideen, hilft den Sinn und Begriff bestimmen, ergänzet selbst das fehlerhafte des Ausdrucks.

Ganz anders ist's mit dem schriftlichen Vortrage.

Hier ist der Geist auf sich selbst eingeschränkt, ist, ungeweckt und unberührt durch die äusseren Eindrücke, seiner eigenen freyen Wirkung überlassen.

Daher die Schwierigkeit, mit welcher wir oft selbst sehr beredte Leute, die aber nie zu schriftlichen Vorträgen geübet waren, die Feder in die Hand nehmen sehen.

Wie richtig, wie zierlich so gar, spricht nicht manche Dame! und wie fehlerhaft schreibt sie!

„Das Ideal verliert viel, sagt der Mahler in Lessings Aemilia Galotti, auf dem kleinen Wege von dem Kopf bis in die Hand.“

So verliert auch bey solchen Leuten Gedanke und Ausdruck dadurch, daß sie durch den tod-

ten Buchstaben der Schrift in ihrem freyen Schwunge gehemmt werden.

„Wie würdest du sagen, wenn du deinen Vater selbst darum bitten solltest," sagt der Lehrer zu dem kleinen Knaben, der zum erstenmal seine Bitte an den Vater aufs Papier übertragen soll.

Und dieser Weg der Bildung zum schriftlichen Vortrage ist allerdings der erste und natürlichste.

Man muß es sich lebhaft vergegenwärtigen, wie man sich allenfalls mündlich über den Gegenstand ausgedrückt haben würde: und dann durch Worte und Wendungen die fehlende Gegenwart der Person oder Sache, die lebendige Stimme, die Geberdensprache, zu ersetzen suchen.

Die ersten schriftlichen Versuche sind gewöhnlich voll langer, weitschweifiger Perioden mit „nachdem, als, weil." —

Der in seiner natürlichen und gewöhnlichen Wirksamkeit gehemmte Geist scheint durch eine solche Wort- und Ideen-Stellung den langsamen, schwerfälligen Schritt zu bezeichnen,

mit welchem er sich, in der Fessel des todten ten Buchstabens, bewegt.

Dem Deutschen legt überdem noch bey dem schriftlichen Vortrage und überhaupt bey der deutlichen Auseinandersetzung der Ideen, seine Sprache, unter allen Europäischen Nationen am meisten, Hindernisse in den Weg.

Die unnatürliche und größtentheils durch Eigensinn und Zufälligkeit des Gebrauchs eingeführte Syntax unserer Sprache (Wortstellung) erschwert ihm, so wie das Denken und Sprechen, also auch das Schreiben.

Man lese folgende Periode aus Schillers vortreflicher Abhandlung über das Studium der Universalgeschichte, wo der Verfasser sich gewiß keiner eigensinnigen und sprachwidrigen Stellung der Worte, und am aller wenigsten des Fehlers der Weitschweifigkeit schuldig gemacht.

„Erfreuend und ehrenvoll ist mir der Auf„trag, mein H. H. an ihrer Seite künftig ein „Feld zu durchwandern, welches dem denken„den Betrachter so viele Gegenstände des Un„terrichts, dem thätigen Weltmann so herrli„che Muster zur Nachahmung, dem Philoso-

„ben so wichtige Aufschlüsse, und jedem ohne „Unterschied so reiche Quellen des Vergnügens „eröfnet — das große weite Feld der allge„meinen Geschichte.“

„An ihrer Seite künftig ein Feld zu durchwandern“ — ist der Periode nicht gewandter und dem natürlichen Ideengange angemessener, wenn die französische Sprache die Worte also zusammenstellt:

„Zu durchwandern künftig an ihrer Seite, ein Feld, welches —.

Das Verbum, welches hier den Anklang zur Allegorie giebt, wird durch die Seele, nach dem natürlichen Ideengange, zuerst gedacht; eben so natürlich verbindet sie auch das Substantivum mit seinem Relativ „das Feld, welches.“

„Das dem denkenden Betrachter so viele Gegenstände des Unterrichts, dem thätigen Weltmann so herrliche Muster zur Nachahmung“ — darbietet.

Der Franzose, der Engländer, construiren hier also:

„Welches darbietet so viele Gegenstände des Unterrichts dem denken Beobachter“ —

— allerdings viel natürlicher — Die Seele harret gleichsam mit ängstlicher Erwartung auf das zum Verstande des Ganzen so unentbehrliche Verbum, und läuft Gefahr, wenn sie an einen solchen Ideengang der eigensinnigen Sprache nicht gewöhnt ist, die Begriffe durch einander zu werfen.

Und dieß ist der Fall mit allen Ausländern, die unsre Sprache erlernen.

Die unnatürliche Stellung der Worte, wovon der Grund ohne Zweifel in der verkehrten Bildung unserer Sprache nach der Lateinischen, durch die ungeschickte Hand scholastischer Gelehrten, besonders des XVII. Jahrhunderts, zu suchen ist, kann nicht anders als die Seele in ihrem natürlichen Fortschritt von Gedanke zu Gedanke verwirren: indem die durch Zufall und Eigensinn bestimmte Anordnung der Worte, mit der durch die Gesetze der Association bestimmten Ideen-Reihe im Widerspruch steht und der Geist in seinem natürlichen Gange durch die Fessel der Sprachlehre gehemmt wird.

Daher glaub' ich auch beobachtet zu haben, daß der Franzose, der Italiener, der Englän-

der, der Holländer, der Däne, der Pole, (denn diese Nationen kenne ich aus mündlichen Unterredungen) ihre Sprache, im Durchschnitt, reiner und mit mehr Fluß sprechen (und zwar nicht etwa die höher gebildete, sondern auch bloß die schlichte Mittelklasse der Nation) als selbst der gebildete Deutsche, die seinige.

Wenigstens war in meiner Berechnung der gesellschaftlichen Schön- oder auch nur Wohlredner (man gestatte mir diese, durch den Ausdruck schon für sich selbst bestimmte, Bezeichnung der Sprecher in der Gesellschaft) unter den genannten Nationen und der unsrigen, der Ausfall für die deutsche Nation immer unvergleichbar groß.

Unter den verschiedenen Ursachen, welche diese bemerkenswerthe Ueberlegenheit jener Nationen über die unsrige hervorbringen, scheinet mir dieß die vornehmste zu seyn, daß die Wortstellung in der französischen Sprache zwar durchaus bestimmt, und eingeschränkt, aber dem natürlichen Gange der Ideen, fast durchgängig gemäß, in der Italienischen aber, Englischen, Dänischen, Holländischen, und be-

sonders in der polnischen, mehr dem Sprecher und seinem eigenthümlichen Ideengange überlassen, als durch den Eigensinn der Grammatik, unveränderlich festgesetzt ist.

Der Franzose, der Italiener, der Engländer, wenn ihm im Ausland alle Aussichten zum Glück verschlossen sind, wird gewöhnlich Sprachmeister in der Sprache seiner Nation.

So unphilosophisch der denkende Sprachforscher den Unterricht dieser Leute häufig findet; — wie viel unter der schlichten Mittelclasse der deutschen Nation würden auch **nur solche** Sprachlehrer seyn können? —

Immer haben die gelehrten Ausländer die Gelehrten und Schriftsteller unserer Nation einer schleppenden Weitschweifigkeit und Verworrenheit der Ideen angeschuldiget.

Viele unserer mit Recht für klassisch-gehaltenen neuern Schriftsteller, (und vielleicht alle) sollten Mühe haben, sich bey dem Ausländer von diesem alten Vorwurf zu reinigen.

So deutlich, so bestimmt und regelmäßig ihr Ausdruck uns scheinen mag, die wir einmal zu jener unnatürlichen Denkform gewöhnt

sind: so wird der besser= gewöhnte Ausländer, in dem Vortrage des Deutschen immer jene natürliche Aneinanderreihung der Worte, das heißt zugleich der Ideen, vermissen, und den geründesten deutschen Perioden — wenigstens — weitschweifig finden.

Ein fast eben so großes Hinderniß der Deutlichkeit des Ausdrucks, als die unnatürliche Wortstellung in unserer Sprache ist, liegt in der Menge schleppender Hülfswörter und in dem Mangel an Participien, welche, letztern besonders einer mit Hülfswörtern überladenen Spache unentbehrlich sind, und überhaupt jeder Sprache eine ausnehmende Ründung geben.

„Wenn ich dieß würde gethan haben" wie schleppend! der Lateiner sagt: „si fecissem," der Grieche „ποιήσας," der Franzose „ayant fait" — und so in unzähligen andern Fällen.

Der Particpien (deren Mangel die angebohrne Weitschweifigkeit unserer Sprache vollendet,) haben wir eigentlich nur zwey; nämlich das Participium der gegenwärtigen Zeit im Activ als: „liebend, lesend;" und der vergangenen Zeit im Passiv als „der zu liebende

Schö=

Schöpfer, das zu lesende Buch, wird höchst selten, und mehrentheils nur im Canzleystyl gebraucht.

Aber auch die beyden ersten, das Participium der gegenwärtigen so wohl, als der vergangenen Zeit, werden in der deutschen Sprache noch lange nicht so häufig und mit der Gewandheit gebraucht, als z. B. in der französischen und englischen.

Die gesellschaftliche Sprache verschmäht noch immer den Gebrauch des Particips der gegenwärtigen Zeit; und das Particip der vergangenen hat in vielen Fällen, wo es der Franzose, der Engländer mit dem reinsten Fluß der Rede braucht, für ein deutsches Ohr immer noch etwas befremdendes.

Es ist zu wünschen, und auch zu hoffen, daß es den klassischen Schriftsteller der deutschen Nation mit dem Gebrauch der Participien immer mehr gelingen wird.

In den Schriften Luthers und seiner Zeitgenossen, so gar auch in den weitfrühern Urkunden deutschen Styls, ist der Gebrauch der Participien, besonders der gegenwärtigen Zeit, viel häufiger, als bey unsern Schriftstellern.

Nachahmungswürdig sind diejenigen Redensarten, wodurch man in neuern Zeiten den sogenannten Ablativus Consequentiä der Lateiner, der deutschen Sprache anzubilden gesucht: „dies gesagt, — dies gethan — dies zugegeben," (quo dicto, quo facto, quo concesso,) oder auch „das Schwert in der Hand, sprach er also:"

Noch eine andere Unart der deutschen Sprache, höchst nachtheilig für die Deutlichkeit, ist diese, daß sie die Präposition in den Zusammengesetzten Verben oft so weit von dem Stammwort selbst abtrennt, z. B. „er stand wütend, und unter dem Erstaunen aller gegenwärtigen Gäste, von dem Tisch auf:" oder „dergleichen Dinge fließen auf Gemüther, die gegen das Vorurtheil noch nicht fest genug sind, allemal sehr unvortheilhaft ein."

Wendungen dieser Art muß man, so viel möglich zu verhüten suchen, ob mans gleich durch die Ungelenkigkeit unserer Sprache nicht immer kann. Zu wünschen wärs, daß klassische Schriftsteller der Nation unsere Sprache von diesen und ähnlichen Wendungen nach und nach ganz zu entlasten suchten.

Die polnische Sprache ist durch ihre Participien oder auch durch die Menge der Redensarten, wodurch sie die participialische Kürze und Gewandheit nachbilden kann, so wie nicht weniger durch den gänzlichen Mangel der Artikeln, und fast auch der sogenannten Hülfswörter (denn sie druckt dieselben, wie die griechische und lateinische Sprache, mehrentheils nur durch Endungen aus) unter allen europäischen Sprachen einzig, und beneidenswerth. Die willkührliche Versetzung der Worte, als z. B. des Adjectivs vor oder nach dem Substantiv, des Genitivs vor oder nach seinem Regens, des Verbi im Anfange oder am Ende der Rede, vollendet die Ründung eines Periodens in dieser Sprache, fast bis zu der Eleganz eines griechischen oder lateinischen.

Doch hievon an einem andern Ort.

Die gerügten Fehler unserer Sprache sind eben so viel **Regeln der Behutsamkeit für den Anfänger**, und er lernt vielleicht auf diese Art am besten, Aufmerksamkeit auf die Stellung der Ideen und Worte.

Uebrigens theilt man die Deutlichkeit in die logische, grammatische und ästhetische ein.

Die logische betrifft die Anordnung und Stellung der Ideen gegen einander, so, daß die vorhergegangene die nächstfolgende vorbereitet, diese die ersten näher bestimmt, und alle, eine durch die andere, sich erläuternd und erweiternd, über den darzustellenden Gegenstand das gehörige Licht verbreiten.

In einer Anweisung zum Styl muß man über diese Gattung der Deutlichkeit keine Regel erwarten. Sie gehört in die Logik.

Wenn reden oder schreiben so viel heißt, als „gedacht haben," so muß dieß vorzüglich hier beherziget werden.

Herr Moritz hat in dem vorigen über Entwikkelung und Anordnung der Ideen viel scharfsinniges gesagt. Ich will mich also begnügen, ein Beyspiel klarer und deutlicher Ideenentwickelung aufzustellen.

Es giebt keine umfassendere Wissenschaft als die Moral: alles denken und handeln der Menschen liegt gewissermaßen in ihrem Creise.

Diese Wissenschaft will Gellert vortragen und die ersten Perioden seiner Vorlesungen darüber, lauten also:

„Die Moral, oder die Kenntniß von der
„Pflicht des Menschen, soll unsern Verstand
„zur Weisheit, unser Herz zur Tugend bil-
„den, und durch beydes uns zum Glück leiten.
„Niemand wird ein Glück suchen, das er nicht
„kennt, noch die Mittel dazu anwenden kön-
„nen, wenn er sie eben so wenig kennt, oder
„nicht überzeugt ist, daß sie die besten und einzi-
„gen sind. Die Moral soll uns also lehren, was
„unser wahres Glück oder unser höchstes Gut
„sey, das ist, was für ein Geschöpf, das aus
„einem unsterblichen Geist und aus einem hin-
„fälligen Körper besteht, am zuträglichsten, der
„Ruhe der Seelen und der äußerlichen Wohl-
„fahrt am gemäßesten sey, und auf was für
„einem Wege wir am sichersten zu diesem Ziele
„gelangen können.

Wenn dieser Abschnitt das leisten soll, was er als Anfang einer Einleitung zu einem System der Moral zu leisten bestimmt ist, so muß die ganze all- umfassende Wissenschaft in ihm, wie die Frucht in dem Keime, enthalten seyn.

Wer den kleinen Abschnitt einer nähern Zergliederung werth achtet, wird denselben in dieser Rücksicht untadelhaft finden.

Der Verfasser stimmt darin wirklich gleichsam den Grundton der ganzen Moral an.

Man versuche es, einen einzigen Perioden aus seiner gegenwärtigen Stelle zu rücken, oder den Vorsatz zum Nachsatz, und umgekehrt, zu machen; oder auch einen Satz auszulassen: und in der schönen Gliederreihe der Ideen entstehet eine fühlbare Lücke.

Das heißt deutlich schreiben! und gewiß auch — deutlich denken.

Einige Schriftsteller glauben ein besonderes Geheimniß entdeckt zu haben, den Leser mit ganzen Massen von Ideen zu überschütten, wenn sie rhapsodistisch, das heißt, ordnungs- und regellos und unbestimmt schreiben, und jene geglaubten Ideen-Massen allenfalls durch einen — Gedankenstrich zusammenhalten.

Allein für den, der auf der Leinwand viele und verschiedene Farben zwecklos durch einander wirft, hat die Sprache eine andere Benennung, als die eines Mahlers.

Deutlichkeit des Vortrags und natürliche Leichtigkeit des Ideenganges werden mit Recht zu den wesentlichsten Vorzügen einer klassischen Schreibart gezählt.

Der französische Dichter und scharfsinnige Critiker Boileau sagte mit viel Wahrheit von dem übrigens so vortreflichen Labruyere, dem bekannten Verfasser der Charaktere:

Er hätte sich dadurch, daß er sein Werk in der rhapsodistischen Manier und ohne einen bestimmten Plan geschrieben, grade dasjenige erspart, was zu den schwierigsten und nothwendigsten Erfordernissen einer klassischen Schreibart gehört, nehmlich, — lichtvolle Zusammenstellung und weise Verbindungen der Ideen.

Der größte aller Philosophen des Alterthums, Socrates, ist berühmt wegen seiner Kunst, die Ideen zu entwickeln, und eine aus der andern gleichsam hervorzulocken (faire accoucher les pensées). Die bewundertsten Dialogen des Plato verdanken wir dieser socratischen Kunst.

Es ist ein Fehler eines großen Theils der neuern Pädagogen, daß sie in der Bildung der jugendlichen Seele mehr auf die Materie als auf die Form der Erkenntniß Rücksicht nehmen: ich will sagen, daß sie den jungen Geist mehr mit mannigfaltigem Stof zum denken — zu bereichern, als die Form des Denkens selbst

zu bilden, d. h. ihn zu einer klaren, richtigen und stuffenmäßigen Entwickelung seiner Ideen zu gewöhnen suchen.

Daher wird jene Unmethode in der Schreibart immer mehr — die Methode des Tages. Schon manches schriftstellerische Talent hat sie für die Welt unbrauchbar gemacht.

Logik und Mathematik bilden vor allen andern die Form des Denkens, bilden den Geist zum regelmäßigen und in den vorliegenden Gegenstand des Denkens scharfeingreifenden Ideen-Gang.

Mathematik leistet dieß vor allen andern, denn ohne sie ist die Logik selbst eine leere Form, ohne Materie, eine Regel ohne Anwendung.

„Vergesset alle und jede Lehrsätze der Mathematik,“ sagt der Philosoph Locke zu dem jungen Denker, „aber behaltet davon die Form des Denkens, den Geist der Ordnung, der Deutlichkeit und gerundeten Auffassung der Ideen.“

Die zweyte Gattung der Deutlichkeit ist die grammatische; nach welcher jedes Wort diejenige Stelle einnehmen, oder auch diejenige Bedeutung haben muß, welche ihm durch den Sprachgebrauch und durch den ganzen Zusammenhang eigenthümlich ist.

Zu dieser grammatischen Deutlichkeit gehört alles das insbesondere, was oben von den eigenthümlichen Fehlern der deutschen Sprache in Rücksicht der Deutlichkeit überhaupt gesagt worden.

Hieher muß auch jede Art von zweydeutigen oder zweifelhaftem Sinne gerechnet werden, den ein Wort, oder auch ein ganzer Satz durch eine fehlerhafte Zusammenstellung erhalten kann. Z. B.

„Er kam mit seinem Bruder an, aber man wieß ihn zurück."

Hier ists zweydeutig, ob das „ihn" auf den Bruder oder auf die andere Person gehen soll.

In diesem Fall sollte es den deutschen Schriftstellern allgemeine Regel seyn, die entferntere Beziehung durch „derselbe, dieselbe, dasselbe," — die nähre durch „er, sie, es," anzudeuten. Ein gleicher Fall ists mit dem Pronomen „welcher."

„Der Gott, welcher den Himmel erschaf- „fen, welcher die Erde umgiebt, — der sollte die „Glückseligkeit einer ganzen Gattung von Ge- „schöpfen vernachläßigen wollen? (Ein Beyspiel

welches schon Herr Adelung anführt) hier ist es offenbar zweifelhaft, ob das zweyte „welcher" auf den Himmel, oder auf Gott bezogen werden soll. Auch hier sollte es bestimmte Regel seyn, die entferntere Beziehung durch das längere Wort, „welcher," die nähere durch das kürzere „der" anzudeuten, (wenn nehmlich zwey dieser Vorwörter, wie hier, in einem Satz verbunden werden) denn es ist natürlich, daß die Seele durch das längere Wort, und wärs auch nur um eine Sylbe länger, zu der Erinnerung an etwas entfernteres, durch das kürzere zu dem Gedanken an das nähere, hingewiesen wird.

Fehlerhaft, und der Deutlichkeit nachtheilig, ist der Gebrauch des relativen Vorworts auch in folgender Stelle aus einer Bodmerschen Elegie an Haller.

> Sag ob dein starker Geist, der aus dem Kerker steiget,
> Worin das schlechte Welt sich nach der Erde neiget,
> Der schon mit voller Kraft sich in die Tiefe senkt,
> Die über unser Haupt ein dunkel Schicksal hängt

Des Kummers Meister wird, der schwächere ergreifet.

eine schöne Stelle durch ihren Inhalt; aber undeutlich und schleppend, durch den fehlerhaften Gebrauch des Relativs.

Vier Zeilen nach einander durch das Relativ „der" verbunden.

Der Dichter scheint uns da etwas sagen zu wollen; und indem er spricht, fällt ihm ein Nebengedanke ein; der Nebengedanke erzeugt wieder einen andern; dieser wieder einen — und nun erst führt er, oder viel mehr schleppt er uns zum Ziel.

„Sag ob dein starker Geist — des Kummers Meister wird."

So regelmäßig auch in der angeführten Stelle die Einschiebungen zwischen dem Vor- und Nachsatz sind: (denn der Gegenstand der Beziehung des Relativs ist hier gar nicht zweifelhaft) so sind sie doch eben so viel unnütze Seitenwege, durch welche uns der Verfasser zum Ziel bringt.

Perioden, wie dieser Bodmersche, entwischen uns bey einer regellosen Ideenentwickelung, sehr leicht. Denn so wie eine Idee im-

mer die andern herbey führt, so ist das Relativ das leichteste und natürlichste Mittel, diese Verbindung in der Rede anzudeuten.

Daher auch in den Briefen der gemeinen Volksklassen oft ganze Seiten, ohne alle andern Abschnitte, durch lauter Relative verbunden werden, die, wie Cirkel in Cirkel, in einander hängen. Ueber die Zweydeutigkeiten, welche durch eine falsche Stellung der Casuum oder auch der Bestimmungswörter u. s. f. hervorgebracht werden. S. Herrn Adelungs Werk über den Styl I. Theil S. 147.

Die letzte Gattung der Deutlichkeit ist die ästhetische.

Dieß ist nichts anders, als die klare, bestimmte, und eigenthümliche Bezeichnung eines jeden Begriffs durch den ihm entsprechenden Ausdruck.

Sie gehört also offenbar mehr in den gleichfolgenden Abschnitt von der Bestimmtheit.

Hier also nur etwas im allgemeinen über Deutlichkeit und Undeutlichkeit der Diction.

So wie gewisse Leute in der Aussprache ganze Worte oder Sylben zu verschlucken, und gleichsam mehr in sich selbst hinein, als aus sich heraus zu reden scheinen; wenn andre, jedes Wort, jede Sylbe laut und vernemlich tönen lassen: so ist einigen Schriftstellern durch ihren genialischen Charakter eine gewisse Dunkelheit und gleichsam Undurchsichtigkeit (der Diction) in der Einkleidung ihrer Ideen eigenthümlich; wenn dagegen andern Wort und Idee klar und durchscheinend hinzufließen scheinet.

Diese Art von Deutlichkeit eines Schriftstellers, die in jedes Wort, oder vielmehr in das Ganze der Darstellung verwebt ist, könnte man eigentlich die ästhetische nennen.

In dieser Klarheit der Diction; (wie ich's nennen würde) sind die großen Schriftsteller der Franzosen und, vor allen Voltair, bewunderuswürdig.

Unter den Dichtern bewundre ich hier vor allen den Homer, Ariost und Wieland.

Idee reiht sich an Idee, wie an einer electrischen Kette; Gedanke und Ausdruck scheinen sich unter den Händen des Schriftstellers

zu bilden, scheinen Zwillingsbrüder eines Augenblicks zu seyn.

Kein Gedanke, kein Wort gleicht hier einem Fremden, der durch seine besondere Aussprache oder auffallende Kleidung u. s. w. unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, oder uns überraschen will, sondern einem Bekannten, mit welchem wir uns, eben wegen seiner Bekanntschaft, und gewohnten Annehmlichkeit, gern unterhalten.

Die Leichtigkeit des Ideenganges und die Klarheit der Darstellung verbreitet über die Seele eine gewisse Behaglichkeit: der Geist geht nicht, er fliegt — zu jedem Ziele hin, zu dem der Schriftsteller ihn leitet,

Es ist nicht zu leugnen, daß eine solche Ideenentwickelung und Darstellung auf allgemeinen Beyfall rechnen kann: indem leichtes Spiel unserer Kräfte das allgemeinste Grundgesetz des menschlichen Geistes ist; weil eben auf diese Art nicht minder seiner natürlichen Trägheit und seinem Hange zum Vergnügen geschmeichelt, als sein Hang zur Erweiterung der Ideen befriediget wird.

Auch scheint mir diese Art der Darstellung, in Sachen der schönen Kunst und besonders, der höchste Standpunkt des Künstlers zu seyn. Denn giebt es ein höheres Ziel der Kunst, als das, allgemein zu gefallen?

Wann aber in gewissen und zwar vorzüglichen Geistern der Trieb zur Thätigkeit der herrschende ist, und den entgegengesetzten Hang zu Vergnügen und Gemächlichkeit weit überwiegt; wann Geister dieser Art sich alsdann gleichsam in ihrer angebohrnen Schwungkraft fühlen, wenn ihnen ein Werk des Genies Ideen und Empfindungen in ganzen Massen zuströmt, und sie unter dem Lesen fast in eben die Spannung versetzt, in welcher der Verfasser selbst sich während der Ausarbeitung befand: dann ist es ohne Zweifel ein einseitiger Geschmack, nur die Schriftsteller von der erstgenannten Gattung zu billigen, wie gewisse Critiker von eingebildet zartem Geschmack zu thun pflegen.

Thucydides, Tacitus, als Geschichtschreiber, Klopstock als Dichter, Schiller als Dichter und Geschichtschreiber, gehören zu den Lieblingsschriftstellern starker und ungewöhnlicher Geister.

Schriftsteller dieser Klasse sind nicht all-gefällige, all-anlockende Guido-Köpfe, mit durchaus regelmäßigen Zügen, sanften Umrissen, und lieblicher Farbe; es sind charakteristische Physiognomien, mit starken vorstrebenden Zügen, mit etwas harten, aber bedeutungsvollen Umrissen, deren Ganzes mehr Eigenthümlichkeit, als Schönheit, mehr Kraft als Gemächlichkeit, athmet.

In ihren Werken zählen sie uns nicht Ideen und Empfindungen zu; sie wägen sie uns zu: der Geist hat bey dem Genuß ihres Kunstwerks mehr das Gefühl der Kraft, und der anstrengenden Thätigkeit, als des Vergnügens und der Gemächlichkeit: er muß dabey fast eben so viel Ideen für sich selbst entwickeln, als der Verfasser auf dem Papier für sich entwickelt hat: unser Vergnügen ist Arbeit, unser Lesen ist ein Studium.

Eben daher ist den Schriftstellern dieser Gattung eine gewisse Dunkelheit und Undurchsichtigkeit der Diction eigenthümlich.

Aber diese Dunkelheit ist die natürliche Folge ihrer Ideen-Zusammenstellung, des Tiefsinns, mit welchem sie ihren Gegenstand durch-

schauen;

schauen; der Innigkeit, mit der sie ihn empfinden: sie ist die Runzel auf der Stirne eines Mannes, der viel denkt, und stark empfindet; sie ist wie der Schatten in einem Nachtstück.

Es ist also wohl höchst verkehrt geurtheilt, eine Stelle aus dem Homer einer Stelle aus der Messiade, einem Perioden aus der Cyropädie des Xenophon einen aus Schillers Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlage gegenüberzustellen, und auszurufen: dieß ist Vollkommenheit der Kunst! und dieß — so weit davon entfernt!

Eigenthümlichkeiten müssen, wie alle verschiedenartige Dinge, nie mit einander vermischt, nie nach Einem Maßstabe beurtheilet werden.

Demohngeachtet bleibt es wahr, daß Schriftsteller von der letzt erklärten Gattung nie zu der Klasse der allgemein gelesenen gehören werden. Der ungemeinen Geister von erhöhtem Kraftgefühl, die mit ihnen sympathisiren, sind immer viel weniger, als der andern mit dem Hange zu einem leichten und gemächlichen Spiel ihrer Kräfte.

Der größere Geist kann sich leicht auch herun-
terstimmen, der kleinere nur in seltenen Fäl-
len, hinauf: ohngefähr so, wie eine längere
Schraube leicht herunter, eine kürzere aber
nicht herauf gespannt werden kann.

Das Gefühl des leichten Spiels der Kräf-
te hat der größere Geist mit dem kleinern ge-
mein: nicht aber der kleinere das erhöhte
Kraftgefühl mit dem größern.

Demohngeachtet wird jeder angehende
Schriftsteller wohl thun, bey aller Gedanken-
fülle, bey allem Tiefsinn, der ihm vielleicht
durch den Charakter seines Geistes eingenthüm-
lich ist, nach Leichtigkeit in der Entwickelung
seiner Ideen, und Klarheit in der Darstellung
zu streben, und sich dadurch dem Ideal der
Kunst immer mehr zu nähern.

Schillers Geist gieng auf diesem Wege der
Annäherung zu dem Ideal der Kunst (das er
in seinem bewundernswürdigen, wenn gleich
noch nicht gan ausgefeilten Gedicht, über die
Kunst, so herrlich dargestellt hat) ungehin-
dert fort. Einige seiner neuesten Versuche z.
B. die schöne Abhandlung über das Studium
der Universalgeschichte, und die Abhandlung

über Anmuth und Würde, haben, bey allem Tiefsinn, aller Gedankenfülle, die das charakteristische seines Geistes ausmachen, eine Leichtigkeit der Ideen-Entwickelung und eine Klarheit und Eleganz des Ausdrucks, die an vielen Stellen nach einem Polyktetischen Richtmaaß gefeilt zu seyn scheinen.

Welcher rühmliche Abstand (nicht des Genies, sondern des gebildeten Geschmacks) zwischen seinem ersten litterarischen Versuch „die Räuber" und diesen letztern Ausarbeitungen.

Solche Muster ahme das junge Genie nach.

Zehnte Vorlesung.

Ueber die Bestimmtheit — erläutert durch Beyspiele.

Wir sprechen und schreiben, nicht bloß, um verstanden zu werden, sondern auch, um so bald und so leicht als möglich verstanden zu werden. (Siehe achte Abhandlung.)

Und dies geschieht durch die Bestimmtheit des Ausdrucks.

Wir haben eine unendliche Mannigfaltigkeit von Begriffen, aber die Anzahl ihrer Zeichen, das heißt, der Worte, ist in Rücksicht der zu bezeichnenden Begriffe, unverhältnißmäßig klein.

Ein Wörterbuch von einigen Bänden enthält den ganzen Wortvorrath der Sprache; aber die Zahl der in dieser Sprache geschriebenen und noch zu schreibenden Bücher geht ins unendliche.

Der Dichter, der Philosoph, der gemeine Mann — brauchen oft die nämlichen Worte: aber welche Verschiedenheit der Begriffe drükken sie damit aus.

Die Bezeichnung einer unendlichen Menge von Begriffen durch eine eingeschränkte Zahl von Zeichen (d. h. Wörtern) ist also nur möglich, durch die größtmöglichste Genauigkeit und Bestimmtheit in der jedesmaligen Anwendung dieser Zeichen auf den zu bezeichnenden Begriff, und in der Stellung der Wörte und Sätze gegeneinander. Jeder Begriff, — sey er in einem einzelnen Wort, sey er in einem oder mehrern Sätzen

enthalten, hat ein gewisses Maaß, eine gewisse Grenze, zu deren Bezeichnung der wörtliche Ausdruck bestimmt ist.

Bleibt das Wort oder der ganze Satz diesseits dieser Grenze stehen; oder geht er, im entgegengesetzten Fall, darüber hinaus: dann wird Begriff und Sinn unbestimmt, dunkel und unverständlich

est modus in rebus, sunt certi denique fines,
quos ultra citraque nequit consistere rectum.
Horat.

die bloße Benennung „Begriff“ zeigt dieß schon an. Wenn ich den Sinn eines Worts, einer Rede fasse, so greife ich gleichsam eine gewisse Summe von Anschauungen und Vorstellungen auf einmal.

Der Gegenstand steht mit seinen Zügen und Umrissen vor mir (verstehen, Verstand) ich erkenne ihn wie ein durch bestimmte Züge mir bekanntes Gesicht.

Alles Denken ist, wie oben schon gesagt worden, ein Bestimmen, ein Abwägen unserer Vorstellungen — das poco di piu, und poco di meno, (etwas zu viel und etwas zu wenig) bezeichnet die Grenzlinie aller Kunst und alles Geschmacks.

Hieraus ergiebt sich's, wie wichtig die Lehre von der Bestimmtheit des Ausdrucks ist.

Ein paar Beyspiele von bestimmtem und von unbestimmtem Ausdruck, werden uns mehr, als allgemeine Ausdrücke und Beschreibungen, den wahren Begriff der Bestimmtheit entwickeln helfen.

In einer vor mir liegenden Abhandlung drückt sich der Verfasser also aus:

„Der grössere und bescheidenere Gelehrte „wird treuherzig gestehen, daß es Lücken in „seiner Wissenschaft giebt, deren Ausfüllung „nicht bloß das Vergnügen gewährt, das der „Wanderer genießt, der nun einen Berg mehr „zurück gelegt hat, sondern etwa das Vergnügen des Wanderes, der mit jedem Meilenstein „einen Theil seiner — schweren Bürde ablegt, „und nun raschern Schrittes seinen Weg fort„geht."

Kein ungewöhnliches unverständliches Wort, keine sprachwidrige Wendung in dem ganzen Perioden — und doch giebt er keinen bestimmten Sinn und Verstand.

Das Vergnügen, welches der Wanderer genießt, der nun einen Berg mehr zurückge-

egt hat, und das Vergnügen des Wanderers, der mit jedem Meilenstein einen Theil seiner schweren Bürde ablegt, und nun raschern Schritts seinen Weg fortgeht — wie sind sie von einander verschieden? Der Verfasser hat es nicht bestimmt, und der Leser findet diesen Unterschied nur mit Schwierigkeit oder gar nicht.

Denn die Empfindungen beyder Wanderer gränzen so nahe an einander, daß sie die Seele, ohne eine gewisse Handleitung des Verfassers, der sie ohnstreitig am besten entwickeln konnte, sich nicht entwickeln kann. Vielleicht hätte der Verfasser den Perioden retten können, wenn er sich in dem folgenden näher erklärt hätte. — Allein dies thut er nicht; und hätt' er's gethan, so würde unsere Seele bey der ersten Lesung des angeführten Abschnitts, über seinen wahren Sinn in einer gewissen ängstlichen Erwartung geschwankt haben: eine Empfindung, die nicht allein unangenehm ist, und daher von dem Schriftsteller sorgfältig vermieden werden muß, sondern auch durch ihre Ungleichartigkeit mit der Stimmung des Ganzen, unsere Aufmerk=

samkeit von dem Vortrage des Verfassers ablenkt.

Hier ist eine Stelle aus einem, gewiß mit sehr viel Geist geschrieben n, W.rkchen, betitelt: die Einpfropfung der gesunden Vernunft.

„Das vorige Jahrhundert war das Jahr„hundert des Genies, das künftige wird oh„ne Zweifel das Jahrhundert der gesunden „Vernunft seyn. — Wie wollen wir uns in dieser Zwischenzeit schildern? — Ohngefähr „so wie der Papagey zwischen dem Ochsen „und Löwen."

„In der Zwischenzeit von dem gegenwärtigen Jahrhunderte bis zum nächstfolgenden müssen wir uns schildern, wie der Papagey zwischen dem Ochsen und Löwen."

Welches ist nun der bestimmte Begriff für dies s Mittelding? Der Autor erklärt sich in dem folgenden darüber nicht. Alle Materialien zu der Bildung dieses Begriffs müßten aus den kurzvorhergehenden „das vorige Jahrhundert ꝛc. entlehnt werden. Aber diese Materialien werden ohne Zweifel keinem der gewöhnlichen Leser hinlänglich dünken.

Ich für mein Theil gestehe ohne Rückhalt, daß sich meine Einbildungskraft dieses Mitteldung, auf welches der Verfasser hindeutet, allenfalls wohl ausmahlt; und daß ich den Verfasser wegen seiner

„felix audacia“

im Ausdruck, sehr oft, und gewissermaßen auch an dieser Stelle, sehr schätze.

Aber ich weiß es auch, daß der bey weitem größte Theil, selbst von gebildeten Lesern, ein Buch, in diesem Styl geschrieben, nach der Durchlesung der ersten Perioden bey Seite legen wird.

Ein Beyspiel gerundeter Bestimmtheit des Ausdrucks sey folgende Stelle aus dem Wielandischen Meisterstück „Agathon. 4. Theil viertes Kapitel.“

„Vielleicht hätte Agathon in solchen Um„ständen immer noch eine Art von Mittel zwi„schen Weisheit und Thorheit, eine mehr lächer„liche, als hassenswürdige Composition von küh„nem Witz und gemäßigter Vernunft, von wah„ren und falschen Begriffen, von Aberglauben „und Unglauben, guten und bösen Leidenschaf„ten, Gewohnheiten, Launen, zweydeutigen

„Tugenden und verschönerten Lastern; kurz eine
„so natürliche Art von Geschöpfen werden kön-
„ne — wie — ohngefähr die meisten von uns
„andern sind, wir mögen es nun einsehen, und
„wenn wirs einsehen, eingestehen — oder nicht."

Der Periode ist lang, die Glieder greifen in einander, der volle Sinn entwikkelt sich erst am Ende des Perioden.

Aber dieser Sinn wird durch die genaue Bezeichnung der Nüanzen zwischen den verwandten Ideen, durch die natürliche Zusammenstellung der Worte und Ideen gegen einander, so schnell und so leicht in die Seele des Lesers übertragen, als es durch die Wichtigkeit und Masse der in dem Perioden enthaltenen Ideen, und nach dem Ton, der in dem ganzen Werke herrscht, geschehen kann.

Ich sage nicht ohne Absicht, „so schnell und so leicht übertragen, als es durch die Wichtigkeit der Ideen und nach dem Ton des Ganzen geschehen kann.

In einer Predigt oder in einer andern populären, allgemein-faßlichen Schrift würden die nämlichen Begriffe noch leichter, und gleichsam nicht in dieser vollen Masse, dargestellt werden müssen.

Und eben so würde diese Periode eines Wielandischen Romans, der, nach der Wielandischen Manier, die feinste Philosophie des Lebens und des Herzens mit griechischer Feinheit und Gewandheit des Ausdrucks vorträgt, einem göthischen Roman, z. B. Werthers Leiden, übel stehen: weil hier der Ton des Ganzen populärer ist; denn ein göthischer Roman erfordert vielleicht eine stärker empfindende, aber nicht eine, zu so viel Anstrengung im Denken gewöhnte, so fein gebildete Klasse von Lesern, als ein Wielandischer.

Eine Anmerkung, die auf jede Gattung von Vollkommenheit des Ausdrucks und des Vortrags angewendet werden muß.

Folgende Stelle aus Burke's Betrachtungen über die französische Revolution, könnte ein Leser, dessen Geschmack bis dahin nur durch populäre Schriften gebildet worden, für gekünstelt, oder dunkel und unverständlich halten: und sie ist dennoch bis zur elegantesten Ründung deutlich und bestimmt.

Der Redner spricht von der Aufhebung aller Stände und gänzlichen Durcheinander-

mischung aller bis jetzt gewöhnlichen Klassifi-
cationen in der Gesellschaft, welche durch die
neue Konstitution in Frankreich hervorgebracht
worden.

„So wie die alten Gesetzgeber erst die ver-
„schiedenen Gattungen der Bürger aussonder-
„ten, und sie dann wieder in ein ganzes ver-
„banden, so haben im Gegensatz diese meta-
„physischen und alchymistischen Gesetzgeber da-
„mit angefangen, alle Klassen, so gut, als es
„ihnen möglich war, in eine gleichartige Mas-
„se zusammenzuschmelzen; und dann haben sie
„ihr Amalgama in eine Menge zusammenhän-
„gender Republiken zerstückelt. Sie haben die
„Menschen nicht einmal in Ziffern, die doch im
„Gehalt steigen, wenn sie auf dieser oder jener
„Stelle der Tafel stehen, sondern in bloße
„Zahlpfennige verwandelt, um sich das Rech-
„nen abzukürzen. Die Anfangsgründe ihrer
„eigenen Lieblingswissenschaft (Metaphysik) soll-
„ten sie schon eines bessern belehrt haben. Der
„bloße Anblick ihrer Categorientafel mußte sie
„aufmerksam darauf machen, daß es in der
„intellectuellen Welt noch etwas anders giebt,
„als Substanz und Größe."

Diese, gewiß nicht jedem Leser verständliche, und doch zugleich in Rücksicht des Ausdrucks und der ganzen Einkleidung untadelhafte, Stelle mag zugleich zum Beweise dienen, wie mannigfaltige Kenntnisse dazu gehören, um Schriften zu lesen und zu beurtheilen, die von etwas mehr als bloß Schöngeistern geschrieben werden, von Geistern, die, mit der Litteratur und dem Geist aller Zeiten und aller Völker bekannt, in keiner, dem Menschen wichtigen, Wissenschaft durchaus fremd, und durch den Umgang mit den großen alten und neuern Schriftstellern gebildet sind; und wie nicht jeder, der einen Toiletten-Roman liest, von Werken dieser Art zu urtheilen im Stande ist.

Der große Redner spricht in der angeführten Stelle, nach seiner charakteristischen Manier, in lauter Bildern. Seine Einbildungskraft langet ihm aus ihrem unermeßlichen Vorrath eines nach dem andern, und von der verschiedensten Gattung, hervor: der erste Periode enthält ein Gleichniß aus der Chymie. Der andere eines aus der Allgebær. Der dritte aus der Methaphysik.

Er würde den Regeln einer guten Schreibart entgegen gehandelt, er würde sich dunkel und unverständlich ausgedrückt haben, hätte er die aus den benannten Wissenschaften entlehnten Anspielungen so ins feine ausgemahlt, daß nur ein Chymiker, Mathematiker und Metaphysiker Sinn und Umfang der Rede fassen könnte.

Aber nun brauchts dazu nichts als der ersten Vorkenntnisse und Grundzüge von diesen Wissenschaften. Und dieß ist die eigentliche Grenze aller rednerischen Anspielungen, und der in Werken der Einbildungskraft zulässigen Gelehrsamkeit.

Wenn aber der Engländer hier mit seinem Ausdruck von Bild zu Bild, und mit den Bildern von Wissenschaft zu Wissenschaft übergeht; so dient selbst diese von den Rhetorikern sonst getadelte Aneinanderreibung der Bilder und Materien nur zum Zweck der Rede, macht Ausdruck und Vortrag nur um so viel anschliessender und bestimmter.

Der Redner will die alles = zerstörende Plane der Demokraten Frankreichs dadurch nur um so viel mehr mit Schande bedecken, daß

er diesen zeigt, wie sie mit eben der Unwissenheit und Unbesonnenheit verfahren, als derjenige, der sich einen tiefen Kenner der Chymie, der Algeber und der Metaphysik glaubt, und doch zu gleicher Zeit gegen die ersten Anfangsgründe dieser Wissenschaften verstößt.

So hält er ihnen, gleichsam mit höhnischer Geberde, ein metaphysisches Compendium vor Augen, („der bloße Anblick ihrer Categorientafel würde ihnen zeigen") und überführt sie so lebendig und überzeugend von der unverschämt-verwegenen Unwissenheit mit welcher sie jene zerstörenden Umschaffungen gewagt.

Eilfte Vorlesung.

Fortsetzung des vorigen — Eigenthümlichkeit des Ausdrucks oder intensive Bestimmtheit — Beyspiele davon.

Der Leser wird aus den angeführten Beyspielen, von der fehler- und musterhaften Art, sich selbst die Begriffe bilden können, was eigentlich Bestimmtheit des Ausdrucks heiße.

Jeder zwecklose Umschweif (betrefs Worte oder Ideen) durch welche der Zuhörer oder Leser zu dem Ziele hingeführt wird; jede fühlbare Mühe, mit welcher er sich zu demselben hinarbeiten muß, jedes Schwanken zwischen eigenthümlichem und uneigenthümlichem Sinn eines Worts oder Satzes — ist der Bestimmtheit des Ausdrucks entgegen, verhindert die leichte und schnelle Auffassung des Sinnes der Rede.

Ich sagte: „fühlbare Mühe" denn der Leser von geübter Denkkraft und feinen ausgebildeten Geschmack wird allein als Richter eines schriftstellerischen Werkes anerkannt. Eben in dieser geübten Denkkraft, und in diesem ausgebildeten Geschmack liegt der Maaßstab zu jener Fühlbarkeit des leeren, weitschweifigen, oder dunkeln und gezwungenen, so wie aller andern Fehler oder Tugenden eines schriftstellerischen Werkes.

Wenn aber jedes Wort seinen bestimmten Begriff, so wie jeder Begriff seinen angemessenes Wort habe: wenn jede Idee bis zu dem Grade der Klarheit entwickelt, so richtig nüanzirt, mit dem Grade lebendiger Anschauung darge-

stellet

stellet ist, als es die Absicht des Verfassers, und der Ton des Ganzen erfodert: wenn Wort und Idee, so wohl einzeln, als gegeneinander zusammengestellt, den Leser ohne Anstoß und ohne Umschweif, zum Ziel führen, zu der leichten, schnellen und lebendigen Auffassung des Sinnes der Rede: dann hat die Schreibart die Eigenschaft der Bestimmtheit.

Jedem Worte seinen bestimmten Begriff, jedem Begriff sein angemessenes Wort zueignen, heißt, sich so ausdrücken, wie es dem gegebenen Wort und Begriff eigenthümlich ist.

Daher rechnen wir zu der Bestimmtheit des Ausdrucks zuvörderst die Eigenthümlichkeit. Nach dieser muß also das Wort den Begriff, der Begriff das Wort, wie die Logiker sich ausdrücken, sich einander erschöpfen, oder, nach dem mathematischen Begriff der Congruenz, mit einander zusammen fallen.

Schiller in seiner Abhandlung über das Studium der Universalgeschichte, sagt:

„Wahr ist es, auch in unserm Zeitalter haben sich noch manche barbarische Ueberreste

„aus den vorigen Zeiten eingedrungen, Ge-
„burten des Zufalls und der Gewalt, die das
„Zeitalter der Vernunft nicht verewigen
„sollte."

So kühn das ganze gesagt ist; so bestimmt ist jeder Begriff, so eigenthümlich jedes Wort. Das Wort scheint aus dem Begriff hervorgegangen und gleichsam eine natürliche Geburt desselben zu seyn; so wie dieser wiederum das Wort, wie der Geist seinen Körper, durch und durch zu erfüllen und zu beleben scheint.

Man setze statt „Geburten" — Erzeugungen des Zufalls und der Gewalt: und der Ausdruck wird uneigenthümlich, der Begriff unbestimmt Denn da „Geburt des Zufalls" schon bildlich gesagt ist und „Erzeugung" einen noch entferntern Begriff andeutet, so würde der Leser dadurch nur, wie auf einem längern Wege, zum Ziele geführt werden.

„Die das Zeitalter der Vernunft nicht verewigen sollte."

Man setze statt „das Zeitalter der Vernunft" — das Zeitalter der gesunden Vernunft — oder auch das aufgeklärte Zeitalter — und das bezeichnende Wort ist uneigen-

thümlicher, der bezeichnete Begriff unbestimmter.

„Das Zeitalter der gesunden Vernunft“ würde allenfalls heißen, dasjenige, wo die gesunde Vernunft statt findet; allein gesunde Vernunft fand zu allen Zeiten statt, wenn sie auch in ihren freyen Wirkungen oft gehemmet ward.

„Das aufgeklärte Zeitalter“ würde richtiger seyn, als das letztere: denn ein aufgeklärtes Zeitalter bedeutet dasjenige, wo die gesunde Vernunft ihre vorzügliche Wirksamkeit äußert; aber auch dieß ist noch nicht stark genug für die Absicht des Verfassers. Denn indem er unser Jahrhundert schlechthin, und ohne weitere Umschreibung, „das Zeitalter der Vernunft nennt,“ so befaßt er in dieser schlichten Kürze nicht nur beyde eben erklärten Begriffe, sondern er bezeichnet zugleich unser Zeitalter, als die Epoche der Vernunft, wo sich dieselbe aus der unseligen Finsterniß der Vorurtheile und der Unwissenheit mit einer besondern Energie emporgearbeitet hat, und noch fortdaurend emporarbeitet.

„Nicht verewigen sollte“ man setze dafür — zerstören, oder auch vernichten, — und der Ausdruck verliert an Eigenthümlichkeit. Denn in dem Wort „verewigen“ liegt zugleich ein gewisser Verweis an das Zeitalter der Vernunft, welches gleichsam erröthen soll, die Ueberbleibsel der Unvernunft noch länger fortdauren zu lassen.

Der, in Beziehung auf den darzustellenden Hauptbegriff bedeutungsvollere Ausdruck, ist immer auch der eigenthümlichere, der bestimmtere.

In eben dieser Schrift heißt es von der politischen Lage der Staaten gegen einander: „den Frieden hütet ein ewig- geharnischter „Krieg; und die Selbstliebe eines Staates „setzt ihn zum Wächter über den Wohlstand „des andern.

Wir sehen hier den Krieg, wie einen gewaffneten Held vor uns stehen, und mit seinem Schilde die Staaten bedecken; die Selbstliebe ist die Gesetzgeberin des Staats und setzt ihn zum Wächter über den Wohlstand des andern.

Man setze anstatt „ewig- geharnischter Krieg,“ — ewig- wacher Krieg; so passet das

das Bild allerdings zu dem Gleichniß vom „Wächter;“ aber die Eigenthümlichkeit des Ausdrucks verliert: indem das „ewig geharnischt“ zugleich den Begriff der Wachsamkeit; dieser aber nicht den Begriff des „immer geharnischen“ mit sich führt.

Man setze ferner statt „die Selbstliebe eines Staats setzt ihn zum Wächter über den Wohlstand des andern“ also: das eigene Interesse des Staats hält seine Augen immer wach über den Wohlstand des andern: so giebt „Selbstliebe“ einen umfassendern Begriff als „eigenes Interesse.“ Denn das letztere bedeutet nur etwas objectives; das erstre aber objectives und subjectives zugleich: und auf den Ausdruck des Subjectiven kommt es hier in dem Begriff des Ganzen am meisten an.

„Hält seine Augen immer wach über den Wohlstand des andern“ der Ausdruck würde hier schon durch die größere Länge an Eigenthümlichkeit verliehren: denn da er der Seele den nämlichen Begriff, und das nämliche Bild vorhält, als der Schillersche, „setzt ihn zum Wächter über den Wohlstand des andern,“ so

ist dieser auch schon um der größern Kürze willen eigenthümlicher. (Siehe oben.)

Aber das „setzt ihn zum Wächter über den Wohlstand des andern“ ist auch unstreitig stärker gesagt, als „hält seine Augen wach.“ Denn jenes mahlt eine ganze Person, dieß einen Theil derselben: die Personification ist also in dem ersten Fall vorspringender.

Da wir über die Eigenthümlichkeit der Rede unter allen Abhandlungen in einem Werk über den Styl am wenigsten allgemeine Vorschriften ertheilen können: so kann man's nicht überflüßig finden, daß wir noch eine schöne Stelle eines neuern Schriftstellers in dieser Hinsicht zergliedern.

„Die französische Revolution liefert ein „trauriges und schwarzes Blatt in die Geschichte der Menschheit. Das Jammern der „Verzweifelten, das Wehklagen der Verbannten, überschreit kein Freudenfest und keine „Sieges = Hymne.“

„Der Ausgestoßene (Emigrirte) verschmachtet sein Leben, der Gemordete schläft in seinem Grabe, wenn auch ein Paradies auf den „Trümmern ihrer Glückseeligkeit emporsteigt,

„Aber es ist ein Gedanke des Entsetzens, daß „Frankreich umsonst an so viel grausamen „Wunden geblutet haben sollte.“

„Ein trauriges und schwarzes Blatt in die Geschichte der Menschheit.“

Man sage statt „in die Geschichte der Menschheit,“ „für den Gang der Entwickelung der Menschheit,“ es ist der nämliche Begriff; aber nicht die nämliche Eigenthümlichkeit des Ausdrucks.

Denn „Blatt und Geschichte“ (die geschrieben wird) sind zusammengehörige, sich einander bestimmende Begriffe; aber nicht „Blatt und Gang.“

Das folgende schildert nun den Inhalt dieses traurigen und schwarzen Blatts in der Geschichte der Menschheit.

Eine einseitige Critik würde hier vielleicht sagen: der Verfasser springe von Bild zu Bild ab; erst spreche er von einem schwarzen Blatt in der Geschichte der Menschheit, und gleich darauf von Freudenfesten und Sieges-Hymnen.

Aber in verschiedenen Absätzen, und bey verschiedenen Begriffen, sind, besonders in

der durchaus bilderreichen Manier, die dem Verfasser eigenthümlich ist, aus welchem wir diese Stelle entlehnt, verschiedenartige Bilder gar wohl zulässig, wenn diese Bilder selbst nur immer Haltung haben, d. h. mit sich selbst übereinstimmen, und nicht eines das andere aufhebet. Denn dies würde offenbar gegen die Eigenthümlichkeit des Ausdrucks seyn: indem die Seele durch eine solche Zusammenstellung verschiedenartiger Bilder, in der leichten und schnellen Auffassung der Ideen ohngefähr eben so gehindert, und verwirrt wird, als wenn uns ein Mahler auf der nämlichen Leinwand ein Menschengesicht auf einem Flügel vom Vogel zeigen, oder einen Fuß vom Stier mit dem Fuß eines Haasen zusammenpaaren wollte.

„Das Jammern der Verzweifelten, das Wehklagen der Verbannten, überschreyt kein Freudenfest und keine Sieges-Hymne.“

Man sage anstatt „Freudenfest und Sieges-Hymne,“ — Jubel und Freudengesang, und der Ausdruck ist minder eigenthümlich: denn Freudenfest und Siegeshymne bezeichnen wirkliche Thatsachen der Revolutionsge-

schichte; jene wurden öffentlich angestellet, und diese bey denselben abgesungen; Jubel und Freudengesang aber bezeichnen nur allgemeine Begriffe von Freude. Nun aber zeichnet ein Ausdruck, der eine besondere Thatsache bedeutet, eigenthümlicher, als ein allgemeiner Ausdruck.

Denn das Besondere giebt der Seele, der Materie nach, mehr zu denken, als das Allgemeine.

„Der Ausgestoßene verschmachtet sein Leben, der Gemordete schläft in seinem Grabe, wenn auch ein Paradies auf den Trümmern ihrer Glückseligkeit empor steigt.“

Schrecklich-schön gesagt!

Der Leser sieht wie auf einem Gefilde des Todes. Hier liegen Leblose — erschlagen, dort schmachten noch Lebende — dahin im Todeskampfe. Um sie herum blüht ein Paradies auf zu dessen Anpflanzung sie durch den Ruin ihrer Glückseligkeit und ihres Daseyns beytragen mußten: aber sie sehen, sie fühlen nichts von diesem Paradiese.

Man verändere den Perioden etwa also: „der Ausgestoßene bringt seine Tage in der Nacht

„des Jammers hin, der Todte liegt kalt und „gefühllos in dem Dunkel des Grabes.“

Und der mit mehr Bildern überhäufte Ausdruck wird, theils durch die Länge, theils durch die mehr entfernte Beziehung der eingemischten Begriffe von Nacht und Dunkel auf den hier auszudrückenden Hauptbegriff der Gefühllosigkeit, minder eigenthümlich.

„Aber es ist ein entsetzlicher Gedanke, daß Frankreich umsonst an so viel grausamen Wunden geblutet haben soll.“

Der Verfasser bleibt in der einmal gewählten tragischen Ausdrucksart von Mord und Tod, und vollendet dadurch den Inhalt „des traurigen und schwarzen Blatts in der Geschichte der Menschheit.“

Man sage anstatt „umsonst an so viel grausamen Wunden geblutet haben sollte,“ umsonst der blutumflossene Schauplatz so schrecklicher Tragödien gewesen seyn sollte; — und das mehr ausgemahlte Bild ist eben deswegen uneigenthümlicher.

Wir können hier nicht Beyspiele genug häufen — Beyspiele, die hier allein lehren.

Und aus welchem Werk könnten wir deren noch eins wählen, als aus dem, welches die Musen und Grazien selbst in ihre Lesebibliothek aufgestellet haben würden.

„Der Enthusiasmus, der die eigentliche „Anlage seines Helden zu einem mehr als gewöhnlichen Grade moralischer Vollkommenheit enthielt, verhinderte ihn, zu eben der „Zeit, da er seine Tugend erhöhte, so weise „zu seyn, als man seyn muß, um nicht mit „den erhabensten Begriffen und den edelsten „Gesinnungen, von sich selbst, und von andern, betrogen zu werden. Eine Art zu denken, welche ihn zu einer höhern Klasse von „Wesen, als die gewöhnlichen Menschen sind, „zu erheben schien, setzte ihn dem Neid, der „verkehrten Beurtheilung, den Nachstellungen und den Verfolgungen dieser Menschen „aus. Ja, was für seine Tugend das schlimmste war, sie machte ihn unvermerkt vergessen, daß er im Grunde noch immer weder „mehr noch weniger sey, als ein Mensch. Die „Erfahrung öfnete ihm endlich die Augen und „zerstreute einen Theil der Bezauberung.“

Agathon.

Wir lernen aus dieser Stelle, was unsern jungen Schriftstellerlein kaum zu ahnden scheinen, daß man deutlich, bestimmt, und eigenthümlich schreiben kann, ohne Bild, ohne Allegorie und Metapher. Die lange Stelle enthält keine einzige Figur der Rethorik, die nur immer zum Schmuck der Rede gerechnet werden könnte: und ist doch voll bewundernswürdiger Beredsamkeit.

Aber freylich ist fein zu fühlen, und richtig zu denken etwas schwerer, als Bild auf Bild, Metapher auf Metapher zu häufen. Das letzte lernt sich allenfalls durch ein wenig poetische Lectüre. Das erste kömmt nur durch ein Geschenk der Natur, ausgebildet durch lange Uebung.

Worin liegt in dieser Stelle die Bestimmtheit und Eigenthümlichkeit?

In der Entwickelung jeder Idee bis zu dem Grade der Klarheit, den die Absicht des Verfassers, und die mittelbare und unmittelbare Beziehung auf den darzustellenden Hauptbegriff erfodert; in der vollendeten Ründung jedes Ausdrucks durch den entsprechenden Begriff, und jedes Begriffs durch das ihm ange-

messene Wort; in dem gegenseitigen Zusammenklang der Worte und der Ideen, der größern und kleinern Abschnitte der Rede, zu einer leichten und schnellen Auffassung des Hauptbegriffs durch seine Nebenbegriffe, und dieser durch jenen. Wie ein Ruhepunkt des ganzen Abschnitts fühlt sich der letzte Periode: „die Erfahrung öfnete ihm endlich die Augen, und zerstreute einen Theil der Bezauberung.“

Alle Tendenzen der vorangeschickten Ideen und Worte, und ihrer Zusammenstellung gegen einander, finden in diesem ihr Ziel.

Von solchen Perioden, und überhaupt von einer solchen Schreibart, wie die in den musterhaften Wielandischen Romanen, kann man sagen: sie sind durch ihre eigene Nacktheit geschmückt: sie sind, wie große Geister, ganz Person, nirgends Kleid, nirgends Putz.

Zwölfte Vorlesung.

Fortsetzung, — Uneigenthümlichkeit und Dunkelheit des Ausdrucks.

Der Eigenthümlichkeit des Ausdrucks widerspricht zuvörderst die Uneigenthümlichkeit, nach welchen sie den Mangel der Haltung und Zusammenstimmung eines Ausdrucks mit sich selbst andeutet.

Wenn es in einer Geßnerschen Idylle heißt: „Ich will Rosen und Milch auf dein Grabmal streuen:" so ist dies uneigenthümlich. Man streut Rosen, aber man gießt Milch. Der Ausdruck stimmt nicht zu sich selbst.

„Wir setzen mit dem Anfange eines Jahres „unsern Wanderstab weiter, um einem neuen „Abschnitt unsres Lebens entgegen zu sehen."
Uneigenthümlich gesagt!

Am Wanderstab steht man nicht, man geht; es sollte also heißen „entgegen zu gehen."

Das einmal gebrauchte Bild muß also immer zu sich selbst stimmen, so lange die Rede sich darauf bezieht.

In der Bezeichnung der geistigen Natur unserer Seele, haben wir, eben weil wir das Wesen derselben so gar nicht kennen, b.ynahe lauter bildliche Ausdrücke.

Hier ist daher auch wegen der Menge und Verschiedenheit der sich uns aufdringenden Bilder, die Verwechselung des einen mit dem andern, oder vielmehr das Abspringen von dem einen zu dem andern, sehr gewöhnlich.

Gewisse bildliche Ausdrücke haben durch den häufigen Gebrauch die Deutung geistiger und allgemeiner Begriffe angenommen: und in dem gewöhnlichen Sprachgebrauch wird daher auch in diesem Fall auf die Richtigkeit in der Zusammenstellung der Bilder nicht viel geachtet.

Wir sagen alle: „ich will Ihnen meine Gemüthsstimmung mahlen" — Gemählde und Stimmung, zwey verschiedenartige Bilder. — Eben so reden wir von einer trüben Ge-

Mißstimmung. Doch könnte diese Zusammenstellung gewissermaßen durch die musikalischen Redensarten — eine Leidenschaft mahlen — und so weiter — gerechtfertiget werden. Allein der strenge Geschmack muß solche Zusammenstellungen nie billigen.

Youngs Schreibart ist voll von Uneigenthümlichkeiten dieser Gattung.

Ueber dem ängstlichen Streben nach Eigenthümlichkeit des Ausdrucks, verliehrt derselbe oft alle nähere Beziehung und Anschließung auf den darzustellenden Begriff, und wird in diesem Sinne, dunkel.

Daher diese Gattung von Dunkelheit der zweyte Fehler gegen die Eigenthümlichkeit des Ausdrucks ist.

In Schillers philosophischen Briefen heißt es also: „Du bist fort, Raphael, und die „schöne Natur geht unter: die Blätter fallen „ab von den Bäumen; ein trüber Herbstnebel „liegt, wie ein Bahrtuch, über dem ausgestorbenen „benen Gefilde.“

Julius mahlt hier sehr rührend die melancholische Stimmung seiner Seele, nachdem ein philosophischer Freund ihn verlassen.

Die

Die ganze Natur behängt sich gleichsam für ihn mit dem Schleyer, den die Trennung von Raphael über seine Seele verbreitet.

Ideen und Worte stimmen mit der schönsten Eigenthühmlichkeit zusammen, um den beabsichteten Total-Eindruck hervorzubringen.

Diese einfache und rührende Schilderung einer trübsinnigen Gemüthsstimmung, hat ein ungeschickter Romanschreiber also nachzuahmen oder vielmehr zu verschönern geglaubt.

„Du bist fort, Geliebte! und die schöne „Natur neigt ihr strahlenloses Haupt in den „Ocean der Vergänglichkeit: die gelben Blät„ter entstürzen den Bäumen, wie dem Todten„Schädel des Greises das entwurzelte Haar: „ein trüber Herbstnebel liegt, wie ein Bahr„tuch über dem Knochengerippe einer Leiche, „über dem Grabgefilde der hingeschmachteten „Natur.

Wir wollen den Perioden, so wie er da steht, als ein auffallendes Beyspiel ungeschickter und geschmackloser Nachahmung zergliedern: ohngefähr so wie der Arzt den Körper des Kranken, den er, als unheilbar, dem Tode überlassen mußte, durch die Leichenöf-

nung wenigstens für seine Kunst nützlich macht.

Schlechte Köpfe sind, wie angeborne Krankheiten, unheilbar: aber die Zergliederung ihrer abgeschmackten Producte kann dem Zögling des Geschmacks sehr heilsam werden.

„Die schöne Natur taucht ihr strahlenloses Haupt in den Ocean der Vergänglichkeit.“

Man sieht, der Nachahmer wollte das Bild des Untergehens erweitern und ausmahlen — der Untergang erinnert ihn an die Sonne. Der Sonne legen die Dichter, wenn sie aufgeht, ein strahlendes, wenn sie untergeht, ein strahlenloses Haupt bey: dieses strahlenlose Haupt taucht also die Sonne der Natur — in den Ocean der Vergänglichkeit.

Das Bild ist weiter ausgemahlt.

Schiller sagt schlicht: die Natur geht unter: aber was hat durch jenes Ausmahlen der Eindruck des Ganzen gewonnen? Allein es gehört zu dem charakteristischen schlechter Köpfe, Haupt- und Nebensache nicht zu unterscheiden.

„Die gelben Blätter entstürzen den Bäumen, wie dem Todtenschädel des Greises das entwurzelte Haar.“

Schiller sagt schlicht und einfach: die Blätter fallen gelb von den Bäumen.

Entstürzen, denkt der elende Nachahmer, ist ein kraftvolleres Wort, und, ohne das unverhältnißmäßige von Entstürzen zu dem Abfallen der Blätter zu bedenken, glaubt er seinen Meister zu übertreffen, wenn er sagt: die gelben Blätter entstürzen den Bäumen.

Grade die schöne Einfalt der Natur ist die Klippe schlechter Köpfe. Sie müssen die schöne Nacktheit derselben, für welche ihr Gefühl zu stumpf ist, vergolden. So allein reizt sie ihr blödes Auge, wie die Flitter-Puppe das Kind.

Gewisse neuere Dichter schämen sich zu sagen: „die Erde ist grün, oder die Bäume grünen, blühen" Jeder Begriff muß ihnen umschrieben, jedes Substantiv durch ein Beywort ausgemahlet werden; und diese Umschreibungen können ihnen nie weitläuftig, diese Begriffe nie ausdruckvoll genug seyn.

Und doch brauchts bey der schönen und rührenden Einfalt der Natur nichts weiter als — sie gleichsam

nur bey ihrem Namen zu nennen: nichts weiter, als die Aufmerksamkeit des Lesers oder Zuhörers darauf hin zu lenken und ihm zuzurufen: Siehe da!

Aber eben dieses schlichte bey Namen nennen, eben dieses Siehe da, rufen! kann nur das Genie darstellen, und ein erprüfter Geschmack empfinden.

„Die Blätter entstürzen den Bäumen, wie dem Todtenschädel des Greises das entwurzelte Haar."

Der Schädel des Greises ist gewöhnlich kahl; der Nachahmer glaubt nur dann mit „voller Kraftempfindung" (ein eigener Ausdruck der elenden Romanschreiber) zu sprechen, wenn er den kahlen Schädel einen Todtenschädel nennt: wenn es gleich ein Widerspruch ist, daß von einem Todtenschädel noch Haare abfallen sollen.

Aber das ist die Energie schlechter Schriftsteller auf Kosten der Wahrheit und Natur!

Uebrigens wäre die Vergleichung der abfallenden Blätter mit dem Abfallen der Haare und der hinsterbenden Bäume mit dem Greise

nicht zu tadeln. — Aber wo ist hier die Beziehung auf den Hauptgedanken des Schriftstellers, nehmlich Darstellung seiner melancholischen Gemüthsstimmung? Und dadurch allein würde doch das Ganze nur Sinn und Bedeutung erhalten.

Wer, wie hier der schlechte Nachahmer, das Bild zu der Darstellung seiner innern Empfindung so weitläufig und so künstlich ausmahlt, daß er der Empfindung selbst darüber zu vergessen scheint; der fühlt gewiß nicht stark.

Man hat dieses schmückende Ausmahlen der Empfindungen und Leidenschaften den Tragikern der Franzosen mit Recht Schuld gegeben.

Man fordere nicht von mir, diesen Fehler an den deutschen Dichtern zu rügen.

Gesner hat hierin sehr verführerisch den Ton angegeben. Ich verkannte nie seine Verdienste. Aber ich sehe eben in dem gerügten Fehler die Ursache, warum die Engländer Gesners Idyllen „Stuff“ nennen.

„Ein trüber Herbstnebel liegt, wie ein Bahrtuch über dem Knochengeripp einer Leiche,

„über dem Grabgefilde der hingeschmachteten
„Natur."

Immer ein und der nämliche Tadel der Critik! Schminke des Ausdrucks und Vernachläßigung des Hauptgedankens! Das Bahrtuch in dem Original erinnert den Nachahmer an die Leiche: der schlichte Ausdruck „Leiche" ist ihm noch nicht kraftvoll genug; er setzt also „Todtengeripp der Leiche," ohne zu bedenken, daß man ein Todtengeripp eigentlich keine Leiche mehr nennt, u. s. w.

Wenn die Schönheit des Originals in der Eigenthümlichkeit der Gedanken und des Ausdrucks, in der zweckmäßigen Entwickelung der Begriffe zu der Auffassung des Hauptgedankens, in dem schönen Zusammenklang aller Theile zum Ganzen und des Ganzen zu jedem besondern Theil besteht, dann wird man das unwahre, unnatürliche und geschmacklose der zergliederten Nahahmung wohl in nichts anderm als in dem Gegentheil von allem diesen zu suchen haben.

Der Nachahmer läßt über dem Nebenbegriff den Hauptgedanken, über dem Ausmahlen die Sache selbst, über dem Wort den Ge-

danken hinschwinden. Er verweilt, wo er drüber hinflattern, mahlt aus, wo er nur andeuten sollte: schmückt das Einfache, künstelt an der Natur.

Das ist das unwahre seiner Gedanken, das uneigenthümliche seines Ausdrucks.

Man lerne zugleich aus diesem Beyspiel einer geschmacklosen Nachahmung (über welchem wir unter andern auch deswegen so lange verweilten, weil wir in demselben zu gleicher Zeit über den bey weitem größesten Theil unserer Moderomane das unwiderrufliche Urtheil der Critik ausgesprochen haben,) wie ein Original-Schriftsteller, und ein Sudler, bisweilen fast das nämliche sagen können, und wie fein die Grenze zwischen Wahrheit und Unwahrheit der Darstellung, zwischen Schönheit und unnatürlichem Putz, Eigenthümlichkeit und Uneigenthümlichkeit des Ausdrucks ist.

Eben diese Art von Uneigenthümlichkeit ist die Dunkelheit, welche durch das ängstliche Streben nach Eigenthümlichkeit hervorgebracht wird.

Indem man nämlich jeden Nebenbegriff nicht genug erweitern, jedes kleinste Bild in der Gruppe nicht genug herausheben, und mit

grellen Farben auffallend machen zu können glaubt; verwischt und vermischt man den Hauptbegriff durch die Nebenideen, erstickt den Gedanken durch den Ausdruck, und bringt in der Seele des Lesers das unangenehme Gefühl des unbestimmten, schwankenden, zweifelhaften, d. h. des dunkeln hervor. Sie schwebt zwischen Haupt- und Nebenbegriff, zwischen dem pomphaft ausmahlenden Wort und dem armseligen Gedanken in der Mitte hin, sieht vieles, wie im Zwielicht, und nichts bestimmt, nichts deutlich; wird unwillig über die vergebliche Anstrengung ihrer Kräfte; ermüdet und erschlaft.

Das größte Unglück, das einem Schriftsteller wiederfahren kann!

Eine andere Art der Dunkelheit, die in dem ängstlichen Streben nach Eigenthümlichkeit des Ausdrucks ihre Quelle hat, besteht in gewissen gelehrten Anspielungen, auf Bücher, die nicht allgemein gelesen, auf Thatsachen, die nicht allgemein bekannt sind.

Diesem Fehler der Schreibart sind gewöhnlich Originalköpfe von viel Gelehrsamkeit und tiefen Kenntnisse unterworfen.

Die Sucht, gelehrt und Original zu scheinen, kann indessen auch sehr gewöhnliche Geister zu der Nachahmung dieses (man verzeihe mir den Ausdruck) vornehmen Fehlers verleiten.

In einer kleinen vor mir liegenden Schrift heißt es:

„La Condamine mag sich aus dem Athem predigen, und alle seine Zeit verlieren, die Nothwendigkeit der Einpfropfung zu beweisen. Tronchin mag hunderttausend Thaler verdienen, wenn er die Suppe als ein allgemeines Gift verbannt; Kaiser mag durch Pillen, die der Facultät unverständlich sind, Ehre und Pistolen suchen; unser Uebel sitzt weder in unserm Blut, noch in dem Blut unser Vorfahren; es liegt in unsern Köpfen. Laßt uns Quecksilber figiren, so werden wir geheilt seyn.“

La Condamine, Tronchin, Kaiser, — der wie vielste unter den gewöhnlichen Lesern der Werke des Geschmacks kennt wohl diese Männer auch nur dem Namen nach, weit entfernt, die geheimen Thatsachen der Geschichte ihrer Wissenschaft und ihres Lebens zu wissen.

„Kaisers Pillen, die der Facultät unverständlich sind.“ — Man müßte, um diese Stelle zu verstehen, vielleicht einen ganzen academischen Prozeß durchlesen.

Ueberdem ist es mit gewissen Anecdoten in der gelehrten Welt eben so bewandt, wie mit denen in der politischen. Sie machen eine Zeitlang die Neuigkeit des Tages; etwas neueres verdrängt sie: und ihr Andenken schwindet dahin, als wären sie nie gewesen.

Jeder Schriftsteller, der für mehr als eine Büchermesse schreiben will, muß sich solcher dunkeln Anspielungen enthalten; so sehr sie auch vielleicht für den Augenblick, wo das launigte Publikum von den vorgefallenen Thatsachen selbst noch gleichsam warm ist, neu und original scheinen mögen.

„Eine Vernunft, die sich für eine Tochter „der Materie ausgiebt, das ist unsere Re„ligion; eine Philosophie, welche gebohren „zu seyn glaubt, um auf vier Pfoten zu krie„chen, das heißt unsre Größe; eine Reim„sucht, welche Verse schmiert, um ihr Werk „verbrennen zu sehen, das ist unser Wiz,

„eine Ruchlosigkeit, welche Gott selbst lästert,
„das ist unser erhabenes Genie."

Ich halte diese Stelle für original und vortreflich in ihrer Art. Aber ich gestehe zugleich, daß der Verfasser darin die Grenzen der Allgemeinverständlichkeit (Popularität) überschritten hat, durch welche ein Produkt des Geschmacks für die größere Hälfte der Leser genießbar wird.

„Eine Vernunft, die sich für eine Tochter der Materie ausgiebt, ist unsere Religion." Der Ausdruck ist allerdings eigenthümlich. — Aber um das Eigenthümliche zu fassen, muß man erst die Grundsätze der Philosophie eines Locke und Lamettrie und andere Naturalisten ins Gemüth rufen;

„Eine Philosophie, welche gebohren zu seyn glaubt, um auf vier Pfoten zu kriechen, ist unsere Größe."

Schön und eigenthümlich gesagt.

Aber der Verfasser spielt hier auf die Rousseauische Ideen vom Naturzustande und von den Uebeln der Cultur an, die nicht jedem Leser geläufig genug sind, um den Sinn des Satzes leicht und schnell zu fassen.

„Eine Reimsucht, welche Verse schmiert, um ihr Werk verbrennen zu sehen, das ist unser Witz."

Thatsachen aus der Litteraturgeschichte, deren rasche Vermengung mit der kurz vorher angebrachten philosophischen Gelehrsamkeit allein schon das Gefühl des verworrenen erwecken könnte.

Doch diese Stelle ließe sich vielleicht noch retten. Aber folgende gewiß nicht.

„Wenn man seinen [illegible] verwalten, aber „nicht in einem von Martin gemahlten Wa„gen fahren kann, so muß man nothwendig „seine Nachbarn zu Grunde richten."

Vergebens setzt der Verfasser in einer Anmerkung hinzu.

„Wer das Leben der Frau von Krüdener gelesen hat, wird [illegible] [illegible] können, was der Verfasser hier vor Augen gehabt."

[illegible] Frau von Krüdener, [illegible]

„eine Ruchlosigkeit, welche Gott selbst lästert,
„das ist unser erhabenes Genie.“

Ich halte diese Stelle für original und vortreflich in ihrer Art. Aber ich gestehe zugleich, daß der Verfasser darin die Grenzen der Allgemeinverständlichkeit (Popularität) überschritten hat, durch welche ein Produkt des Geschmacks für die größere Hälfte der Leser genießbar wird.

„Eine Vernunft, die sich für eine Tochter der Materie ausgiebt, ist unsere Religion.“ Der Ausdruck ist allerdings eigenthümlich. — Aber um das Eigenthümliche zu fassen, muß man erst die Grundsätze der Philosophie eines Locke und Lamettrie und andere Naturalisten ins Gemüth rufen;

„Eine Philosophie, welche gebohren zu seyn glaubt, um auf vier Pfoten zu kriechen, ist unsere Größe.“

Schön und eigenthümlich gesagt.

Aber der Verfasser spielt hier auf die Rousseauische Ideen vom Naturzustande, und von den Uebeln der Cultur an, die nicht jedem Leser geläufig genug sind, um den Sinn des Satzes leicht und schnell zu fassen.

„Eine Reimsucht, welche Verse schmiert, um ihr Werk verbrennen zu sehen, das ist unser Witz.“

Thatsachen aus der Litteraturgeschichte! deren rasche Vermengung mit der kurz vorher angebrachten philosophischen Gelehrsamkeit allein schon das Gefühl des verworrenen erwecken könnte.

Doch diese Stelle ließe sich vielleicht noch retten. Aber folgende gewiß nicht.

„Wenn man keinen Stör verdauen, oder
„nicht in einem von Martin gemahlten Wa-
„gen fahren kann, so muß man nothwendig
„seine Nachbarn zu Grunde richten.“

Vergebens setzt der Verfasser in einer Anmerkung hinzu.

„Wer das Leben der Frau von Pompadour gelesen hat, wird ohngefähr errathen können, wen der Verfasser hier vor Augen gehabt.“

Die Thatsachen aus der Geschichte der Frau von Pompadour, so viel Aufmerksamkeit sie auch zu einer gewissen Zeit erregten, bleiben dem lesenden Publikum nicht lange und nicht stark genug in dem Gedächtniß, um

auf sie, als auf allgemein-bekannte Dinge, anzuspielen.

Das Buch, in welchem diese Thatsachen enthalten sind, mögen wir um dieser Kleinigkeit willen nicht grade nachschlagen. Die Pompadour selbst hat seit langer Zeit aufgehört, ein Gegenstand der Aufmerksamkeit zu seyn.

Wie weit der Verfasser eines Werks des Geschmacks in gelehrten Anspielungen auf Litteratur, oder andere fremdartige Wissenschaften gehen könne, ist nicht weniger schwer zu bestimmen, als die Grenzlinie des Geschmacks überhaupt.

Der allgemeine Ton der Erziehung, die Bildung des gelehrten Standes insbesondere, die jedesmaligen Mode-Wissenschaften und Mode-Bücher, (denn deren giebts nun einmal) geben hier dem Schriftsteller allein den Maasstab.

Wer allgemein gelesen seyn will, muß allgemein-verständlich zu schreiben suchen. In dieser Absicht muß sich der Schriftsteller aller Gleichnisse, aller Anspielungen enthalten, die eine tiefe oder durchaus gründliche Kenntniß irgend einer eigentlichen Wissenschaft, oder

auch gewisser nicht allgemein bekannter Tha
sachen, seys der Geschichte der Menschheit, sey
der neuesten Geschichte des Tages, voraus
setzen.

So unbestimmt dieser Maaßstab zu seyn
scheint, so wird er dennoch dem Schriftstelle
hinreichen, der mit der Kenntniß des Geiste
und der Bildungsstufe seine Nation, zugleic
Kenntniß des jedesmaligen Zustandes der Lit
teratur, und besonders auch des herrschende
Tons der Gesellschaft, verbindet.

Denn diese vier Stücke zusammengenom
men, bilden gewissermaßen den Barometer
der Popularität in Sachen des Geschmacks.

Man muß (der Ausdruck sey mir erlaubt)
aus dem Geist seiner Zeiten und in den Geist
der Zeiten schreiben.

Denn diesen Geist der Zeit übersliegen und
über ihn hinausschreiben, wie dies Rousseau
als Philosoph, Wieland in seinen meisterhaf
ten prosaischen Werken des Agathon, Pregrin
u. s. f. als Dichter gethan haben; (Lessing sag
te mit Recht von Wielands Agathon, dies
Werk wäre um 50 Jahr zu früh für die deut
sche Nation geschrieben) und dabey noch Liebe

lingsschriftsteller seiner Nation, seines Jahrhunderts werden: dies kann nur den Rousseaus und den Wielanden gelingen.

Von der deutschen Litteratur überhaupt muß man sagen, daß sie in Rücksicht der Popularität, seys von der Seite der Gelehrsamkeit, seys von der Seite des philosophischen Scharfsinns, um einen Ton höher gestimmt ist, als selbst die Englische, mit welcher sie sonst in verschiedenen andern Hinsichten sehr glücklich parallisirt werden kann: (denn die Schriftsteller der Franzosen haben unter allen Europäischen Nationen ohne Zweifel den höchsten Grad der Popularität.) Kein Geisteswerk der Engländer in Sachen des Geschmacks, erhebt sich zu der Feinheit und tiefen Philosophie eines Agathon, eines Proteus — keines ihrer Dramen und keines ihrer dichterischen Werke reicht bis zu dem Scharfsinn des unsterblichen Lessingschen Meisterstücks, Nathan der Weise; und keins (die Schakesspearischen Schauspiele haben andre Vorzüge) bis zu dem platonischen Idealismus des Schillerschen Don Carlos hinan.

Man vergleiche Hume mit Kant, Milton mit Klopstock, Burke's vortrefliche Schrift über das erhabene mit Leßings Laocoon, oder auch mit Herzens vortreflichem Versuch über den Geschmack (die neueste Ausgabe) und man wird meine Anmerkung bestättiget finden.

Die Ursache dieser größern Unpopularität der deutschen Schriftsteller lieget, theils in der gelehrten Erziehung, welche die mehrsten derselben genossen haben, theils in den gelehrten Verhältnissen, in welchen sie größtentheils ihr Leben hinbringen. Z. B. als Professoren, Bibliothekare, Prediger u. s. f. theils in dem Hange des deutschen Geistes überhaupt zu feinen und tiefsinnigen Untersuchungen, und endlich in dem noch immer so wenig ausgebildeten Gesellschaftston.

Eben wegen des höhern Schwunges, der den deutschen Schriftstellern eigenthümlich ist, haben sie auch außer Gellerten, dem populärsten Schriftsteller, den wir bis dahin hatten, auf die Bildung der Nation bey weitem noch nicht den wohlthätigen und allgemeinen Einfluß hervorgebracht, den die großen Dichter, Geschreiber, Redner und Philosophen der Fran-

zosen, der Engländer, und selbst der Italiener und Spanier, auf die Bildung der übrigen hervorgebracht haben.

Der Patriotismus für die Litteratur der deutschen Nation riß den Verfasser zu dieser beynahe zu weitläuftigen Abschweifung hin. Aber sie ward durch den Zusammenhang ganz natürlich veranlaßt: und enthält vielleicht keinen unwichtigen Fingerzeig für den angehenden Schriftsteller.

Dreyzehnte Vorlesung.

Fortsetzung. Ueber Präzision oder extensive Bestimmtheit, und ihr Gegentheil, die Weitschweifigkeit, — erklärt, und durch Beyspiele erläutert.

Wenn die Seele (nach der Erklärung der Bestimmtheit) die Ideen leicht und schnell auffassen soll, so müssen nicht allein die wirklich ausgedrückten Ideen bis zu dem erforderlichen Grad der Klarheit entwickelt, und der Ausdruck selbst eigenthümlich, das heißt, der Idee selbst angemessen seyn, und dieselbe gleichsam erschöpfen sondern es müssen auch alle

überflüßige Ideen und Worte entfernt und gleichsam weggeschnitten werden, damit die Seele in ihrem stufenmäßigen Fortschritte von dem nähern zum entferntern, von den Theilen zum Ganzen, nicht gehindert werde. Denn eben hier trifft es ein, was Quintilian sagt: Obstat, quicquid non adjuvat: Jede überflüßige Nebenidee, jedes entbehrliche Wort, ist der Seele, wie eine Hemmkette in ihrer Ideenentwickelung. Sie gleicht in allen geistigen Verrichtungen des Denkens und des Empfindens einem Menschen, der mit rastloser Thätigkeit nach einem Ziele hinstrebt, und den jede kleinste Hinderniß auf dem Wege zu demselben, unwillig macht.

Dieses Erforderniß des Wegschneidens aller überflüßigen Nebenideen und Worte, diese Sorgfalt des Schriftstellers, die Seele in einem ununterbrochenen Fortschritt ihrer Ideenentwickelung zu unterhalten, nennen wir die extensive Bestimmtheit — sonst auch Präzision genannt.

Ich nenne die Eigenthümlichkeit die intensive Bestimmtheit, weil sie es mehr mit der Abmessung und Abwiegung der einzelnen

Worte und Ideen, und ihrem innern Gehalt zu einander, (die Kraft der Rede, Intension) zu thun hat: die so genannte Präzision aber nenne ich die extensive Bestimmtheit, weil sie das Ganze der Rede, das Verhältniß der einzelnen Ausdrücke, Ideen und Bilder zu dem Ton des Ganzen (also Extension) betrifft. Durch diese Eintheilung glaube ich das sonst so verwickelte Kapitel von der Bestimmtheit sehr natürliche klassificirt zu haben.

Das Gegentheil dieser Gattung der Bestimmtheit (Präzision*) heißt Weitschweifigkeit, wenn nämlich in einem Satz Worte oder Begriffe beygemischt werden, die weder mittelbar noch unmittelbar auf den Sinn hinwirken.

Der Grund davon liegt außer den allgemeinen Gründen der Bestimmtheit des Ausdrucks, der leichten und schnellen Auffassung der Ideen, auch darin: daß wir bey dem,

*) Anmerkung. Ich wünschte, Präzision immer durch Ründung übersetzen zu dürfen, wenn die rhetorische Terminologie mir eben so viel Herrschaft über den Ausdruck, als über die Begriffe gestattete.

der sich anmaßt, öffentlich zu reden, oder gar Schriftsteller zu seyn, allemal eine gewisse Ueberlegenheit der Geisteskräfte voraussetzen, die ihn zu jener Kühnheit berechtigt, und die ihn fähig macht, Ideen und Gefühle in uns zu entwickeln, die wir selbst zu entwickeln nicht im Stande sind: oder auch, daß wir uns von ihm dasjenige gesagt zu werden wünschen, was wir uns vielleicht selbst, in den Augenblicken einer höhern Spannung unserer Geisteskräfte, nicht minder gut, als er, würden sagen können.

Daher der Unwille der Seele; wenn sie sich bey der Anhörung einer feierlichen Rede, und noch mehr bey der Lesung eines schriftstellerischen Werks durch Tavtologien, Weitschweifigkeiten, und Unbestimmtheiten des Ausdrucks durcharbeiten muß.

Daher ihr Ueberdruß, wenn sie sich mit pathetischer Deklamation, oder auch mit einem Aufwand von Worten und Wendungen das sagen lassen muß, was wir uns selbst, mit einer leisen Anregung unserer Geisteskräfte, ja, auch ohne diese, vielleicht noch besser, sagen könnten.

Aber eben durch die Bestimmtheit des Ausdrucks, eben durch das Wegschneiden alles überflüßigen und entbehrlichen in Worten und Ideen, muß uns der Redner oder Schriftsteller, wenn wir ihm auch manche andere Vollkommenheit der Rede erlassen, wenigstens, gleichsam schadlos halten für den höhern Grad der Spannung und Aufmerksamkeit, die wir ihm widmen, und zu welcher sich unsere Seele in den gewöhnlichen gesellschaftlichen Vorträgen nie, oder nur selten erhebt.

Alles dies wollen wir nunmehr, wie immer, durch Beyspiele erläutern. Wir entlehnen dieselben absichtlich zuvörderst aus den populärsten Schriftstellern, weil es ein sehr herrschender Wahn ist, daß der Schriftsteller, der allgemein verständlich, besonders für die niedere Klasse, schreiben will, der Präzision und Ründung des Ausdrucks sich nicht nur überheben könne, sondern zu seinem Zweck, vielleicht gar müsse.

„Das Gute verlangen, das Böse scheuen, „und doch die Mittel jenes zu erhalten, dieses zu vermeiden, nicht suchen und nicht gebrau=

„chen wollen, ist ein kindisches, widersprechen„chendes und rebellisches Verlangen nach Glück„seeligkeit."

So bekannt die hier gesagten Wahrheiten, so leicht die Einkleidung; so bestimmt (präcis) ist dennoch der Ausdruck.

Eben dadurch steht uns jede Idee auf einmal und ohne Umschweif vor dem Auge.

Kein Wort, keine Partikel überflüßig, kein Nebenbegriff für's Ganze — entbehrlich.

Nirgends etwas, das die Seele in ihrem Fortstreben zur Ideenentwickelung hemmt oder aufhält! jedes Wort, jede Idee ist ihr vielmehr, wie eine Schwinge in den Flügel.

Aber man versuche den Perioden etwa also umzuschaffen: „Wenn jemand das Gute ver„langen, das Böse verabscheuen, und doch die „Mittel und Wege, jenes zu erhalten, dieses „zu vermeiden, jenes zu genießen und vor die„sem bewahrt zu bleiben, nicht suchen und ge„brauchen wollte, so würde dies ein kindisches, „thörigtes, widersprechendes und unsinniges „Verlangen nach Glückseeligkeit seyn."

Wenn jemand — Mittel und Wege — jenes zu genießen, vor diesem bewahrt zu blei-

ben — alle diese diese Zusätze sind eben so viel Ueberladungen des Perioden, eben so viel Staub auf die Schwingen des Geistes in seinem Fortstreben zum Ziel. Der bloße Infinitiv: das Gute erlangen, das Böse verabscheuen 2c. leistet das nämliche, als die Bedingungspartikel mit dem unbestimmten Vorwort: „wenn jemand." In den „Mitteln" ist schon das „Wege" enthalten, und die Seele muß durch diesen Zusatz den nämlichen Begriff noch einmal, und zwar weder vollständiger dem Inhalt nach, noch lebhafter dem Ausdruck nach, denken.

Gleiche Bewandniß hat es mit dem Zusatz „jenes zu genießen, und vor diesem bewahrt zu bleiben" — beyde liegen schon in dem „jenes zu erhalten, dieses zu vermeiden."

Unser umgeschafne Periode lautet ferner: „so würde dies ein kindisches, thörigtes, widersprechendes, und unsinniges Verlangen nach Glückseligkeit seyn."

Gellert sagt, ein kindisches, widersprechendes Verlangen u. s. w.

Kindisch und thörigt, durchaus gleichbedeutend (Tavtologie): nicht so das Gellertsche

kindisch und widersprechend.“ Denn das kindische ist nicht immer widersprechend, so wie das widersprechende nicht immer kindisch.

„Widersprechend und unsinnig“— wiederum Tavtologie.. Denn das unsinnige ist allemal widersprechend: wenn aber Gellert sagt: „widersprechend und rebellisch;“ so bezeichnet das letztere Wort einen andern und stärkern Begriff, als das erste.

Einen Perioden, wie den von uns umgeschaffenen, nennt man weitschweifig; so wie den Gellertschen präcis.

In eben diesem 7ten Theil der Gellertschen Schriften heißt ein Periode also:

„Wenn wir die Welt mit ihren Wundern, „mit ihrer Ordnung, ihrer Mannigfaltigkeit, „Schönheit, Weisheit, Pracht und Vollkom„menheit, im Ganzen und in den Theilen, im „Großen und im Kleinen, in ihren Absich„ten und Mitteln, von der Seite des Nutzens „und des Vergnügens betrachten, so finden „wir so viele Spuren eines weisen, gütigen und „allmächtigen Schöpfers, daß es nicht auf un„sern Willen ankommt, ob wir ihn erkennen, „und an ihn glauben wollen, oder nicht.“

Der Schriftsteller scheint in dieser Periode wiederhohlentlich gleichbedeutende Wörter an einander zu reihen: Ordnung, Mannigfaltigkeit, Schönheit, Pracht — und eben so — Spuren eines weisen, gütigen, allmächtigen Schöpfers. Aber jene, so wie diese Begriffe, sind durch bestimmte Grenzen von einander abgesondert, und führen die Seele, wenn gleich auf Einer Leiter, dennoch auf dieser Leiter von Stufe zu Stufe z. B. die Ordnung wird durch die Mannigfaltigkeit erhöht, die Mannigfaltigkeit durch die Schönheit, diese durch den Begriff der Pracht.

„Ein weiser, gütiger, allmächtiger Schöpfer.“ Diese Begriffe, deren jeder für sich bestimmt ist, begründen, erweitern und erhöhen sich einander.

Ein weiser Regent kann bloß strenge, aber nicht zugleich gütig seyn: ein Mensch kann weise und gütig seyn, aber allmächtig ist nur Gott.

Man setze zu dem obigen „Ordnung, Mannigfaltigkeit,“ Nutzen, Bequemlichkeit: so sind die Begriffe des Nutzens und der Bequemlichkeit so wohl unter einander als von

den übrigen verschieden; aber sie treten aus der angefangenen Reihe gewissermaßen heraus, als ungleichartig mit dem Hauptbegriff der Harmonie, der hier auszudrücken war; sie erweitern den Sinn des Ganzen, ohne die Theile fester an einander zu knüpfen.

Man sage statt des „weiser, gütiger, allmächtiger Schöpfer“ — weise, gütig, milde, groß und allmächtig — so ist der Begriff des „milden“ schon in den Begriff der Gütigkeit enthalten; so wie der Begriff der „Größe“ wegen des unmittelbar folgenden der Allmacht überflüßig ist.

Folgende Charakteristik der Syrakusaner im Parallel mit den Athenern aus dem Agathon, ist, wie die Schreibart durchgängig, ein Meisterstück von Präcision.

„Beyde Völker (Syrakusaner und Athener) „waren im höchsten Grad eifersüchtig über eine „Freyheit, in welcher sie sich niemals lange zu „erhalten wußten, weil sie Müßiggang und Lust„barkeiten immer noch mehr liebten, als die „Freyheit: auch muß man gestehen, daß sie „ihnen durch den schlechten Gebrauch, den sie „von ihr machten, mehr Schaden gethan hat,

„als alle ihre Tyrannen. Beyde empörten sich
„mit eben so viel Leichtsinn gegen die gute Re-
„gierung eines einzigen Gewalthabers, als sie
„fähig waren, mit der niederträchtigsten Feig-
„heit, sich an das Joch der schlimmsten Tyran-
„nen gewöhnen zu lassen. Beyde kannten nie-
„mals ihr wahres Interesse, und kehrten ihre
„Stärke nur gegen sich selbst. Muthig und
„heroisch in der Widerwärtigkeit, allezeit über-
„müthig im Glück, und gleich dem Aesopischen
„Hund im Nil, immer durch schimmernde Ent-
„würfe verhindert, von ihren gegenwärtigen
„Vortheilen den rechten Gebrauch zu machen.
„Durch Verfassung und Charakter der spar-
„tanischen Gleichheit unfähig, aber eben so un-
„geduldig, an einem Mitbürger große Vorzüge
„und Verdienst, Ansehen oder Reichthum zu er-
„tragen. Daher immer mit sich selbst im Streit,
„von Partheien und Factionen zerrissen; bis
„nach einem langwierigen, abwechselnden Ue-
„bergang von Freyheit zu Sklaverey, und von
„Sklaverey zur Freyheit, beyde zuletzt die Fes-
„seln der Römer geduldig tragen lernten, und
„sich weislich mit der Ehre begnügten, Athen
„die Schule, Syracus die Kornkammer dieser

„majestätischen Gebieterin des Erdbodens zu„seyn."

In diesem langen Abschnitt findet der aufmerksame Leser keine Idee überflüßig, kein Wort, keine Partikel entbehrlich: er versuche es, ein Wort hinweg und ein anderes hinzuzuthun; hier eine Idee in die andere hinüber zu mischen, dort eine andere bey zu mischen; — und die schöne Gliederreihe wird zerreissen, und die Seele in dem Fortschritt der Ideenentwickelung gehemmt. Jeder Zusatz von Worten oder Ideen würde Ueberladung; jede Weglassung der von dem Verfasser zusammengestellten, würde Verstümmelung seyn.

Auf solche Perioden, so wie auf eine solche Schreibart überhaupt, ist die Vergleichung des Plato anwendbar, die er von jeder Rede macht, indem er sagt: Eine jede Rede muß einem Thier gleichen, dessen alle Glieder so künstlich gebaut, und eins für das andere gebildet, eines in das andere gefügt sind, daß von den so mannigfaltigen Gliedern keines, weder im Ganzen, noch in seinen Theilen für die Bedürfnisse des Thieres, und für die Vollständigkeit des Thierkörpers seiner Gattung

überflüßig oder entbehrlich ist. Eins fügt sich zu allen, und alles zu Einem: eines unterstützt und fördert das andere in seinen Verrichtungen, und wird von demselben gegenseitig unterstützt und gefördert. So wie sich in einer mathematischen Demonstration Beweis an Beweis, Schluß an Schluß reiht, gleichsam durch die Nothwendigkeit der Vernunft; eben so fügt sich Glied an Glied, und jede Faser, jede Muskel an diesem Gliede, in dem Thierkörper.

In jeder wohlgerathenen Periode ahmet also der Schriftsteller gewissermaßen dem Schöpfer nach, wenn er ein organisches Wesen ins Daseyn ruft.

Eine eben so erhabene als treffende Vergleichung!

Der Zögling des Geschmacks rufe sie sich oft ins Gemüth, und lerne, nach der Schlußanmerkung der achten Vorlesung, nicht mitLeichtsinn arbeiten.

So wie die Weitschweifigkeit durch eine zu große Dehnung des Vortrags, durch überflüßige Worte oder Begriffe, der Präcision entgegenwirkt, eben so diese Präcision sich selbst, wenn unentbehrliche Worte

oder Ideen weggelassen werden, und der Ausdruck in eine ängstliche Kürze ausartet:

dum brevis esse studeo — obscurus fio.

Horat.

Diesen Vorwurf einer ängstlichen Kürze machen die Critiker unter den griechischen Schriftsteller dem Thucydides, unter den Lateinern dem Tacitus und Plinius.

Die deutschen Autoren trifft dieser Vorwurf nur selten.

Und überhaupt kann man eine zu abgemessene Kürze des Ausdrucks, oder, (was noch mehr sagen will, ohne welches aber die abgemessenste Kürze des Ausdrucks eine taube Nuß ohne Kern und Marck ist,) eine zu gedrängte Fülle der Ideen, zu den vornehmen Fehlern der Schriftsteller rechnen; ich will sagen, zu denjenigen Fehlern, deren sich nur ein Geist voll Kraft und Originalität schuldig machen kann; so leicht diese auch von Alltagsköpfen bemerkt oder vermieden werden können.

Ein Beyspiel einer solchen Kürze, die eben wegen des merkbaren Strebens des Schriftstellers nach Abgemessenheit und Bestimmtheit

des Ausdrucks, etwas geziertes hat; sey folgende Stelle:

„Ich bin noch nicht vierzig Jahr alt; und kenne meine Nation schon nicht mehr."

„Man redet nicht, anders als durch Zwey-„deutigkeiten. Was man denkt, denkt man „zerstreut: was man schreibt, schreibt man in „Epigrammen, und alles, was man thut, wird „aus Unbesonnenheit gethan. Der kurze Witz „triumphirt über die Vernunft; vor der Tän-„deley muß das Genie schweigen. Die Adonis „sind die Leute nach der Mode. Man beriechet „sie, wie den Jesmin; man bewundert sie, „wie den Rubin, und mit Vergnügen sieht „man sie sprudeln, wie den Champagner-„Wein."

Wenn wir die regelmäßige Schreibart mit dem natürlichen Gange eines Menschen vergleichen; so ist dieser Periode, so wie die ganze Manier des Verfassers, der Gang eines Tanzmeisters, der mit dem Theaterpas auf der Straße daherschreitet, und mit gemessenen Schritt — promenirt.

Vierzehnte Vorlesung.

Lebendige Anschauung, Drang und Bedürfniß sind Ursache und zugleich Maaßstab aller Bestimmtheit, Eigenthümlichkeit und Präzision des Ausdrucks.

So wahr es ist, daß der Grad der Ideenentwickelung und die ganze Art der Einkleidung des schriftstellerischen Vortrags, nach den verschiedenen Absichten des Verfassers, nach der Verschiedenheit des Geschmacks und der Fassungskraft seiner Zuhörer, nach der Verschiedenheit des abzuhandelnden Gegenstandes — unendlich verschieden seyn kann; so giebt es doch keinen Grad der Popularität, kein Publikum von Lesern oder von Zuhörern, keine Vortragsart und keinen Gegenstand, wo man sich über die Erforderniß der Bestimmtheit und Abgemessenheit des Ausdrucks wegsetzen konnte; wo eine überflüßige Idee, ein entbehrliches Wort nicht tadelhaft wären, und

von

willen empfunden würde.

Bestimmtheit des Ausdr
oben schon gesagt worden,
gen Organisation, nicht zu
Rede.

Ein Haus kann zwar wol
und ohne Arcaden seyn, aber n
stube, ohne Thür und Fenster.

Giebt es allgemein-bekannte
als die Wahrheiten der Religion
tenlehre? Giebt es ferner eine
des Vortrags, als die einer Pr
ders in der Spaldingschen Mani

Aber man zeige mir in dem
schnitt einer Spaldingschen Predig
flüßige Nebenidee, eine entbehrlich
...des aufmerksames und
...tes Gemüth muß es ohne Zweif
daß ...

„Gründe lebendig und stark genug ans Herz „gelegt werden könnten, welche an sich so ver„mögend sind, dergleichen würdige und Gott „wohlgefällige Neigung zu erwecken.“

So bekannt die Wahrheiten, so schlicht der Vortrag, so würde doch kein geschmackvoller Denker diesen Perioden zu tadeln wagen.

Was ist alltäglicher, als eine so genannte Quittung. Aber man prüfe die Bestimmtheit der gewöhnlichen Einkleidung.

So eben liegt die Quittung meines Schneiders vor mir

Daß mir Untenbenannten 48 Rthlr. 15 gr. sage acht und vierzig Reichsthaler und 15 gr. für die Verfertigung eines Kleides und den Ankauf aller Materilaen zu demselben, von Herrn .... baar und richtig ausgezahlet worden: solches bezeuge hiemit, und quittire zugleich mit allem Dank.

Berlin den ... 1794. N. N.

Auch hier ist kein Wort, keine Partikel überflüßig.

Die Wiederholung der entrichteten Summe deutet die Wichtigkeit des Gegenstandes an: denn dieser Summe wegen ward die Hand-

schrift ausgestellt. — Das nämliche gilt von dem „baar und richtig:“ es drückt den Hauptbegriff des Ganzen aus, der in einem so kurzen Absatz gar wohl durch ein Synonym eingeschärft werden kann.

„Wir Untenbenannten“ — der Empfanger der Summe, so wie der Auszahler — sind, in Geldangelegenheiten, wichtige Personen: und Wendungen der Art: können also auch hier nicht als überflüßig angesehen werden.

Das kleinste Billet, eine Ankündigung in der Zeitung, die schriftlichen Befehle eines Obern an den Untergebenen — erfordern Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks.

Die Ursache ist klar.

Ueberall, wo Bedürfniß, Leidenschaft und Drang den Menschen beseelt, da ist sein Ausdruck deutlich und bestimmt.

Es wäre vielleicht zu wünschen, daß der Vortrag aller Schriftsteller so deutlich und bestimmt wäre, als die Bitte des stammelnden Kindes an seine Eltern.

Hier ist ein Gespräch eines Landpredigers mit einem Bauern, dergleichen wir täglich auf dem Lande hören können. Der scharfsichtig-

ſie Beobachter der Sitten und Denkart des Landmanns wird nirgends die Spur einer gelehrten Feinheit oder einer ſchriftſtelleriſchen Wendung entdecken. Und doch iſt der Ausdruck durchgängig deutlich und beſtimmt.

Pred. Woher ſo früh?

B. Noth bricht Eiſen.

Pred. Was hättet ihr denn für Noth?

B. Sie wiſſen's ja wohl, daß Nachbar Tönnes ausgebauert hat.

Pred. Und was ging euch das an?

B. Niemand weiß, wo der Schu drückt, als wer ihn anhat.

Pred. Alſo verliert ihr auch wohl an ihm? Warum borgtet ihr ihm?

B. Mit Schaden wird man klug! und die Rathsherrn ſind immer klüger, wenn ſie vom Rathhauſe kommen, als wenn ſie hingehn.

Pred. Iſt es viel?

B. Wer wenig hat, kann wenig miſſen. Für mich iſt es viel.

Pred. Und ihr kriegtet nichts?

B. Wo nichts iſt, da hat der Kaiſer ſein Recht verloren.

Pred. Wie kam Tönnes ſo zurück?

B. Es heißt; Strecke dich nach deiner Decke. Er wollte fliegen, ohne Flügel zu haben.

Pred. Er verdarb sich also wohl mit seinen schönen Pferden?

B. Wohl auch. Aber wenn das Haus an allen Ecken brennt, da ist schwer löschen.

Pred. Wie versteht ihr das?

B. Herr Pastor, es gehören zwey zum Kauf.

Pred. Taugte seine Frau also nicht?

B. Sie ist so gut, als ihres gleichen.

Pred. Sie hat ihm doch einen guten Brautschatz zugebracht.

B. Brautschatz um den Heerd, ist Gold werth.

Pred. Die beste Haushälterin ist sie nun wohl nicht.

B. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm: was ein guter Haken werden soll, muß sich früh krümmen.

Zug für Zug Bauernsprache und Bauernnatur! Die Antworten des letztern haben durchgängig in dem abgebrochenen Ton, mit dem er sie vorträgt, den Anstrich der übeln Laune und Unzufriedenheit, in welche der Mann durch

feinen Verlust bey der gänzlichen Verarmung des Nachbars gesetzt worden. Demohngeachtet erwidert er jede Frage des Predigers deutlich und vollständig: und dieser darf ihm nie eine wiederholte Erklärung absodern.

Hier ist ein Stück aus der Rede eines Nordamerikanischen Wilden nach bewilligtem Frieden mit den Franzosen (1721.)

„Vormals glühte die Sonne: mit Dornen und Stacheln waren die Wege bedeckt. Schwarz waren die Wolken, trüb das Wasser, gefärbt mit unserm Blut. Die Weiber klagten unaufhörlich ihre Männer und Brüder. Verlassen waren die Hütten, ungebaut die Felder. Die Bäuche der Krieger waren leer, lang die Gesichter. Das Wild floh uns. Zürnende Schlangen zischten uns an. Todesgesänge sangen die Vögel. Heute aber glänzt die Sonne, die Wolken sind verschwunden, mit Blumen überdeckt die Wege. Die Schlangen fliehen. — Unser Herz lacht, daß wir mit euch gehen können auf gleichem Wege. Die nämliche Sonne wird uns beyde erleuchten.“

(Siehe deutsche Monatschrift.)

Man muß ein sehr flacher Kenner der Menschennatur seyn, wenn man den eben gelesenen Abschnitt aus der Rede eines Wilden wegen der darin herrschenden Klarheit, Bestimmtheit und Eigenthümlichkeit des Ausdrucks für das Produkt eines neuern Schriftstellers halten kann.

Wenn der gelehrte Schriftsteller seinen Gegenstand mit der Deutlichkeit, Bestimmtheit und Energie (es versteht sich, daß hier bloß von der Form die Rede seyn kann) behandelt, als der Wilde, der gemeine Mann, das Kind, den ihrigen in dem Moment, wo Bedürfniß, Leidenschaft und Nothwendigkeit ihnen den Mund öfnen: dann ist er in den mehresten Fällen der Vollkommenheit der Kunst am nächsten.

Aber wie? der Wilde, der gemeine Mann, der Mensch in dem Augenblick brausender Leidenschaft, das Kind — leisten das von Natur, und ohne Regel, was als die höchste Wirkung in der Kunst des Schriftstellers angesehen werden?

Grade deswegen leisten sie es, weil sie nach dem bloßen Antrieb der Natur, ohne alle Regel und Vorschrift sprechen: bloß so, wie Natur, Bedürfniß, Drang und Leidenschaft sie

lehren. Ihre Seele ist von keinem andern Gegenstand erfüllt: sie lebt und webt nur in diesem: sie schwebt und schwankt nicht zwischen Gedank' und Wort, zwischen Empfindung und Darstellung dieser Empfindung. Die Sache giebt das Wort, das Wort bezeichnet die Sache: sie sprechen, weil sie fühlen; und fühlen nicht, weil sie fühlen wollen: sie sprechen, um sich von einem gewissen gesammleten, oder augenblicklich-anschwellenden Vorrath von Ideen und Empfindungen zu entledigen: fangen an in dem prägnantesten Moment dieser unwillkührlichen Entwickelung, fahren fort durch einen eben so unwillkührlichen Zustrom von Ideen; und hören auf, wenn der Vorrath selbst erschöpft ist.

Grade umgekehrt ist der Fall mit dem Schriftsteller.

Einer meiner Freunde pflegt mit einer Art von Cynismus zu sagen: „es sey leichter, einem Kinde das wirkliche Daseyn zu geben, als ein schönes Kind zu mahlen." Sehr wahr! Jenes ist Werk der Natur, dies — Nachahmung der Kunst.

So auch der Schriftsteller, verglichen mit dem Naturmenschen. Wenn er ein treues Gemählde einer Leidenschaft entwerfen, wenn er einen menschlichen Charakter darstellen, wenn er irgend eine schöne Naturscene schildern, wenn er eine Idee nach ihrem ganzen Umfange mit Klarheit und Lebhaftigkeit entwickeln will: dann ist er der Mahler, der, durchdrungen von dem Anblicke eines schönen Kopfs, oder einer reizzenden Gegend, nach der Palette greift, die Farben mischt, den Pinsel in die Hand nimmt, und Einbildungskraft, Gedächtniß, Beobachtungsgeist anstrengt, um sich das abwesende zu vergegenwärtigen, das unsichtbare sichtbar zu machen, und nun Zug für Zug, nach Maßgabe dieser Geisteskräfte, sein Gemählde entwirft. Er ist der Schauspieler, der den Charakter einer Rolle in dem Schauspiel des Dichters darstellen soll: er durchdenkt die Rolle in allen ihren Theilen, und im Ganzen; späht in seinem Vorrath von Beobachtungen, Erfahrungen, Lectüre, nach ähnlichen Zügen oder Ausdrücken ihrer Darstellung; dann tritt er vor den Spiegel, und modelt Geberde und Stellung, seiner Ma-

nier und seiner Ansicht der Dinge gemäß, nach dem auszudrückenden Charakter. Er ist endlich der Bildhauer, der mit künstlichem Meißel aus der lebenlosen Marmormasse jenes bewundernswürdige leben- und seelenvolle Gebilde hervorschaffen will, welches die allmächtige Natur mit einem Hauch ins Daseyn rief.

Natur, Bedürniß, Leidenschaft, Drang, beseelen den Natnrmenschen zum Sprechen: Eitelkeit, Hang zu glänzen, Nachahmungssucht oder auch Vorsatz nützlich zu seyn, oder auch Zwang ganz verschiedenartiger Umstände — sind die gewöhnlichen Triebfedern des Schriftstellers. Aber seys auch, daß er seinen Gegenstand als groß, wichtig, allgemeinnützig fühle, daß seine Seele ihn mit lebhaftem Interesse ergreife, daß er ganz davon durchdrungen sey, und mit allen Kräften seines Geistes darin und dafür zu weben scheine: dann wird's ihm, wenn er anders von der Natur mit Talenten begabt ward, an Ideen, Empfindungen, Ausdrücken vielleicht nicht fehlen: jenes warme Interesse, jenes enthusiastische Gefühl der Größe und Wichtigkeit seines Gegenstandes, werden sie ihm vielleicht in ganzen Massen zuströmen.

Aber auf dem Wege von der innern Anschauung bis zur wirklichen Darstellung, verfliegt ein großer Theil von diesem Interesse, diesem enthusiastischen Gefühl, das jene Massen angeregt und in Schwung gesetzt hatte. Der Geist muß sich zwischen Gedank' und Wort, zwischen innerer Anschauung und wirklicher Darstellung, zwischen Wirklichkeit und Unwirklichkeit hindurchringen: muß den Gedanken durch das Wort heften, das Wort durch den Gedanken ründen, muß bey der wirklichen Darstellung immer auf die innere Anschauung gleichsam zurückblicken.

Indem also der Mahler nach der Palette greift, die Farben mischt, den Pinsel in die Hand nimmt — geht vielleicht ein Theil des lebendigen Bildes in der Seele verloren. — Unterdeß dieses, durch die Anstrengung der Einbildungs- und Erinnerungskraft aufgefrischt, aufs neue ihm vor den Augen glänzt, vermischt er vielleicht die Farben, versagt ihm der Pinsel, zittert die Hand.

Indem der Schauspieler vor dem Spiegel steht, dringt sich ihm eine andre verwandte oder fremdartige Gebehrde auf, oderirgend ei-

ner seiner eigenen Gesichtszüge lenkt die Aufmerksamkeit ab, oder eine andre Zufälligkeit unterbricht den Gang seiner Empfindungen.

Ehe das Bild Elisens aus dem Marmor in's Leben übergeht, kann Pygmalion, wenn sein Enthusiasmus nicht allüberwiegend ist, leicht ermüden.

Daher das weitschweifige, uneigenthümliche, gekünstelte so vieler Schriftsteller, wo der Naturmensch, (d. h. überhaupt jeder, der aus der lebendigen Anschauung des Gegenstandes oder aus wahrer Empfindung spricht), sich höchst bestimmt und eigenthümlich ausgedrückt haben würde. Daher die poetische Floskeln statt seelenvoller Bilder, leere Declamationen statt treuer Gemählde der Leidenschaft, Schmuck und Kunst an der Stelle der Wahrheit und Natur.

Die höchste Wirkung, die der Schriftsteller hervorbringen kann, ist immer die, daß er so schreibt, als wenn er von seinem Gegenstand innigst durchdrungen ist; wenn er die darzustellende Leidenschaft so schildert, als wenn das Feuer derselben seine eigne Seele verzehrte; den Charakter so ausmahlt, als

wenn er jeden Zug dem angeschauten Subject selbst auf der Stelle nachgezeichnet hätte; und jede Idee so klar und bestimmt entwickelt, so eigenthümlich durch ihren Ausdruck bezeichnet, wie derjenige sie bezeichnen würde, in dessen Seele sie lange vorbereitet gelegen, durch alle verwandten Ideen vervollständiget, und nun allein und einzig herrschend wäre.

Ein Beyspiel aus dem Schakespear rechtfertige meinen Satz:

Folgendes ist ein Monolog des Othello, an dem Bett der schlafenden Desdemmona: es ist Nacht und neben dem Bett steht ein Licht.

„Die Beleidigung ist zu groß, zu groß, „meine Seele! — laßt sie mich nicht vor euch „nennen, ihr keuschen Sterne! Sie ist zu groß! „Und doch will ich ihr Blut nicht vergießen; „noch diese ihre Haut zerritzen, die weißer „ist, als Schnee, und glatt, wie Alabaster. „(Er legt seinen Degen nieder). Doch nein, „sie muß sterben, sonst wird sie noch mehr „Männer betrügen — das Licht ausgelöscht — „und dann — das Lebenslicht! Hah! du „dienstbare Flamme, wenn ich dich auslösche,

„und es gereut mich; so kann ich dir dein
„voriges Licht wiedergeben: aber wenn dein
„Licht einmal ausgelöscht ist, du vollkommen-
„stes Muster der vortreflichsten Natur, so weiß
„ich nicht, wo der prometheische Funke zu fin-
„den ist, der dein Licht wieder anzünden könn-
„te. Wenn ich die Rose gepflückt habe, so
„kann ich ihr kein lebendiges Wachsthum wie-
„dergeben; sie muß daher verwelken. — Ich
„will sie am Stocke riechen. — O du balsa-
„mischer Othem; fast könntest du die Gerech-
„tigkeit bewegen, ihr Schwert zu zerbrechen!
„Noch einmal! noch einmal! — Sey so, wenn
„du todt bist; so will ich dich erst tödten, und
„hernach lieben. — Noch einen Kuß! und dies
„sey der letzte! nie wär so viel Anmuth und
„Strafbarkeit vereint! Ich muß weinen: aber
„es sind grausame Thränen. — Dieser Kum-
„mer ist Pflicht! er tödtet, wo er liebt. — Sie
„erwacht."

Ich frage den aufmerksamen Leser, warum
er diesen Monolog, so wie so unzählige Gemähl-
de und Charaktere im Schakespear, so tief-
gefühlt, so wahr, so durchaus der Natur nach-
gezeichnet, findet? Weil der Dichter seinen Cha-

rakter bis auf jedes Wort so sprechen läßt, wie die Leidenschaft selbst in ihrem vollen Drang und Bedürfniß spricht; weil er ihm kein Wort keinen Zug in den Mund legt, der nicht gleichsam ein ächtes Kind des Moments brennender Leidenschaft ist; weil Gedanke und Ausdruck nichts als unmittelbares Gefühl, lebendige Anschauung, und Bedürfniß athmen. In dem ganzen Monolog des Othello ist kein einziger Ausdruck so genannte poetische Floskel, als etwa „die dienstbare Flamme,“ und „der prometheische Funke,“ die aber auch eben deswegen von dem Kritiker mit Recht als Auswüchse angesehen werden.

Aus allem, was bis dahin gesagt worden, erhellet, wie die Kunst des Schriftstellers größtentheils darin besteht, Natur, Ausdruck, Empfindungsart des Naturmenschen, (das heißt, im allgemeinen desjenigen, der sich der reinen Anschauung oder Empfindung seines Gegenstandes durch natürlichen Hang oder Bedürfniß getriben, überläßtet) nachzuahmen, sich so deutlich bestimmt und eigenthümlich seinen Gegenstand abzuhandeln, wie dieser sich über den seinigen auszudrücken pflegt.

Der Dichter in den erhabensten Schwüngen seiner Einbildungskraft, in einer Ode, einer Hymne, einer Epopee, wo Ausdruck und Empfindung oft so sehr jenseits aller gewöhnlichen Natur hinaus zu seyn scheinen, regelt seinen kühnen Flug noch immer nach der Natur, dem Ausdruck und der Empfindungsart des Naturmenschen: und erreicht allemal sein Ziel nur um so viel glücklicher, je treuer er diesem Wegweiser folgt.

Wir müssen uns daher nicht wundern, daß rohe ungebildete Völker so deutlich, so bestimmt, so eigenthümlich über ihren Gegenstand sprechen, wie der gebildetste Schriftsteller nur immer über den seinigen: daß die Urkunden und Denkmäler ihrer Dichtkunst und Beredsamkeit voll von den rührendsten, wahrsten und ausdrucvollsten Zügen der Natur und der Empfindung sind, die von je her den Dichtern der cultivirten Völker zum Muster dienten, und eben so oft nachgeahmt wurden, als unerreicht blieben. Sie konnten nicht anders denken, empfinden, sich ausdrücken, als sie wirklich thaten. Natur, Leidenschaft, Drang und Bedürfniß waren ihre Musen. Sie sahen,

hörten,

hörten, fühlten, was sie schilderten. Die feinsten Züge, die ein neuerer Barde z. B. ein Kretschmann, oder ein Dennis, aus der Tiefe des Herzens heraufstudiren, lagen einem alten nordischen Barden oder Harfner, in der ihn umwebenden Heldennatur seiner rohen Krieger, offen vor Augen: der neuern Barden glücklichste Ideale — waren ihm lebendige Portraite.

Homer schrieb Poesie; weil er und sein Zeitalter keine Prose kannte: er schrieb lebendige Natur; weil lebendige Natur rings um ihn her, und er in ihr, webte. Freilich mußte Homer, wenn er sich durch eine Iliade unsterblich machen wollte, selbst in diesem Zeitalter, selbst bey diesem Weben in der lebendigen Natur, kein Alltagsgeist seyn, er mußte einer derjenigen seyn,

quos aequus amauit
et quos ardens evexit ad aethera virtus.
Virgil.

Aber seine und seines Zeitalters unverkünstelte, unverdorbene Natur mußten einen Geist mit seinen Anlagen bis zu dem Grade, der Schönheit, der Wahrheit und des reinen Na-

turgeschmacks ausbilden, den sein ewiges Werk so herrlich zurückstrahlt.

Man wird es mir doch nicht als eine ungehörige Abschweifung in einem Werk über den Styl ausdeuten, daß ich mich hier gewissermaßen über die dichterische Darstellung verbreite. Die dichterische Darstellung ist das Maximum (der höchste Punkt) des Schriftstellers. Was also von ihr in dem besondersten Sinne gilt, das gilt von der Darstellung, von der Schreibart überhaupt. Denn was heißt gut oder auch, wenn man will, schön, kraftvoll, zierlich schreiben? So schreiben, daß der darzustellende Gegenstand dem Leser in seinem hellesten Licht, in seiner schönsten Farbe in das Auge fällt, daß er denselben nach Inhalt und Umfang, in seiner ganzen Fülle und Stärke ergreift; dies wird aber kein Schriftsteller, mögen wir ihn als Dichter, oder als Philosoph betrachten, leisten, wenn er seinen Gegenstand nicht so darstellt, als wenn er, in dem ersten Fall, wie aus Drang und Bedürfniß, in dem zweyten, wie aus lebendiger Anschauung des Gegenstandes selbst spricht. Lebendige Anschauung, Drang, und

Bedürfniß sind daher der Maaßstab aller Bestimmtheit, Eigenthümlichkeit, und Präzision, aller Wahrheit und Natur des Ausdrucks.

Wer aus lebendiger Anschauung, oder aus Drang und Bedürfniß spricht, spricht allemal bestimmt, eigenthümlich, wahr und natürlich.

Auch verweisen wir den Schriftsteller in dieser Rücksicht auf den rohen Naturmenschen, auf den gemeinen Mann, auf das Kind, aus keiner andern Ursache, — als weil diese, aus Mangel der Philosophie und anderer Kenntnisse, und überhaupt alles desjenigen, was wir Verfeinerung nennen, in ihrer Sprache, so wie in ihren Handlungen, mehr lebendige Anschauung der Dinge zeigen, mehr Drang und Bedürfniß der Leidenschaft und der Natur fühlen, als der cultivirte Mensch. Denn auch dieser, so bald die erwähnten Erfordernisse der Darstellung bey ihm eintreten, kann dem Schriftsteller eben so wohl Muster seyn. Und, nach allem — von wem lernte der erste Schriftsteller schreiben? Von denen, die da sprachen.

Wie würdest du sagen, wenn du deinen Vater mündlich darum ersuchen solltest, spricht

der Lehrmeister zu dem kleinen Knaben, de
zum erstenmal seine Bitte an den Vate
schriftlich aufsetzen soll. (Siehe oben B.) Wi
würde ich mich über diesen Gegenstand münd
lich ausdrücken? spricht der Schriftsteller zu si
selbst, der nicht bloß für die Schule schreibt.

Funfzehnte Vorlesung.

Ueber die Lebhaftigkeit, Leidenschaft, Laune, un
Symbolik der Sprache sind die Quellen der Ve
schönerung des Ausdrucks.

Der Grund der Benennung „Lebhaftigkeit
ist schon oben angegeben worden. Diese Ei
genschaft des Styls ist nämlich der Geist, da
Leben, welches uns beseelt, wenn der Gegen
stand auf eine gewisse Art dargestellt wird.

So lange Gegenstände von alltäglichem In
teresse die Seele beschäftigen, so lange ist
dem Menschen nur darum zu thun, sich ander
verständlich zu machen, ohne alle Verzierung
des Ausdrucks und ohne irgend eine Wendung,

womit nach den Vorschriften der Rhetoriker die Rede geschmückt zu werden pflegt.

Wir fodern ein Glas Wasser, wir befehlen unserm Diener — mit schlichten, deutlichen Worten, in denen nichts mehr, und nichts weniger, als der bestimmte Sinn unserer Wünsche oder Befehle enthalten ist. Denn die Sprache ist, wie ein jeder unserer Sinne, ursprünglich Bedürfniß.

Alle Sorgfalt in der Wahl des Ausdrucks, Schmuck und Verschönerung desselben ist hier durchaus unzweckmäßig. Unsere Sprache darf in diesen und ähnlichen Fällen eben so wenig geschmückt seyn, als wir die Antworten anderer auf unsere Fragen oder Befehle — Musik für unser Ohr zu seyn wünschen.

So bald wir aber durch irgend ein wichtiges oder angenehmes Interesse in Bewegung gesetzt werden, welches wir andern mittheilen wollen; (besonders, wenn wir bey dieser Mittheilung von der Absicht beseelt werden, den gewünschten Zweck durch sie zu erreichen), oder so bald irgend eine heftige Leidenschaft Feuer in unsere Seele trägt: dann suchen wir, in dem ersten Fall, den Gegenstand von der gefälligsten Seite dar-

zustellen, jedes rauhe desselben zu verschleyern, jedes schwürige zu verdecken: in dem andern Fall wird die Seele von dem Ungestüm der Leidenschaft in allen ihren Tiefen aufgeregt: die so genannten untern Kräfte, auf welche Empfindung und Leidenschaft am meisten wirken, als Einbildungskraft, Begierlichkeit, Witz, werden bis zu einem ungewöhnlichen Grade der Thätigkeit gespannt. Und da eben sie gleichsam die Flügel der Sprache sind: (indem nicht nur die Erfindung der Sprache, mit diesen Kraftäußerungen unseres Geistes beginnt, sondern auch alles das, was zum Schmuck und zur Verzierung des Ausdrucks gehört, von ihnen allein abgeleitet wird,) so eilt der, so beflügelte Gedanke, durch die ganze Masse der in der Seele vorräthig- liegenden Anschauungen, Bilder und Ideen hin, schließt sich jede mit dem Gegenstande zunächst verwandte an, assimilirt oft die ungleichartigsten: und Darstellung und Ausdruck werden ein treues Gemählde der Leidenschaft selbst, ihres Anhaltens und ihres Fortschreitens, ihres Steigens und Fallens. — Daher Bilder, Gleichnisse, auffallende Wendungen, kühne Inversionen, im-

mer neu scheinende Widerkehr einer und der nämlichen Idee, Vergegenwärtigung abwesender oder zukünftiger Dinge — wie dies alles bey den rhetorischen Figuren näher erörtert werden soll.

Ich setzte den Ursprung des Schmuckes der Rede in dem wichtigen oder angenehmen Interesse des Menschen für einen Gegenstand, oder auch in einer heftigen Leidenschaft. Allein ich habe diese zwey Fälle mehr wegen ihres Unterschiedes in der Beobachtung, als wegen ihres wirklichen Unterschiedes von einander abgesondert.

Denn jeder angenehme oder wichtige Gegenstand belebt die Seele mit einer gewissen Leidenschaft: (das Wort Interesse drückt allemal einen gewissen Grad der Leidenschaft aus.) Daher ist der erste Fall von dem andern nur dem Grade nach verschieden. Derjenige, der bey voller Muße seines Geistes einen andern zu einem gewissen ihm, dem Sprecher, angenehmen, aber an sich selbst schwierigen Unternehmen überreden wollte, fühlte sich allerdings mit einer Leidenschaft für diesen Gegenstand begeistert. Und diese Begeisterung gab

ihm alles das an die Hand, was zur Ausschmückung nothwendig war. Da aber eine minder- heftige Leidenschaft auch eine minderstarke Wirkung hervorbringt; so wird er jene durch die Einbildungskraft künstlich zu erhöhen gesucht haben, um die Wirkung selbst zu verstärken.

Und hier ist ihm also unfehlbar die stärkere, heftigere Leidenschaft, in ihnen stärkern, auffallendern Aeußerungen, Lehrmeister gewesen.

Man merkt, wie Leute von heftigen Leidenschaften durch ihren Ausdruck erschüttern, überreden, überzeugen: man studirt die nämlichen Mittel, um zu dem nämlichen Zweck zu gelangen, und spricht entweder in dem Moment glühender Leidenschaft, oder sucht, bey voller Muße und Ruhe des Geistes, diesen Moment künstlich nachzuahmen — schaft sich durch Einbildungskraft ein Interesse, wo man vielleicht keines hat, wenigstens kein so inniges; ahmt bey dem eingebildeten die Form des wahren, bey dem unwichtigen die Form des wichtigern nach; und macht so die Natur zur Kunst.

Das ist der Gang der menschlichen Geistes in allen Erfindungen, besonders in der Rede-



...tniß und Beobachtungsg...
...che näher bestimmen, e...
...nen: mögen die natürlich...
ausfeilen; mögen die N...
verschönern. — Die Kunst...
schwungvollsten Wirkunge...
tur zusammen.

Alle conventionellen...
dichterischen Ausdrucks, al...
Sentenzen, Anspielungen,...
Grunde nichts anders, als...
mahlungen der schlichten u...
zen der Natur, Ausglättun...
gefeilten Handhabe in Ent...
fühle und Leidenschaften.

Je weniger der Dichter v...
hinzuthut; je mehr er, g...
selbst, sondern sein Gegenstan...

tur! „es lebt! „es spricht!“ ist der größte und wahrste Lobspruch, den wir einem Werk der schönen Kunst ertheilen können.

Aus dem, bisher gesagten, erhellet, wie widersinnig es ist, wenn so viele sich überreden, als müßte man, so oft man mit einiger Sorgfalt spricht oder schreibt, immer in Bildern, Gleichnissen, künstlichen Wendungen, das heißt also, in dem Ton starker, aufgeregter Leidenschaft reden. Denn nur diese drückt ihre gewaltsamen Erschütterungen also aus.

Allerdings giebt es noch eine zweyte Quelle des geschmückten, bilderreichen Styls, und das ist eine gewisse Laune, d. h. besondere Geistesstimmung gewisser Menschen, alle Gegenstände um sich her mit einem besonders lebhaften Interesse aufzufassen, und dann dieses Interesse auch in Ausdruck und Schrift darzustellen.

Man sieht, daß diese Quelle der Lebhaftigkeit des Ausdrucks der erst genannten nicht nur sehr nahe liegt, sondern die nämliche ist. Denn eben diese Geistesstimmung, die Gegenstände um sich her mit einem besonders lebhaften Interesse aufzufassen, und

Fleiß und Beobachtungs
sache näher bestimmen, e
nen: mögen die natürlic
ausfeilen; mögen die N
verschönern. — Die Kunst
schwungvollsten Wirkunge
tur zusammen.

Alle conventionellen
dichterischen Ausdrucks, a
Sentenzen, Anspielungen
Grunde nichts anders, al
mahlungen der schlichten u
zen der Natur, Ausglättun
gefeilten Handhabe in Ent
fühle und Leidenschaften.

Je weniger der Dichter v

tur! „es lebt! „es spricht!“ ist der größte und wahrste Lobspruch, den wir einem Werk der schönen Kunst ertheilen können.

Aus dem, bisher gesagten, erhellet, wie widersinnig es ist, wenn so viele sich überreden, als müßte man, so oft man mit einiger Sorgfalt spricht oder schreibt, immer in Bildern, Gleichnissen, künstlichen Wendungen, das heißt also, in dem Ton starker, aufgeregter Leidenschaft reden. Denn nur diese drückt ihre gewaltsamen Erschütterungen also aus.

Allerdings giebt es noch eine zweyte Quelle des geschmückten, bilderreichen Styls, und das ist eine gewisse Laune, d. h. besondere Geistesstimmung gewisser Menschen, alle Gegenstände um sich her mit einem besonders lebhaften Interesse aufzufassen, und dann dieses Interesse auch in Ausdruck und Schrift darzustellen.

Man sieht, daß diese Quelle der Lebhaftigkeit des Ausdrucks der erst genannten nicht nur sehr nahe liegt, sondern die nämliche ist. Denn eben diese Geistesstimmung, die Gegenstände um sich her mit einem besonders lebhaften Interesse aufzufassen, und

sie auf irgend eine seltsame, ungewöhnli-
che Art vorzustellen, und ist sie anders, als
eine gewisse schnelle Beweglichkeit der Denk- und
Empfindungsvermögen der Seele durch die äus-
sern Gegenstände, oder, wie wir dies mit ei-
nem sehr wohlgewählten, aber nur nicht im-
mer richtig- angenommenen Ausdruck zu nen-
nen pflegen, Empfindsamkeit. Sie, die-
se Empfindsamkeit in dem erklärten Sinne,
bildet die Grundlage des dichterischen Genies:
und Laune ist von dem dichterischen Genie viel-
leicht nur dem Grade nach verschieden. Jeder
Dichter kann zugleich als ein Mann von Laune
angesehen werden, (wenn ihn auch der gewöhn-
liche Sprachgebrauch nicht dafür gelten las-
sen würde;) der Mann von Laune aber ist
nicht immer zugleich Dichter.

Da Leute von Laune, als Gesellschafter
sowohl, als wie Schriftsteller, einen entschie-
denen Beyfall in der Meynung anderer be-
haupten: da sie ihre Gedanken- und Empfin-
dungsweisen sehr leicht in andre übertragen;
so erhält die natürliche Eitelkeit der Men-
schen hierin ein neues Mittel, sich bey an-
dern in Ansehen oder Gunst zu setzen. Denn

eine solche Einkleidungs- und Vortragsart giebt dem Menschen das Ansehen einer gewissen Vorzüglichkeit und Ueberlegenheit der Geisteskräfte, besonders, der Empfindung, der Einbildungskraft, des Witzes und des Scharfsinnes, die allerdings nicht den unwürdigsten Maaßstab der menschlichen Schätzung darbieten. Da überdem Witz und Laune, so wie alle übrigen Geisteskräfte, durch feine Gesellschaft, durch Bücher und Wissenschaft sehr glücklich ausgebildet werden können, so wird jene Art des bilderreichen, geschmückten Ausdrucks zu gleicher Zeit als ein Beweis von Cultur und Verfeinerung des Geistes angesehen.

Uebrigens ist das, einem jeden gebildeten Menschen sehr schätzbare Vergnügen einer angenehmen Erzählung, eines launigten Vortrags, unter allen dasjenige, was am wohlfeilsten erkauft wird: und wir sind daher eben so geneigt, einem Schönredner von Geist und Talent, oder auch, einem bloß launigten Gesellschafter, unsere Liebe und Achtung zu bewilligen, als dieser es ist, die Huldigung anzunehmen. Alles Ursachen, warum die Sucht, Schönredner, witzige Köpfe, Leute

... zu ...
viel natürlich...
Endlich ge...
Verschönerung ...
lichen Bau der ...
lichen Bezei...
Keine Sprache ha...
zuweisen. Der ...
zogenste Begriff —
sinnliche Anschau...
das bezeichnende ...
wird. Z. B. ...
theilen, er sagen, ...
erkennen heißt ...
Fügen er das ...
urtheilen — ...

der legen; Tugend —, von taugen, etwas taugen, wozu nutzen u. s. f.

Da unsere Seele bey dem gewöhnlichen Gebrauch dieser und ähnlicher Worte immer nur allgemeine Begriffe mit denselben verbindet, die, als solche, nur die obern Seelenkräfte beschäftigen; so darf der Dichter, der Redner, der Schriftsteller, um den Ausdruck zu beleben, oft nichts weiter thun, als diese sinnliche Bezeichnung der Begriffe durch das Bild, welches in dem Wort selbst schon liegt, gleichsam nur hervorheben und dem Auge sichtbarer machen: welches bisweilen durch einen kleinen Nebenzug geschehen kann. Z. B. erkennen — mit dem Auge des Geistes, wägen — mit der Waage der Vernunft, u. so. w. Durch diese und ähnliche Züge wird der allgemeine Begriff — ein besonderer (partikulairer) die intellectuelle Anschauung — eine sinnliche; und eben dadurch wird mit dem Verstande zugleich der Witz und die Einbildungskraft beschäftiget, welches letztere das eigenthümliche des schönen Ausdrucks ist.

Auf diese sinnliche Bezeichnung der geistigen Begriffe gründet sich gewissermaßen aller

bildliche Ausdruck. Der Redekünstler begnügt sich, dies nur im allgemeinen anzudeuten: denn die nähere Ausführung dieses an sich sehr wichtigen Gegenstandes gehört, theils in die philosopische Etymologie, theils in die Aesthetik.

Sechszehnte Vorlesung.

Natur und Wesen des bildlichen Ausdrucks. Bild mahlt immer Empfindung, oder lebendige Anschauung.

Wenn wir von einem Greise sagen „Noch am Abend seines Lebens hat er die Freude, sich in seinen Enkeln verjüngt zu sehen," so drükken wir durch dieses Gleichniß, „Abend und verjüngt" eine gewisse Theilnehmung unseres Herzens für den durch seine Enkel beglückten Greis aus.

Unser Geist, durch die angenehme Vorstellung von dem Glück des Greises begeistert, sieht den letzten Abschnitt seines dem Grabe nahen Lebens, als den Abend, als diejenige Ta-

geszeit an, welche durch die damit verbunde-
nen Vorstellungen und Empfindungen etwa
sanft-rührendes und schwärmerisch-feierliches
mit sich führt.

Der Ausdruck „verjüngt" hat die nemli-
che Bedeutsamkeit. Ein durch die Reihe der Jahr
geschwächter, kraftloser Greis, der, durch da
Glück derjenigen, die ihm unter allen an
theuersten sind, aufgeheitert, noch einmal Ju-
gendkraft fühlt, ist ein eben so schönes als rüh-
rendes Bild. Man sage schlechthin: „der alte
Mann hat an seinen Enkeln noch viel Freude;
so drückt dies zwar die schlichte Thatsache aus,
aber nicht im geringsten die sympathetische
Theilnahme des Erzählers.

Aber diese Theilnahme darf nicht immer
von der rührenden Gattung, sondern kann
auch bloß launigt seyn.

Wer von einem alten Mann, der ein jun-
ges Mädchen heyrathet, sagt: „Er will den
Abend seines Lebens noch mit den holden Freu-
den der Liebe beschimmern:" der drückt dadurch
seine Empfindung des lächerlichen in dem Be-
tragen des Greises aus.

Frei-

Freilich kann man diese Empfindung des Lächerlichen durch einen gewissen Ton, Geberde und Pantomime, auch in den schlichten Ausdruck „der alte Mann will noch eine junge Frau nehmen," übertragen. Aber alsdann vertreten Ton, Geberde und Pantomime die Stelle jenes, oder eines ähnlichen bildlichen Ausdrucks; und deuten sinnlich, so wie der Ausdruck geistig, die Empfindung des Lächerlichen an.

Der Schriftsteller kann das nemliche durch ein bloßes Ausrufungszeichen bewirken, „der alte Mann will noch heirathen!" Denn eben dieses Zeichen deutet auf einen gewissen Ton oder Geberde hin, womit der Satz ausgesprochen werden soll.

Die Sache dünkt mir wichtig genug, um das schon erwähnte Resultat, daß ein Gleichniß immer Empfindung ausdrückt, noch durch ein paar andre Beyspiele zu bestättigen.

Hier ist also zuvörderst ein Sprichwort.

In Preußen sagt die wirthschaftliche Mutter zu ihrer etwas verschwenderischen Tochter: „wenn du nur erst dein eignes Töpfchen schra-

pen (d. h. kratzen) wirst: dann wirst du auch besser haushalten."

Das in dem Sprichwort ausgedrückte Bild ist dieses. Die Tochter, durch ein häusliches Unglück tief heruntergebracht, sitzt da in ihrem Hüttchen, ißt einsam ihr Süppchen, und hohlt, noch nicht satt durch die Suppe selbst, mit dem Löffel auch das angebrannte aus dem Töpfchen herauf.

Dieses so in's kleine zeichnende Bild, schildert es nicht in dem Munde der warnenden Mutter die lebendige Empfindung und Selbsterfahrung ähnlicher Verlegenheiten in dem häuslichen Leben? Wenn sie zu ihrer Tochter ohne besondern Ton oder Pantomime schlechthin sagte: „Ich bin in ähnlicher Verlegenheit gewesen; ich weiß es aus eigener Erfahrung: es ist gefährlich das Seinige zu verschwenden."— Würde sie da jene lebhafte Empfindung ausdrücken?

Daß die sprichwörtlichen Redensarten immer eine gewisse Empfindung oder wenigstens Leidenschaftlichkeit (denn so könnte man vielleicht Laune am besten übersetzen) oder auch eine besonders lebendige Anschauung, (die,

...gesetzt wer

Man denke es

Ton, welcher Pa

„Wenn du nur erst

pen wirst,“ ausdrück

Diesen Charakter

des gemeinen Mann

Entweder enthalte

Anschauungen, wie

Beyspiel; und diese i

gen vertreten die Stelle

nisse, wie hier; oder,

schlichte Wahrheiten sin

so zeichnet der mitbegleit

tomime, womit sie gesa

pfindung des Redenden.

Nun ein Beyspiel vo

fes...

der hat nun die ewige Ruhe — umsonst: und ich — muß für ein Vierteljahr so viel Miethe bezahlen.

Was macht hier das treffende des Ausdrucks aus? Nichts anders, als dies, daß der Gedanke an die zu zahlende Miethe dem Armen so tief in der Seele liegt, daß er denselben mit den ungleichartigsten Gegenständen, mit Tod und Grab, verbindet. Jene Ideenrege, die diese sonderbare Assoziazion hervorbringt, spricht offenbar sein innigstes Interesse, und seinen Kummer wegen der zu zahlenden Miethe.

Homer will die leichte Art bezeichnen, mit welcher Odysseus den Bogen spannte, welchen alle Freyer der Penelope mit aller Anstrengung vergebens zu spannen gestrebt hatten: und bedient sich dazu folgendes Gleichnisses:

So wie ein Man, wohlkundig des Lautenspiels und Gesanges
sonder Müh aufspannet am neuen Wirbel die Saite,
fügend an jeglichem Ende den schöngesponnenen Schafdarm:
So nachläßig nun spannte den mächtigen Bogen Odysseus.

Dann, mit der rechten Hand, versucht er passend die Stimme;
Lieblich dann erklang sie, und hell wie die Stimme der Schwalbe.

Es würde schwer, es würde vielleicht unmöglich gewesen seyn, die Art, wie Odysseus den Bogen spannte, durch schlichte Worte darzustellen. Daher greift der Dichter hier, so wie in ähnlichen Fällen, nach einem Bilde. Denn so faßt die Empfindung viel auf einmal. Siehe Herrn Moritz erste Vorlesung.

Die ganze Art, wie der Held den Bogen spannt, steht uns bis auf jeden Zug lebendig vor Augen. Gleiche Bewandniß hat es mit dem Tönen des Bogens, wie die Stimme einer Schwalbe.

Dem Verstande werden seine Begriffe allmählich zugezählt; die Empfindung ergreift ihre Anschauungen auf einmal. — Das Bild also drückt — Empfindung, oder welches einerley ist, lebendige Anschauung aus.

Der Redende oder Schreibende ist von seinem Gegenstande so voll, oder er fühlt ihn so wichtig, so groß, daß ihm entweder die schlichten Worte der Sprache nicht mehr hinlangen,

oder daß er lange und weitläuftige Umschreibungen, durch eine sinnliche Anschauung, durch ein Bild, ersetzt. Offenbar überträgt er also durch das Bild seine innere Empfindung in den Gegenstand.

Diese Natur des bildlichen Ausdrucks erhellet aus jedem größern und kleinern Gleichniß der höhern Dichtung oder auch der Sprache des gemeinen Lebens.

In der letztern sagen wir: schnell, wie der Wind, rasch, wie Feuer, schüchtern, wie ein Haas. Was drücken diese Gleichnisse anders aus, als die Empfindung des Redenden, dem die schlichten Worte, womit man die Schnelligkeit, Raschheit oder Schüchternheit eines Menschen zu bezeichnen pflegt, nicht hinlangen, und der daher die weitschweifigen Umschreibungen in ein Bild zusammenfaßt, welches so wohl durch die lebendige Anschaulichkeit, mit welcher es sich der Seele darstellt, als auch durch das angenehme Spiel der Thätigkeit, in welche sie durch die vergleichende Zusammenstellung des Bildes mit dem wirklichen Gegenstande versetzt wird, in

dem Hörenden oder Lesenden selbst, Empfindung oder lebendige Anschauung erzeugt.

Von einem Menschen, der einen gewöhnlichen Schritt geht, sagen wir nicht, er geht schnell wie der Wind; von dem, der seine Geschäfte mit einer alltäglichen Fertigkeit betreibt, brauchen wir nicht den Ausdruck, rasch, wie Feuer: Einem Menschen, der sein Leben nicht jeder Gefahr leichtsinnigpreis giebt, nennen wir nicht schüchtern, wie ein Haase.

Nur ungewöhnliche Grade der Schnelligkeit, der Raschheit, der Schüchternheit, solche, zu deren Bezeichnung wir uns eines großen oder besondern Wortumschweifs bedienen müßten, suchen wir durch die genanten Gleichnisse lebhaft auszudrücken: und diese Bilder, diese Gleichnisse, mahlen nicht so wohl den Gegenstand, als vielmehr unsre Ansicht, unsre Empfindung davon. Zwar können wir auch in der scherzhaften Ausdrucksart, umgekehrt von einem träg- daherschreitenden Menschen sagen: „er geht schnell, wie der Wind,“ und einen in allen seinen Handlungen langsamen, schwerfälligen, „rasch, wie Feuer,“ nennen.

Aber alsdann drücken wir mit diesen Gleichnissen nicht weniger eine Empfindung, nemlich die launige Empfindung des lächerlichen aus. Und diese Empfindung hat nicht statt, wenn der Grad der Trägheit des Menschen im Gange, oder der Langsamkeit in allen seinen Handlungen, nicht außerordentlich, und auffallend ist.

Homer schildert den blutigen Krieg zweyer tapfern Völker; und bedient sich zu dieser Schilderung der mannigfaltigsten Gleichnisse, und alles Schmuckes, dessen die Rede nur immer fähig ist.

Pope besingt den Raub einer Mädchenlocke; und sein Gedicht prangt nicht minder von den ausgesuchtesten Gleichnissen und von jeder Art rhetorischen Schmuckes.

Der Stoff des griechischen Dichters ist groß und wichtig; der Stoff des englischen ist klein und geringfügig, aber der Dichter **macht** ihn groß und wichtig.

Beyde mahlen, wie alle Dichter, ihre Empfindungen des gewählten Gegenstandes.

Homers Empfindung ist rührend.

Pope's ist launigt.

Es ist vielleicht nicht minder schwer, kleine und geringfügige Dinge als groß und wichtig; als wirklich-große und wichtige in ihrer wahren Natur darzustellen. Wenn das letzte vielleicht mehr Genie erfordert, so ist zu dem ersten gewiß mehr Kunst nothwendig. So wie kleine, und ins feine gearbeitete Kunstwerke mehr Feinheit der Hand erfordern, als große.

Aber scheint nicht eben dies, daß der Dichter, der Mann von Laune, kleine und unwichtige Dinge durch den Ausdruck heben, und als groß und wichtig darstellen kann, zu beweisen, daß in der Schreibart alles am Ausdruck hängt? daß hier die Vortragsart die vorgetragene Sachen, das Kleid gleichsam die Person nicht bloß empfiehlt, sondern ihren ganzen Werth ausmacht?

Allerdings ist jeder schriftstellerisch-behandelte Gegenstand, ist jedes Werk eines Verfassers das, wozu er es durch Ausdruck und Vortragsart macht. Aber wenn Ausdruck und Vortrag wahr und natürlich seyn, wenn sie bey dem Leser ihre abgezweckte Wirkung hervorbringen, das edle und große in seiner

Würde, das rührende rührend, das lächerliche als lächerlich darstellen sollen: dann muß Empfindung und innere Anschauung des Verfassers dem Ausdruck angemessen seyn, dann muß dieser unmittelbar aus jener hervorgehen: dann muß jedes Wort dem Gedanken, jedes Gleichniß dem Verglichenen, jeder Theil dem Ganzen, das Ganze allen Theilen entsprechen; dann muß eins das andre bestimmen, begründen, unentbehrlich machen. Ohne diese gegenseitige Bestimmung des Ausdrucks und der Vortragsart von der einen, und der Sache, der Natur des Gegenstandes von der andern Seite (oder, welches hier einerley ist, der durch den Gegenstand angeregten Empfindung des Verfassers,) ist das pomphafteste Wort — eine ausgestopfte, lebenlose Puppe; der tönendste Periode — ein Laut ohne Bedeutung.

Der Ausdruck allein ändert nie die Sache, das heißt, die Empfindung und Ansicht des Verfassers von dem Gegenstande.

Der Ausdruck ist nur der Wiederhall der Empfindung und innern Anschauung des Schriftstellers. So wie die gerührte Saite die

raft oder Feinheit der tastenden Hand zu-
ücktönt: so Ausdruck und Schreibart — den
Geist und die Empfindung des Verfassers.

Sind diese voll lebendiger Energie, Wahr-
eit und Natur; dann tönt auch Wort und Aus-
ruck — Leben, Geist und Kraft: sind jene
chlaff, alltäglich, mittelmäßig, oder auch ver-
ünstelt und verschroben: dann vermag keine
usgesuchte Kraftsprache den fehlenden Geist
u ersetzen. Nur der Thor, nur der ungeüb-
e, ungebildete Geschmack kann durch die leere
Hülle getäuscht werden. Eine richtige Empfin-
dung, ein erprobter Geschmack, erblicken hin-
ter dem modischen Gallakleide den aufgedun-
senen, ungestalten Körper nur mit desto
mehr Unwillen.

Wenn unsre Moderomanschreiber von Won-
ne-Gefühlen, von Entzückungen, von Flam-
men der Liebe, von unwiderstehlichen Reitzen
ihrer Jünglinge und Mädchen sprechen;
wenn sie Gleichniß auf Gleichniß, Ausrufung
auf Ausrufung, Metapher auf Metapher häu-
fen; wennn sie es an keiner Verzierung der
Rede fehlen lassen, die nur immer die ganze
Topik der alten und neuen Redekünstler ein-

pfehlen mag: wenn sie so gar die ausgesuchtesten Worte, Wendungen, Gleichnisse, und Metaphern großer Schriftsteller brauchen; fühlen wir uns wohl von jenen unwiederstehlichen Gefühlen des Mitleids, der Liebe, der Bewunderung des Schreckens u. s. f. hingerissen, die sie so oft im Munde führen, und in deren brennendenste Farben sie, wie sie sagen, ihren Pinsel eintauchen? Fühlen wir uns von Wonnegefühlen überströmt, weil sie das allumfassende Wort so häufig im Munde führen? Werden wir von den unwiderstehlichen Reitzen ihrer Jünglinge, ihrer Mädchen, wie durch eine Art von Bezauberung überwältigt, weil sie Wuchs, Augen, Wangen, Stirn und Busen derselben mit den gewähltesten Gleichnissen ausmahlen? Die Kritik kehrt vielmehr den Fall um, und sagt: der Verfasser muß uns durch treffende Züge voll Wahrheit und Natur, die er aus den Tiefen des menschlichen Herzens heraufgespäht, seine Personen in solchen Situationen und mit solchen Empfindungen darstellen, daß jene großen und prächtigen Ausdrücke das unmittelbare Resultat derselben sind, daß diese Situationen und Empfin-

dungen solcher Ausdrücke werth sind, sie fordern, und nothwendig machen. Ohne dieses fehlt jenen hohen und ausgesuchten Ausdrükken das, was in der Rede das erste und letzte ist, Sinn und Deutung: und ohne Sinn und Deutung giebt es nicht Deutlichkeit, nicht Bestimmtheit und Eigenthümlichkeit; nicht Lebhaftigkeit, nicht Schmuck, nicht Wohlklang der Rede.

Alle letztern Eigenschaften sind, bey dem Mangel an Sinn und Deutung, leere Formen ohne Materie. (Siehe oben.)

Es ist also, wie auch Herr Moritz erinnert hat, höchst verkehrt, wenn ein Schriftsteller bey dem Ausdruck anfängt. Natur, Wahrheit, Sache und Gegenstand selbst ist es, wobey er anfangen, was er mit lebendiger Anschauung ergreifen, mit warmem Interesse empfinden muß, um sich dadurch zu dem Ausdruck zu beleben, und denselben darnach zu stimmen.

Die Dinge nach ihrem wahren Werth zu schäzzen, (nach dem Werth wenigstens, den sie für uns haben) das ist Wesen und höchste Bestimmung unserer Ver-

nunft: Sache und Gegenstand so darzustellen, wie sie sind, oder wie sie sich in unserm Geiste abspiegeln, das ist höchste Bestimmung aller Rede. Aller falsche Geschmack und jede Art von Fehler der Schreibart besteht darin, daß die Grenzen dieser Darstellung überschritten werden: daß man mehr oder weniger sagt, als man denkt oder empfindet.

Wenn wir bisher Natur und Wesen des bildlichen Ausdrucks erläutert, wenn wir Ausdruck und Gedanken, Gegenstand und Darstellung des Gegenstandes in ihrem Verhältniß gegen einander betrachtet haben: so geschahe dies bloß in der Absicht, um dem Lehrling des Geschmacks zu zeigen, wo er bildlichen, das heißt lebhaften Ausdruck, und jede Art von Schmuck der Rede anzubringen habe, nemlich

Erstens. Da der bildliche Ausdruck sowohl, als jede Art von Schmuck der Rede, die natürliche Sprache der Empfindung und der lebhaft-gerührten Einbildungskraft sind, so muß sie der Schriftsteller auch nur da

brauchen, wo er seinen Gegenstand bis zur Empfindung, oder wenigstens bis zu dem Grade lebendiger Anschauung erhebt, daß es zweckmäßig ist, die untern Seelenkräfte, Einbildungskraft, Witz, Begierlichkeit u. s. w. in Bewegung zu setzen. Wo aber dieser Grad statt findet, daß eine solche Einkleidung zweckmäßig ist, darüber mag kein Redekünstler und kein Aesthetiker durch Allgemeinsätze entscheiden. Denn dies gehört zu dem materiellen des Genies und des Geschmacks. Und Kunst und Theorie haben es immer nur mit dem formellen beyder zu thun.

Der schlichte, allgemein-verständliche, und streng-philosophische Vortrag verstattet sonst am wenigsten Schmuck der Rede. Aber selbst der populairste Redner und Schriftsteller, so wie der speculativste Philosoph, können sich bisweilen zu dem Grade lebendiger Anschauung erheben, daß es zweckmäßig ist, durch ein Bild, eine Metapher, oder irgend einen andern Schmuck der Rede, auf die untern Seelenkräfte zu wirken: weil diese — der Seele das

auf einmal, und gleichsam im Ganzen, darstellen, was der Verstand nur nach und nach umfaßt; und weil die höhern Seelenkräfte selbst durch einstweilige, leise Anregung der niedern in neuen Schwung gesetzt werden können.

Zweytens. Da Bild und Ausdruck immer nur das sind, wozu der ihnen zum Grunde liegende Sinn und Gedanken, und der ganze Ton des Vortrages sie machen: so muß der Schriftsteller dahinsehen, daß Bild und Ausdruck sich genau dem Gedanken und dem Ton des Ganzen anschließe, das heißt, daß sie auf die unmittelbarste Weise durch Gang und Ton des Ganzen bestimmt werden, und gegenseitig, in und durch einander, wirken.

Was bis dahin von dem bildlichen Ausdruck gesagt worden, das gilt von dem Schmuck der Rede überhaupt. Alle andere Wendungen, die zum Schmuck der Rede gezählt zu werden pflegen, werden nicht allein weniger häufig gebraucht, sondern sind auch nicht so innig in das Ganze der Rede verwebt, als der bildliche Ausdruck.

Wir werden sie gleich ausfürlicher abhandeln; und wollen nur vorher noch das,

was

was wir von dem Gebrauch des bildlichen Ausdrucks in Allgemeinsätzen vorgetragen, durch Beyspiele erläutern.

Siebenzehnte Vorlesung.

Die vorgetragenen Grundsätze über die Lebhaftigkeit — angewandt auf Beyspiele der lebhaften Schreibart.

„Es ist ein trostvoller Gedanke, daß die Unterthanen bey aller Unterdrückung der Fürsten nicht ohne alle Hülfe sind; daß die Fürsten ihre bösen Plane durch die entgegengesetzten Bemühungen des unterdrückten Volks vereitelt sehen; daß auch ein unumschränkter Beherrscher so gar mit aller seiner Macht, nicht selten dem empörten Volk nachgeben muß, und daß es ihn durch seine Standhaftigkeit auf immer schwächen und ermüden kann.“

Diesen Perioden wird man, glaube ich, eben so wenig der Undeutlichkeit, als der Unbestimmtheit und Uneigenthümlichkeit im Aus-

druck beschuldigen können. Der geübte Leser wird in jedem kleinern Abschnitt desselben eine Wahrheit, eine wichtige Beobachtung finden, die durch die Geschichte bestättiget ist. Der ganze Satz, so wie er dasteht, könnte gewissermaßen zum Motto der Völkergeschichte dienen.

Aber bey alle dem — ist die Wahrheit hier schlicht und ohne allen Schmuk dargestellt. Der Leser sieht sich das auf dem Papier gesagt, was er sich, nach der Durchlesung irgend einer Revolutionsgeschichte in den Jahrbüchern der Menschheit, ohne weitere Vorbereitung selbst gesagt haben würde. Sein Verstand wird also durch den angeführten Perioden beschäftigt: allein Einbildungskraft, Witz, Empfindung, bleiben ungeregt.

Aber nun höre man einen Schiller in der Einleitung zu der Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlanden, Zeile für Zeile, den nämlichen Perioden, die nämlichen Wahrheiten und Beobachtungen, vortragen.

„Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt noch eine Hülfe vorhanden ist; daß ihre

berechnetesten Plane an der menschlichen Frey=
heit zu schanden werden; daß ein herzhafter
Widerstand auch den gestreckten Arm eines
Despoten beugen, heldenmüthige Beharrung
seine schrecklichen Hülfsquellen endlich erschö=
pfen kann."

Der obenangeführte Periode, so ausge=
drückt, unterrichtet unsern Verstand, setzet
Einbildungskraft und Witz in Thätigkeit, macht
die Empfindung rege: wir erkennen die Wahr=
heit nicht bloß, wir ergreifen, wir fühlen sie.
So spricht nur ein von seinem Gegenstande tief=
durchdrungener Mensch; und seine lebendige
Ansicht der Dinge, sein Gefühl, so darge=
stelt, geht in uns hinüber, theilt sich uns
mit. Der Gegenstand, von dem er spricht, ist
ihm groß, wichtig: wir sehen's an seiner le=
bendigen Darstellung desselben. Darum ist
er's uns auch.

Gleich in dem Anfange „groß und beruhi=
gend ist der Gedanke," herrscht eine gewisse
Lebhaftigkeit, die eine durch die anzukündi=
genden Wahrheiten bewegte Seele des Schrift=
stellers anzeigt. Der kalte Betrachter sagt,
„es ist ein großer und beruhigender Gedanke."

Lebendige Anschauung und Empfindung, in ihrem heftigen Ausbruch, entledigen sich, so viel nur immer nach den Gesetzen des Sprachgebrauchs geschehen kann, der kleinern Redepartikeln; so wie ohngefehr ein Mensch, der mit heftiger Bewegung spricht, manches Nebenwort verschluckt, manche Nebenidee überhüpft, um den Hauptgedanken, als das Ziel der Rede, desto mehr hervorzuheben. Daher die rasche Inversion „groß und beruhigend ist der Gedanke."

„Daß gegen die trotzen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hülfe vorhanden ist." Man sieht die ungerechten Forderungen und Ansprüche, welche die Völkerbeherrscher so oft an ihre Unterthanen machten, wie mit trotzigem Angesicht dastehen, und die erschrockenen Unterthanen anpochen.

Daß ihre berechnetesten Plane an der menschlichen Freyheit zu schanden werden: „berechnetesten Plane"— umfassend gesagt. Kann die tückischeste Schlauheit, mit welcher der Despot und seine Trabanten das unterdrückte Volk um sein rechtmäßig- besessenes Eigenthum, um Recht und Freyheit, zu bringen su-

chen, lebhafter dargestellt werden, als wenn wir sie hier alles, was ihre sträflichen Absichten befördern kann, abwägen, abmessen, zählen, und berechnen sehen.

„An der menschlichen Freyheit zu schanden werden“ menschliche Freyheit — welch ein umfassendes Wort! alles, was nur zu dem uneingeschränkten Gebrauch unserer Geistesgaben und Glücksgüter, zu den ungekränkten Ansprüchen auf natürliche Rechte, und überhaupt zu dem moralischen und physischen Eigenthum des Menschen gehört, liegt in diesem einzigen Wort.

„Zu schanden werden,“ Despotengewalt und menschliche Freyheit, im brennenden Kampf gegen einander, stoßen mit mächtiger Erschütterung gegen einander, und die Despogewalt wird besiegt, wird zu schanden.

„Daß ein heftiger Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmüthige Beharrung seine schrecklichsten Hülfsquellen erschöpfen kann.“ Der Verfasser sieht in dem großen Kampf eines unterdrückten Volks gegen seinen Despoten alles leblose lebendig, jedes Ding in Person. Bisher sprach er nur

von den Anmaßungen und Planen des Despotismus; jetzt mahlt er uns den Despoten selbst, auf seinem blutigen Richtstuhl dasitzend, in der schrecklichsten aller Attitüden, mit vorgestrecktem Arm, drohend aufgehoben, um zu tödten, oder in's Joch zu beugen. Dieses Bild vollendet das Pathos des Gemähldes.

Wenn man diesen Schillerschen Perioden, als ein Beyspiel lebhafter Schreibart, dem obigen durchaus= nämlichen Inhalts, der aber in seiner ganzen Einkleidung sich nicht bis über die Grenzen der Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks erhebt, gegenüber stellt; so sieht man von selbst, daß die Lebhaftigkeit des Ausdrucks nicht so wohl von dem Gegenstande, als von dem Genie und der Manier des Verfassers abhängt. Der sehr deutlich und bestimmt= ausgedrückte Periode stünde eben so schicklich in einer Einleitung zu einer Geschichte, deren ganze Schreibart sich durch einen leichten, sanften Fluß der Rede, durch lichtvolle Zusammenstellung der Thatsachen, und richtige, aus den Thatsachen selbst natürlich und unmittelbar hervorgehende Beobachtungen charakterisirte; so wie der Schillersche

ein Stück aus einer Einleitung zu einer Revolutionsgeschichte ist, wo die Schreibart sich durchgängig durch Energie und Fülle der Ideen, durch tiefgegriffene Beobachtungen, stark gezeichnete Charaktere, und kraftvollen, edlen Ausdruck, unterscheidet. Vielleicht trifft den Verfasser des Don Carlos nicht unbillig der Vorwurf, daß der Geschichtschreiber bisweilen zu stark den Dichter verräth.

Wenn aber junge Schriftsteller sich gewöhnlich überreden, die Schreibart werde durch weitläuftige und starke Ausmahlung der Bilder, durch Zusammenhäufung der ungleichartigsten Ideen auf einander, durch tönende Worte und gesuchte Beywörter, nur um so viel lebhafter, um so viel genialischer; so laßt uns, zur Probe, folgende Verunstaltung des Schillerschen Perioden zergliedern, die ich aus der Vorrede eines historischen Romans entlehne, der vor mir aufgeschlagen liegt.

„Erhabner Wonnegedank ist es, daß den „trotzig-drohenden Anmaßungen der stolzen „Fürstengewalt, welche dieselbe immer mehr „mit ihrer eisernen Faust einzubläuen, als mit „dem Munde kund zu thun pflegt, noch eine

„eherne Mauer entgegengedämmt werden kann:
„daß sie ihre stolz = aufgethürmten Gebäude
„so oft durch die kühne Hand der menschli-
„chen Freyheit untergraben, in Trümmer ge-
„wandelt sieht; daß ein herzhafter Wider-
„stand des Volks auch dem furchtbar = aus-
„gestreckten Arm des Despoten den blutbe-
„tröpfelten Dolch entreißen, und alle seine
„Hülfsquellen, die ihm aus dem Ocean mensch-
„licher Bosheit, und Verderbtheit zuströmen,
„bis auf den Grund erschöpfen kann.“

Worin liegt das schöne, gerundete des Schillerschen Perioden; und das ungestalte, schwülstige und gezierte dieser Umschaffung?

In dem Schillerschen spricht ein Geist, den die Wichtigkeit seines Gegenstandes in eine mehr als gewöhnliche Bewegung setzt: Pflicht und Recht der Menschheit fühlt er mit einer besondern Wärme und Innigkeit: jede Handlung gegen allgemeine Menschen=Pflicht, jede Ungerechtigkeit und Unterdrückung empört ihn bis zu einem hohen Grad des Unwillens. Indem er so eben Thatsachen dieser Art oder auch Betrachtungen über solche Thatsachen niederschreiben will, geht die klare Erkennt-

niß denen in lebendige Anschauung und Empfindung über; das darzustellende Object wird gleichsam ein Theil des darzustellenden Subjects: — die schlichte Thatsache, schlichte Betrachtung, genügt dem Verfasser nun nicht mehr: sie werden, in der Tiefe seines Herzens, dessen Gefühle durch den Gedanken daran angeregt werden, gleichsam tingirt mit der Hauptfarbe dieser Gefühle, der glühenden Innigkeit, dem Haß und Unwillen gegen Despotismus und Kränkung der Rechte der Menschheit. — Die so angeregte Einbildungskraft langet dem Verfasser aus ihrem großen Vorrath von lebendigen Anschauungen und Bildern diejenigen hervor, die zu der Mischung solcher Farben am schicklichsten sind, und den Gegenstand so zeichnen, wie er sich auf dem Grunde einer Schillerschen Seele abspiegelt.

Aber ohngeachtet der Wärme, der Innigkeit, mit welcher der Verfasser der Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande seinen Gegenstand fühlt, bleibt er es sich bewußt, daß er nicht ein Gedicht über Despotismus und Volksfreyheit, sondern die Einleitung zu

einer Geschichte zu schreiben hat; bleibt es sich bewußt, daß er Betrachtungen, und nicht poetische Gemählde zu schreiben, daß er philosophische Wahrheiten höchstens, in einem dichter-ähnlichen Ausdruck, zu sagen hat, und daß er die richtige Erkenntniß des Verstandes allenfalls durch die Anschauungen der Einbildungskraft beleben, und gleichsam mit einem hellen Lichte bestrahlen, nicht aber umgekehrt, die lebendige Anschauung der Einbildungskraft zur Haupt- die richtige Erkenntniß des Verstandes zur Nebensache machen darf. Daher die mild- nüanzirte Abwechselung des Perioden durch schlichte und durch bildliche Ausdrükke: daher die sparsamen, und gleichsam nur leis- angedeuteten tropischen Ausdrucke in der ersten Hälfte des Perioden, „trotzige Anmaßungen, berechnete Plane“ u. s. w. durch welche er sich allmählich und allmählich vorbereitet zu der wirklich- dichterischen Attitüde, dem vorgestreckten Arm, mit welchen er uns den Despoten zeigt: daher endlich die ganze prosaische Einkleidung der starken dichterischen Anschauung:

So bleibt (wie es auch eines philosophischen Geschichtschreibers würdig ist) „ruhige Betrachtung“ der Hauptton der Schreibart: so wird der Verstand hauptsächlich unterrichtet, und durch die leicht = angeregte Einbildungskraft wird ihm die Wahrheit nur lebendiger und sichtbarer eingeprägt: so entsteht in der Seele des Lesers das dem Eindruck und der Wirkung des Ganzen so vortheilhafte Gefühl der **unwillkührlichen Hinreißung des Verfassers** durch seinen **Gegenstand**. Der Verf. will schlichte Betrachtungen niederschreiben; und seine Einbildungskraft geräth darüber in Feuer: er zügelt sich gleichsam auf alle Weise; er skizirt die Bilder, die sich ihm in Menge aufdrängen, nur leicht hin, mahlt keines aus, deutet alles nur an. Aber sein Gefühl ist unwiederstehlich: noch am Ende des Perioden überrascht er den Leser mit einem Bilde, das einer dichterischen Einbildungskraft würdig ist. Allein er hat dieses Bild nicht gesucht: der Philosoph ward, über dem lebendigen Interesse für seinen Gegenstand, unwillkührlich Dichter.

Eben dies Gefühl der unwillkührlichen Hin-
reißung des Verfassers durch seinen Gegen-
stand ist gewissermaßen die Vollendung der Kunst,
und giebt dem ganzen den Anstrich der höchsten
Innigkeit, Wahrheit und Natur: so wie je-
der Verstoß dagegen von der Seele mit Unwil-
len bemerkt, und auf die Rechnung der erkün-
stelten, verschrobenen Empfindung und des
unnatürlichen Geschmacks des Verfassers ge-
setzt wird. Und eben dies ists vorzüglich, war-
um die angeführte Umschaffung des Schillerschen
Perioden in dem Leser eine so widrige Empfin-
ge erweckt, und unsre Seele gleichsam zurücke
stößt.

„Erhabner Wonne-Gedank' ist es!" poetisch
wie der Anklang eines Hexameter's in einem
Heldengedicht. „Wonne" dies Wort bezeich-
net den höchsten Grad der Freude: und ist da-
her, besonders zum Anfange eines Perioden,
durchaus unschicklich zum prosaischen Aus-
druck.

„Daß den trotzig-drohenden Anmaßungen
eine eherne Mauer entgegengedämmt werden
kann."

Schiller sagt schlichtweg: daß gegen die trotzigen Anmaßungen — eine Hülfe vorhanden ist. Die Bilder „trotzige Anmaßungen— „eherne Mauer," „entgegengedämmt," sind zu rasch und zu kühn für die Prosa, zusammengestellt: man sieht es dem Umschaffer an, daß er sich zwingt, die Sache durch den Ausdruck zu heben. Er fängt so rasch und so kühn an, wie Schiller — nicht schließt. „Stolze Fürstengewalt, die ihre Befehle immer mehr mit eiserner Faust einzubläuen, als mit dem Munde zu verkündigen pflegt." Dieses vielleicht nicht ganz unglücklich ausgemahlte Bild der Fürstengewalt — wie kömmt es hieher? wie fügt es sich dem Ganzen ein?

In dem ganzen Perioden ist die Rede mehr von dem kraftvollen Widerstande des Volks gegen den Despoten, als von der Despotengewalt an sich, die der Verfasser und Leser schon stillschweigend als groß und übermächtig anerkennen. Der Nachahmer vergißt offenbar über der Nebensache den Hauptgegenstand; welches ein Geist voll innigen und wahren Gefühls für denselben nie thun muß. Aber so künstelt man an der Natur!

Das nämliche ist auf die noch übrigen Abschnitte in dem umgeschaffenen Perioden anwendbar: die verzierenden Beywörter, die weitschweifigen Aufmahlungen, das Verweilen über Nebenideen, die Anhäufung der Bilder aufeinander, — alles reißt die Seele des Lesers aus dem ruhigen Gang der Betrachtung in den raschen, ungestümen Flug der Empfindung hinüber: die zu stark = angeregte Einbildungskraft stört den Verstand in seinen Verrichtungen: das Ziel der Erkenntniß gewisser Wahrheiten und Beobachtungen wird ihm durch das Angehänge von Bildern und Gleichnissen nicht näher gebracht, sondern weiter aus dem Auge gerückt. Die Seele schwankt, unangenehm, zwischen Erkennen und Empfinden, zwischen dem lebendigen Auffassen der Nebenbegriffe, und dem Festhalten des Hauptbegriffs, zwischen dem Gegenstande selbst, und seiner Darstellung. Dies Gefühl macht sie dunkel ahnden, der Verfasser fühle seinen Gegenstand nicht mit wahrem Interesse: er spreche von der Hauptsache zu wenig, von Nebendingen zu viel: er sehe einige Sachen zu hell, andre zu dunkel, das heißt, zusammengenommen: er spreche wieder alle Natur und Wahrheit.

Seite 351 + 352 fehlt im Original

Wer die Geschichte der Deutschen Litteratur, oder auch der Litteratur jeder andern cultivirten Nation kennt, der wird in dieser Critik der Umschaffung des schönen Schillerschen Perioden zugleich die Critik aller ungeschickten und geschmacklosen Nachahmungen großer und bewunderter Schriftsteller, in Prose und in Poesie, erblicken. So schreiben, und durch diese fehler entstellen — Sprache, Gedanken und Empfindung — alle diejenigen, die Klopstocks Trompete blasen wollen, ohne seine Brust zu haben; die empfindungsvoll, wie Goethe, bilderreich, wie Herder, und tiefsinnig, wie Schiller, schreiben wollen, ohne Göthe's Genie, ohne Herders Gelehrsamkeit, und ohne Schillers philosophischen Tiefblick zu haben.

Erläuterungen dieser Art sind für die Bildung eines richtigen Geschmacks zu wichtig, als daß wir unsre Grundsätze nicht noch durch ein Beyspiel von einer klassisch- lebhaften Schreibart zu bestättigen versuchen sollten.

Burke redet von der alles zerstörenden Umschaffung Frankreichs durch die neuere Demokratie.

„Waren alle diese schrecklichen Diege noth-
„wendig? Waren sie etwa die unvermeidlichen
„Resultate einer verzweifelten Gegenwehr ent-
„schlossener Patrioten, die man gezwungen hat-
„te, durch Blut und Wasser zu waden, um
„das stille Ufer einer sichern und glücklichen Frey-
„heit zu erreichen? Nein, nichts von dem al-
„len! Die rauchenden Ruinen Frankreichs, die
„wir begegnen, wohin wir unsre Augen wen-
„den, sind nicht die Verwüstungen eines bür-
„gerlichen Krieges: sie sind die traurigen, aber
„lehrreichen Denkmäler wilder und unbeson-
„nener Rathschlüsse zur Zeit eines tiefen Frie-
„dens. Sie sind das Siegesgepränge unauf-
„gehaltener und unaufhaltsamer, und nur
„darum übermüthiger und tollkühner Gewalt.
„Die, welche die volle Vorrathskammer ihrer
„Bubenstücke so muthwillig ausplünderten, die,
„welche mit öffentlichen Calamitäten, dem
„Nothpfennig, wenn der Untergang des Staats
„auf dem Spiele steht, — diese unsinnige, heil-
„lose Verschwendung getrieben haben, fanden
„in ihren Fortschritten wenig oder gar keinen
„Widerstand. Ihr ganzer Gang war einem
„Triumpfsaufzuge ähnlicher, als einem Kriegs-

Schiller sagt schlichtweg: daß gegen die trotzigen Anmaßungen — eine Hülfe vorhanden ist. Die Bilder „trotzige Anmaßungen — „eherne Mauer," „entgegengedämmt," sind zu rasch und zu kühn für die Prosa, zusammengestellt: man sieht es dem Umschaffer an, daß er sich zwingt, die Sache durch den Ausdruck zu heben. Er fängt so rasch und so kühn an, wie Schiller — nicht schließt. „Stolze Fürstengewalt, die ihre Befehle immer mehr mit eiserner Faust einzubläuen, als mit dem Munde zu verkündigen pflegt." Dieses vielleicht nicht ganz unglücklich ausgemahlte Bild der Fürstengewalt — wie kömmt es hieher? wie fügt es sich dem Ganzen ein?

In dem ganzen Perioden ist die Rede mehr von dem kraftvollen Widerstande des Volks gegen den Despoten, als von der Despotengewalt an sich, die der Verfasser und Leser schon stillschweigend als groß und übermächtig anerkennen. Der Nachahmer vergißt offenbar über der Nebensache den Hauptgegenstand; welches ein Geist voll innigen und wahren Gefühls für denselben nie thun muß. Aber so künstelt man an der Natur!

Das nämliche ist auf die noch übrigen Abschnitte in dem umgeschaffenen Perioden anwendbar: die verzierenden Beywörter, die weitschweifigen Ausmahlungen, das Verweilen über Nebenideen, die Anhäufung der Bilder aufeinander, — alles reißt die Seele des Lesers aus dem ruhigen Gang der Betrachtung in den raschen, ungestümen Flug der Empfindung hinüber: die zu stark = angeregte Einbildungskraft stört den Verstand in seinen Verrichtungen: das Ziel der Erkenntniß gewisser Wahrheiten und Beobachtungen wird ihm durch das Angehänge von Bildern und Gleichnissen nicht näher gebracht, sondern weiter aus dem Auge gerückt. Die Seele schwankt, unangenehm, zwischen Erkennen und Empfinden, zwischen dem lebendigen Auffassen der Nebenbegriffe, und dem Festhalten des Hauptbegriffs, zwischen dem Gegenstande selbst, und seiner Darstellung. Dies Gefühl macht sie dunkel ahnden, der Verfasser fühle seinen Gegenstand nicht mit wahrem Interesse: er spreche von der Hauptsache zu wenig, von Nebendingen zu viel: er sehe einige Sachen zu hell, andre zu dunkel, das heißt, zusammengenommen: er spreche wieder alle Natur und Wahrheit.

Seite 351 + 352 fehlt im Original.

Wer die Geschichte der Deutschen Litteratur, oder auch der Litteratur jeder andern cultivirten Nation kennt, der wird in dieser Critik der Umschaffung des schönen Schillerschen Perioden zugleich die Critik aller ungeschickten und geschmacklosen Nachahmungen großer und bewunderter Schriftsteller, in Prose und in Poesie, erblicken. So schreiben, und durch diese fehler entstellen — Sprache, Gedanken und Empfindung — alle diejenigen, die Klopstocks Trompete blasen wollen, ohne seine Brust zu haben; die empfindungsvoll, wie Goethe, bilderreich, wie Herder, und tiefsinnig, wie Schiller, schreiben wollen, ohne Göthe's Genie, ohne Herders Gelehrsamkeit, und ohne Schillers philosophischen Tiefblick zu haben.

Erläuterungen dieser Art sind für die Bildung eines richtigen Geschmacks zu wichtig, als daß wir unsre Grundsätze nicht noch durch ein Beyspiel von einer klassisch- lebhaften Schreibart zu bestättigen versuchen sollten.

Burke redet von der alles zerstörenden Umschaffung Frankreichs durch die neuere Demokratie.

„Waren alle diese schrecklichen Siege noth„wendig? Waren sie etwa die unvermeidlichen „Resultate einer verzweifelten Gegenwehr ent„schlossener Patrioten, die man gezwungen hat„te, durch Blut und Wasser zu waden, um „das stille Ufer einer sichern und glücklichen Frey„heit zu erreichen? Nein, nichts von dem al„len! Die rauchenden Ruinen Frankreichs, die „wir begegnen, wohin wir unsre Augen wen„den, sind nicht die Verwüstungen eines bür„gerlichen Krieges: sie sind die traurigen, aber „lehrreichen Denkmäler wilder und unbeson„nener Rathschlüsse zur Zeit eines tiefen Frie„dens. Sie sind das Siegesgepränge unauf„gehaltener und unaufhaltsamer, und nur „darum übermüthiger und tollkühner Gewalt. „Die, welche die volle Vorrathskammer ihrer „Bubenstücke so muthwillig ausplünderten, die, „welche mit öffentlichen Calamitäten, dem „Nothpfennig, wenn der Untergang des Staats „auf dem Spiele steht,— diese unsinnige, heil„lose Verschwendung getrieben haben, fanden „in ihren Fortschritten wenig oder gar keinen „Widerstand. Ihr ganzer Gang war einem „Triumpfsaufzuge ähnlicher, als einem Kriegs=

Seite 351 + 352 fehlt im Original

Wer die Geschichte der Deutschen Litteratur, oder auch der Litteratur jeder andern cultivirten Nation kennt, der wird in dieser Critik der Umschaffung des schönen Schillerschen Perioden zugleich die Critik aller ungeschickten und geschmacklosen Nachahmungen großer und bewunderter Schriftsteller, in Prose und in Poesie, erblicken. So schreiben, und durch diese fehler entstellen — Sprache, Gedanken und Empfindung — alle diejenigen, die Klopstocks Trompete blasen wollen, ohne seine Brust zu haben; die empfindungsvoll, wie Goethe, bilderreich, wie Herder, und tiefsinnig, wie Schiller, schreiben wollen, ohne Göthe's Genie, ohne Herders Gelehrsamkeit, und ohne Schillers philosophischen Tiefblick zu haben.

Erläuterungen dieser Art sind für die Bildung eines richtigen Geschmacks zu wichtig, als daß wir unsre Grundsätze nicht noch durch ein Beyspiel von einer klassisch- lebhaften Schreibart zu bestättigen versuchen sollten.

Burke redet von der alles zerstörenden Umschaffung Frankreichs durch die neuere Demokratie.

„Waren alle diese schrecklichen Siege noth-
„wendig? Waren sie etwa die unvermeidlichen
„Resultate einer verzweifelten Gegenwehr ent-
„schlossener Patrioten, die man gezwungen hat-
„te, durch Blut und Wasser zu waden, um
„das stille Ufer einer sichern und glücklichen Frey-
„heit zu erreichen? Nein, nichts von dem al-
„len! Die rauchenden Ruinen Frankreichs, die
„wir begegnen, wohin wir unsre Augen wen-
„den, sind nicht die Verwüstungen eines bür-
„gerlichen Krieges: sie sind die traurigen, aber
„lehrreichen Denkmäler wilder und unbeson-
„nener Rathschlüsse zur Zeit eines tiefen Frie-
„dens. Sie sind das Siegesgepränge unauf-
„gehaltener und unaufhaltsamer, und nur
„darum übermüthiger und tollkühner Gewalt.
„Die, welche die volle Vorrathskammer ihrer
„Bubenstücke so muthwillig ausplünderten, die,
„welche mit öffentlichen Calamitäten, dem
„Nothpfennig, wenn der Untergang des Staats
„auf dem Spiele steht, — diese unsinnige, heil-
„lose Verschwendung getrieben haben, fanden
„in ihren Fortschritten wenig oder gar keinen
„Widerstand. Ihr ganzer Gang war einem
„Triumpfsaufzuge ähnlicher, als einem Kriegs-

„marsch. Ihre Minirer gingen voran, und „untergruben, und trugen ab, und ebneten al- „les vor ihren Füßen. Nicht ein einziger „Tropfen ihres Bluts ist in der Sache des „Landes geflossen, welches sie zu Grunde ge- „richtet haben. Während daß sie ihren König „einkerkerten, ihre Mitbürger ermordeten, „und tausende der würdigsten Männer und „der redlichsten Familien in Thränen bade- „ten und in's tiefste Elend stürzten, haben sie „selbst ihren Projecten kein größeres Opfer „gebracht, als — ihre Schuschnallen. Ih- „re Grausamkeit war nicht einmal die nie- „drige Geburt der Furcht. Sie beruhte „schlechterdings auf nichts, als auf dem Be- „wußtseyn ihrer eignen, vollkommnen Sicher- „heit, und Ungestraftheit, wennsie Verrätherey, „Meuchelmord, Straßenraub, Entehrung, Ge- „metzel und Mordbrennen, von einem Ende „ihres einst so glücklichen Landes zum andern „bevollmächtigten."

Das ist die Sprache der durch ihren Gegenstand lebhaft angeregten, hingerissenen Einbildungskraft: Bild auf Bild, eine rhetorische Wendung nach der andern, ein

Auf- und Niederwogen der mannigfaltigsten Leidenschaften des Unwillens, des Hasses, der Verachtung, des Spottes.

„Waren alle diese schrecklichen Dinge nothwendig?“ „Waren sie“ ꝛc. Den ruhigen Fluß der Rede unterbricht auf einmal eine Wendung, wodurch der Schriftsteller sich seine unsichtbaren Zuhörer als gegenwärtig vorstellt. — (Frage, interrogatio.)

Und diese Frage beantwortet er sich zugleich aus der Seele seiner Zuhörer — „Nein nichts von dem allen,“ sind nicht die die Verwüstungen; sie sind — die traurigen ꝛc. Schatten, dem Licht gegenüber, erhöht den Glanz des Lichts: so — die Gegentheile, im Ausdruck zusammengestellt. — (Gegensatz, antithesis.)

„Sie sind das Siegesgepränge — fast das nämliche, was der Redner kurz vorher nur unter einem andern Bilde gesagt. Aber die von ihrem Gegenstande tiefdurchdrungne Seele kann denselben gleichsam nicht oft genug nennen, nicht oft genug, sich und andern, vor Augen stellen (Wiederholung, repetitio.)

„Die, welche die volle Vorrathskammer — die, welche“ — der von seinem Gegenstande

überfüllte Geist associirt immer neue Ideen, mahlt immer weiter aus (Erweiterung, amplificatio.)

„Während daß sie ihren König — nichts, als ihre Schuhschnallen" — (Spott durch Contrast, Ironie).

Der Leser sieht auch aus diesem Beyspiel, wie bildliche Ausdrücke und jede Art von Schmuck der Rede aus der starken Empfindung und lebhaft-angeregten Einbildungskraft des Schriftstellers hervorgehen, und wie Bild und Sache, Ausdruck und Gedanke, Wendung der Rede und Strom der Leidenschaft — sich gegenseitig bestimmen, eins durch das andre und in einander wirken.

Die sogenannten rhetorischen Figuren, (deren wir einige in den Parenthesen zu der Burkischen Stelle angeführt) sind nichts anders, als mannigfaltige Arten des Ausdrucks einer durch den Gegenstand der Rede erhöhten Einbildungskraft oder Leidenschaft.

Folgende nicht unwichtige Druckfehler beliebe der geneigte Leser zu verbessern.

S. 137 lies — in so fern sie auf die Rede Beziehung haben statt — auf die Seele.
— 142 Bloß durch diese, statt durch diese allein schon
— 143 Die Angemessenheit ihrer jedesmaligen Bezeichnung statt Beziehung.
— 154 Ausdruck gerundet ist, statt gegründet
— 159 Vordersatz statt Vorsatz.
— 274 Abwägung statt Abwiegung.

Vorlesungen

über

den Styl

oder praktische Anweisung

zu

einer guten Schreibart

mit Beispielen

aus den vorzüglichsten Schriftstellern

von

Karl Philipp Moritz

Neue Ausgabe.

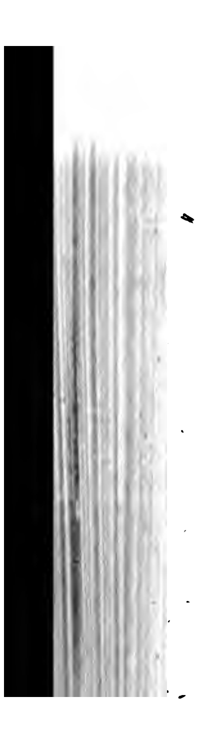
Durchgesehen und mit einem Anhange begleitet

von

Johann Joachim Eschenburg.

Braunschweig, 1808.

Bei Friedrich Vieweg.




Würdigung dieser [illegible]

Neue allgemeine Deutsche Bibliothek, Bd. IV. S. 471. „Es ist nicht zu leugnen, daß man von jeher in der Anweisung zu der so wichtigen und schweren Kunst des schriftlichen Vortrags den trocknen Regeln zu viel Kraft beigemessen, das Gedächtniß junger Leute mit einem Schwall allgemeiner und größtentheils sehr entbehrlicher und unfruchtbarer Vorschriften überladen, den Ausdruck auf eine höchst nachtheilige Weise zu sehr von den Gedanken getrennt, ja wohl gar als etwas für sich Bestehendes betrachtet hat. Allein eben so gewiß ist es, daß diese Mißbräuche und Irrthümer in unsern Tagen bei weiten nicht mehr so im Schwange gehen, als Herr Moritz sich einzubilden scheint; und daß der Weg, den er in diesen Vorlesungen einschlägt, nicht durchaus so neu und unbekannt ist, als er gleichfalls zu glauben scheint. Hie und da ein paar alte Pedanten ausgenommen, wird in unsern Tagen schwerlich irgend Jemand behaupten, daß Vorschriften und Regeln allein im Stande wären, einen guten und schönen Styl zu bilden. So sind noch mehrere Vor-





würfe, die Hr. M. seinen Vorgängern macht, gelinde zu sagen, höchst einseitig, und gründen sich zum Theil selbst auf Mißverständnissen. Hr. M. scheint, wenn er vom Styl spricht, immer nur die Einkleidung origineller Ideen origineller Geister vor Augen zu haben. Wer da glaubt, es sey möglich, durch Regeln oder irgend eine Anweisung schreiben zu lernen, wie Göthe, Wieland, Lessing u. s. w. der nährt freilich eine leere, thörichte Einbildung. Allein, wenn man von der Bildung eines guten und schönen Styls spricht, so denkt man sich einen Mittelgrad von Korrektheit, Lebhaftigkeit, und überhaupt allen Eigenschaften desselben, der für Jedermann, dem es nicht ganz an natürlichem Verstande, an Imagination und Empfindung fehlt, erreichbar ist; so denkt man vorzüglich an die Vermeidung aller auffallenden und für die Meisten vermeidbaren Fehler. Und zur Erreichung dieses Zwecks können und müssen doch Regeln, gut erläutert, und durch Beispiele faßlich gemacht und eingeschärft, sehr dienlich seyn, wenn schon mit ihnen nicht Alles gethan ist. Doch, hievon abstrahirt, enthält diese neue Schrift des um die Deutsche Sprache so verdienten Verfassers sehr viel Gutes, Durchdachtes, und selbst manches Neue, wenn schon ohne alle methodische Zusammenstellung."

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften, Bd. XLIX. St. 2. S. 267. „Deutschland hat so viele große, vortreffliche und schätzbare Dichter hervorgebracht, als irgend ein andres Reich; die Zahl der guten Prosaiker aber ist gegen die, deren Frankreich und England sich rühmen kann, äußerst klein." Irren wir nicht, so heisst dieß mit andern Worten: Die Deutschen haben so viel Genie, als irgend eine andre Nation; der gute Geschmack hingegen ist unter ihnen bei weiten nicht so allgemein verbreitet, als bei jenen Völkern, vorzüglich bei den Franzosen.

„Dringt die Unparteilichkeit uns dieses Geständniß ab; so fügt sie sogleich hinzu, daß diese Erscheinung deßhalb keinen strengen Vorwurf noch bittern Tadel begründe. Es ist zu kurze Zeit, daß der Geschmack in unsre Gegenden gedrungen ist, als daß seine Herrschaft weit ausgedehnt seyn und auf festen Stützen ruhen könnte. Wer die zahllosen Schwierigkeiten kennt, die ihm bei jedem Schritte vorwärts in den Weg treten, und deren Aufzählung allein ein kleines Buch füllen würde, der wird sich gewiß nicht wundern, daß nicht mehr, sondern, daß schon so viel geschehen ist."

„Jene Hindernisse sind theils nothwendig, theils zufällig. Sie liegen theils in der Natur der Sache, wie z. B. in der Beschaffenheit unsrer Sprache; theils in der gegenwärtigen Lage, der Verfassung, den Sitten der Nation, der lesenden sowohl als der schreibenden Klasse. Nichts aber hat wohl den Fortgang des guten Geschmacks in Schriften mehr erschwert, als ein Irrthum, der lange Zeit in Deutschland allgemein herrschend war, und den die Nation nur allmälig und sehr langsam abzulegen anfängt: der Wahn, als ob Sorgfalt für Einkleidung, Vortrag, Ausdruck, mit Einem Worte, als ob ein schöner und geschmackvoller Styl nur in den Werken der sogenannten schönen Wissenschaften wesentlich nothwendig, in eigentlich gelehrten und nützlichen Schriften entbehrlich, und wohl gar dem höhern Zweck ihrer Bestimmung nachtheilig wäre. — —"

„Eben so nachtheilig für die Ausbreitung des guten Geschmacks in der Schreibart ward und ist eine andre fast unvermeidliche Folge jenes Irrthums. Dadurch, daß man Wahl und Schönheit des Ausdrucks nur für wesentliche Eigenschaften der Produkte der Phantasie betrachtete, entstand bald ein zweiter verderblicher Wahn. So, wie ein großer Theil unsrer Gelehrten glaubte, daß der Mühe für den Ausdruck ganz überhoben wäre; dagegen die meisten Schriftsteller, die für

das Vergnügen und die Unterhaltung arbeiteten, ih höchstes Gesetz sey Wahl und Schönheit des Ausdrucks und es sey möglich, schön zu schreiben, ohne schön un richtig zu denken. Freilich ward dieß nicht geradezu al Grundsatz aufgestellt; allein man handelt doch vollkommen dem gemäß, und die übeln Sitten der meisten, wo nicht aller, Lehrbücher über diesen Gegenstand, die Lehre von der Schönheit des Styls im Allgemeinen, als ein eignes für sich bestehendes Ganzes, abzuhandeln, dieses Grübeln über die Formen, ohne alle Rücksicht auf den Stoff und Zweck der Komposition, musste den schädlichen Wahn immer weiter verbreiten, und die schon Irregelei teten darin bestärken."

„Diesem Wahne entgegen zu arbeiten, und richtigere Grundsätze über eine so wichtige Materie in Umlauf zu bringen, ist der Zweck dieser Vorlesungen. Sie rühren von einem selbstdenkenden Kopfe her, der sich schon durch ähnliche Arbeiten, vorzüglich durch sein schätzbares Werk über die Deutsche Prosodie, und mehr noch durch seinen eignen guten Styl, in Sachen der Sprache und des Geschmacks als zustehenden Richter gezeigt hat. — —"

Allgemeine Literaturzeitung v. J. 1793, Nro. 153. „Man erwarte in diesen Vorlesungen kein System von Regeln über die gute Schreibart. Der Verfasser erklärt vielmehr gleich im Voraus, daß es, um gut zu schreiben, nichts helfe, eine Menge einzelner Regeln zu wissen u. s. f. — In der Hauptsache ist Rezensent mit dem Verfasser völlig einverstanden. Es ist freilich nicht die bloß theoretische Kenntniß der Regeln, es ist ihre praktische Anwendung, welche die gute Schreibart bildet. Dadurch aber wird die Erlernung der Regeln, dadurch wird ihr systematischer Vortrag dennoch, wie es scheint, nicht überflüssig, unnütz, oder gar nachtheilig. Auch giebt hier der Verfasser selbst

die Nothwendigkeit der Regeln, und ihres Bewusstseyns während der Arbeit, zu; nur will er sie nicht vorläufig erlernt, sondern aus einem Hauptgrundsatze selbst abgeleitet wissen. Es kömmt hier aber Alles darauf an, was man sich unter rhetorischen Regeln denkt. Sind diese nicht willkührliche Lehrsätze, sondern praktische Bemerkungen über das Gute und Schöne, über das Zweckmäßige der Schreibart; so scheint ihr vorläufiges Studium, mit beständiger Anwendung auf gute und schlechte Beispiele verbunden, nichts weniger als unnütz zu seyn. Eben ihre Kenntniß, ihre Erlernung und Anwendung, ist es vielmehr, was das, wenn gleich oft dunkle und durch Fertigkeit mechanisch gewordene Bewusstsern des rechten Verfahrens beim schriftlichen Vortrage am sichersten gründet. Und sollte nun, unter beständiger Gegenwart und Leitung dieses Bewusstseyns die Arbeit des Schriftstellers nicht leichter und besser von statten gehen? sollte er dadurch nicht weniger und seltner gehemmt und unterbrochen werden, als wenn er sich beständig mit Abstrahirung und Bildung der Regel für jeden vorkommenden Fall beschäftigen und aufhalten muß? Bei der kalten kritischen Prüfung eigner und fremder Werke wird diese letztere Verfahrungsart eher anzuwenden seyn, als bei der Ausarbeitung. Aber auch da wird eine gründlich gefasste, gesunde, von den besten Mustern entlehnte, Theorie ihren wohlthätigen Einfluß äußern."

II.

Zur ersten Vorlesung.

Neue allgemeine Deutsche Bibliothek. „Diese Vorlesung ist bestimmt, die Schädlichkeit der Verwechslung der Begriffe vom Mechanischen und Geistigen des Styls, und die Ursache dieser Verwechslung zu zeigen. Unter andern findet der Verfasser es höchst ungereimt, zu behaupten, es gebe eine eigne historische Schreibart, worüber Regeln statt fänden; und warum? „Weil das eigenthümlich Gute oder Fehlerhafte bei „einem Geschichtschreiber tiefer, als im Ausdrucke liege." Wie seltsam! Giebt es darum keine Regeln für die Einrichtung und Verzierung der Außenseiten eines Gebäudes, weil das eigenthümlich Gute oder Fehlerhafte jedes Gebäudes tiefer liegt, als in der Verzierung und Einrichtung seiner Außenseiten? — Herr M. geht noch weiter. Er versichert, im strengsten Sinne gebe es gar keine Regeln des Styls. Der Beweis dieses Paradoxon wird ihm sehr leicht. Er vergisst oder will sich nicht erinnern, daß das Wort Styl zwei ganz verschiedene Bedeutungen hat; thut, als ob es nur zur Bezeichnung der Eigenthümlichkeiten der Schreibart einzelner Personen gebraucht werde, und setzt dann, statt des Q. E. D. ein: „Nun aber finden ja über das Eigenthümliche „keine Regeln statt" hinzu. Freilich nicht über das Eigenthümliche, aber doch wohl über das Allgemeine? Doch wohl über das, was, neben ihren Eigenheiten und

Eigenthümlichkeiten, die Schreibart aller guten Schriftsteller gemein hat, und gemein haben muß, wenn sie den Namen eines guten und schönen Styls verdienen soll? — Beobachtungen, Beispiele, sind freilich wesentlicher, nützlicher noch, als Regeln. Allein der Nutzen der erstern beweist doch fürwahr nicht das Geringste für die Entbehrlichkeit oder gar Schädlichkeit der letztern. Geld ist wichtiger als der Beutel; ein Beutel ohne Geld ist ein sehr entbehrliches Stück; aber Geld im Beutel? So wär' es, dächten wir, doch am besten und bequemsten. — Die Klarheit, Deutlichkeit u. s. w. des Styls hängt freilich nicht allein vom Ausdruck, aber eben so wenig allein von den Gedanken und Empfindungen ab. Sehr wahr und treffend bleiben dabei immer die Bemerkungen des Verfassers über das verkehrte Beginnen so vieler jungen Schriftsteller, und vorzüglich junger Dichter, die über den Ausdruck Sinn, Gedanken und Empfindung vergessen, und die sich einbilden schön zu schreiben, da sie im Grunde nichts als armselige Phrasendrechsler sind. Gewiß hat das Daseyn einer Menge mißlungener poetischer Versuche seinen Grund in dem verkehrten Bestreben, daß man mit dem Ausdruck anfängt, und mit dem Gedanken endigt; das Mittel zum Zweck, und den Grund zur Folge macht."

N. Biblioth. d. sch. Wis. „Herr Moritz eifert hier sehr gegen die Anmaßungen der Theorie und Regelnsucht. Unter manchen treffenden Bemerkungen erlaubt er sich jedoch auch manche Behauptung, die zwar sehr zuversichtlich vorgetragen ist, eine genauere Prüfung aber nicht aushalten kann. Wenn er sagt: daß es eine eigne historische Schreibart geben soll, worüber Regeln statt finden, sey höchst ungereimt, weil das eigenthümlich Gute oder Fehlerhafte bei einem Geschichtschreiber tiefer liege, als in dem Ausdrucke; so ist uns in der That unbegreiflich, wie er das Unbändige

dieser Schlussfolge übersehen konnte. Wenn hier ja etwas ungereimt ist, so ist es diese Folgerung selbst. Sie ist um nichts besser, als wenn Jemand so schließen wollte: „Es ist höchst ungereimt zu behaupten, es gebe „einen eignen Hofton, worüber Regeln statt fänden, „weil das Gute oder Fehlerhafte eines Hofmannes tie„fer liegt, als in seinem Anstand und Benehmen.“ Manieren und Anstand machen nicht allein den Hofmann; die Schreibart macht nicht allein den Geschichtschreiber; dennoch giebt es einen historischen Styl, so wie es Hofmanieren giebt; und über Beides finden gewisse allgemeine Regeln statt, die freilich allein weder den guten Geschichtschreiber, noch den guten Hofmann bilden können, die aber deswegen nicht weniger wahr und allgemein gültig sind. Es giebt gewisse bestimmte Zwecke, die jedem Geschichtschreiber obliegen; diese zu erreichen, muß er gewisse, diesen Zwecken angemessene, Mittel wählen. Der Ausdruck ist Eins derselben, und folglich auch gewissen Regeln und Gesetzen unterworfen, die, bei aller nothwendigen Verschiedenheit, welche der individuelle Zweck jeder einzelnen Geschichte und jedes einzelnen Geschichtschreibers, so wie die ihm eigne Geisteswendung nothwendig machen, gleichwohl nie übertreten werden können. Voltaire war allerdings ein guter Geschicht**schreiber**, nur kein zuverlässiger und unparteiischer Geschicht**erzähler**. Theils aus Nachlässigkeit, theils aus Nebenabsichten entfernt er sich bald wissentlich, bald unwissentlich, von der Wahrheit. Seine Stellung und Auswahl der Begebenheiten ist oft so, wie er sie nöthig fand, diese und jene seiner Lieblingsmeinungen ins Licht zu setzen und zu bestätigen. Diese und ähnliche Fehler seiner historischen Werke rauben ihm den Anspruch auf das Verdienst eines guten Geschichterzählers. Ein guter Geschicht**schreiber** ist er hingegen auch jetzt noch, trotz jenen Fehlern. Man thut nicht wohl, Geschichte von ihm lernen zu wollen;

ohne Nachtheil aber kann man sich seinen historischen Styl zum Muster wählen."

„Ferner nimmt Hr. M. das Wort Styl, welches mehrere Bedeutungen hat, in Einer derselben, und baut darauf einen allgemeinen Satz, der nun wohl neu seyn muß, in seinem ganzen Umfange aber unmöglich richtig seyn kann. Freilich kann man vom Styl in der Bedeutung, wo das Wort die jedem Individuum eigne Art sich auszudrücken anzeigt, nicht sagen, daß er Regeln kenne; und dieß ist unsers Wissens auch nie behauptet worden. Allerdings giebt es aber Regeln des Styls, insofern dieses Wort zur Bezeichnung dessen gebraucht wird, was alle mögliche Arten des Ausdrucks Gemeinsames haben, zur Bezeichnung des Nothwendigen, was ihnen allen zum Grunde liegt. Hr. M. selbst stellt, wie wir in der Folge sehen werden, solche Regeln des Styls auf. Von nicht mehr Bedeutung ist das, was er gegen den Nutzen der Regeln sagt. Es beweist im Grunde weiter nichts, als — was abermals kein Mensch von einiger Beurtheilungskraft geleugnet hat — daß die Regeln nicht in den Stand setzen, Schönheiten hervorzubringen. Diese Kraft besitzen sie nicht; wohl aber lehren sie, Fehler vermeiden; und dieser Nutzen ist schon groß und wichtig genug. Hr. M. macht einige richtige Bemerkungen über den Nutzen der Beobachtungen; allein aus diesen Beobachtungen entstehen ja eben die wahren Regeln. Sie sind gleichsam die Fächer, in die man die einzelnen Beobachtungen Einer Art sammelt, und sie auf diese Weise dem Gedächtnisse besser einprägt. — Wenn Hr. M. seine Behauptung mit Autoritäten unterstützen will, so ist er nicht glücklicher. In der S. 42 angeführten Stelle aus Wieland's Kommentar über den Horaz hat jener schwerlich etwas gegen den Werth der Regeln überhaupt sagen wollen. Seine Achtung für Kunst und Regeln zeigen eine Menge Aeußerungen in seinen übrigen Schrif-

ten; z. B. „In allen ist, wie Pindar sagt, der
„Meister, der es durch die Natur ist. Indessen g
„es gleichwohl keine Naturgabe, die nicht durch Ku
„zu ihrer Vollkommenheit gebracht würde; und j
„Kunst hat ihre Regeln, Handgriffe und kleine G
„heimnisse."

„Sehr richtig ist dagegen die Bemerkung, daß da
Daseyn einer unzähligen Menge verunglückter poetische
Versuche in dem verkehrten Bestreben seinen Grun
hat, mit dem Ausdruck anzufangen, und mit dem Ge-
danken zu endigen, das Mittel zum Zweck, den Grund
zur Folge zu machen. Man freut sich schon im Voraus
über den Schimmer der Oberfläche, wozu der Grund
noch fehlt. Man ergözt sich an der glänzenden Neben-
einanderstellung einer Reihe von Ausdrücken, wozu man
den Faden erst sucht, der sie verbinden soll."

Allg. Lit. Zeitung. „Wenn der Verfasser in
dieser ersten Vorlesung die Schädlichkeit der Verwechse-
lung der Begriffe vom Mechanischen und Geistigen zu
zeigen sucht; wenn er behauptet, daß die Regeln in An-
sehung des Styls aus Beobachtungen müssen zurückge-
führt werden; so hat er in der Hauptsache völlig Recht.
Gedanke und Vortrag sind und wirken eben so gemein-
schaftlich, eben so unzertrennlich, als Geist und Körper.
Aber ihrer Wirkung Zweckmäßigkeit zu geben, und ver-
kehrten Wirkungen dieser Art vorzubeugen, ist die Ab-
sicht einer gründlichen Regelntheorie. Allerdings macht
die Individualität den eigentlichen Werth jedes Geistes-
produktes aus; aber dieß Individuelle entsteht doch wohl
nicht daher, daß ein Jeder, um seine Vorgänger unbe-
kümmert, seinen eignen Weg einschlägt; sondern es
scheint aus andern, immer noch thätig genug bleiben-
den, Grundbestimmungen in dem Individualcharakter
jedes Schreibenden zu entspringen, der nicht bloß skla-
vischer Nachahmer ist. Wer die Erfodernisse eines

Kunstwerks aus den Bedürfnissen der Gattung herleitet, zu welcher man es zählt, übersieht damit, wenn er richtig verfährt, keinesweges die innere Harmonie des Werks. Vielmehr ist ja eben diese, als letzter Zweck, die Quelle jenes Bedürfnisses; oder mit andern Worten, der vorzuschlagenden besten Mittel, deren man sich zur Erreichung dieses Zwecks bedienen muß. Wenn Voltaire kein guter Geschichtschreiber war, so lag die Schuld davon allerdings an der individuellen Beschaffenheit, an der herrschenden, ihm zur Fertigkeit gewordenen, poetischen Richtung seiner Vorstellungsart; aber die vollständige Kenntniß und Befolgung der Regeln des historischen Styls, oder vielmehr der historischen Kunst überhaupt, würde ihn doch auch schon gelehrt haben, daß diese Richtung diejenige nicht seyn, welche die Geschichtserzählung verlangt; daß er bei derselben des großen Zwecks der historischen Wahrheit und Glaubwürdigkeit verfehlen würde. Und warum sollte es denn nun höchst ungereimt seyn, daß es eine eigne historische Schreibart geben soll, worüber Regeln statt finden? Auch hier sind Denkart und Schreibart in der innigsten Verbindung. Und wenn nun auch der Rhetoriker, wie er billig nicht sollte, bloß das Fehlerhafte des Ausdrucks rügt; wenn er das Bilderreiche, Poetisch-Darstellende u. s. f. dem Geschichtschreiber untersagt; wird er nicht dadurch schon den, der über den Grund dieser Regel nachdenkt, auf die Quelle dieser unhistorischen Schreibart, eine dichterische, bloß an sinnliche Kraft der Darstellung gewöhnte, Phantasie, zurückführen? Und wie lässt sich irgend eine gründliche Theorie der historischen Schreibart ohne Festsetzung richtiger Begriffe von dem Entzwecke der Geschichte denken? — Der Verf. scheint daher zu viel zu folgern, und immer nur einseitige und willkührliche Theorieen in Gedanken zu haben, wenn er den paradoxen Satz behauptet, daß es im strengen Sinne gar keine Regeln des

Styls gebe. Der Grund, weil über das Eigenthümliche keine Regeln statt finden, verwechselt offenbar Styl und Manier des Schriftstellers mit einander, die doch wohl nicht einerlei sind. Denn sonst könnte man eben so gut behaupten, es gebe gar keine Regeln für die beste, zweckmäßigste Darstellungsart in der Materie, weil jeder Maler, der nicht ängstlicher Nachahmer ist, immer noch seine Eigenthümlichkeiten behalten wird, die von jenen Regeln an sich zwar unabhängig sind, aber doch von ihnen geleitet und beschränkt werden müssen. Gar leicht könnte jene Behauptung dahin führen, jede Ungereimtheit des Schriftstellers oder Künstlers mit seiner Eigenthümlichkeit zu rechtfertigen. Und dann müßten auch die Beobachtungen, die der Verf. in die Stelle der Regeln gesetzt wissen will, und die wirklich auch, wo nicht die Regeln selbst, doch wenigstens die Quellen und Grundlagen aller vernünftigen Kunstregeln seyn müssen, bloß auf dieß Eigenthümliche einzuschränken seyn, wenn der Styl nichts weiter wäre, als dieß Eigenthümliche. Selbst das Mechanische der Wortstellung, des Periodenbaues und des Wohlklanges, worauf der Verf. alles das beschränkt, was dem Ausdruck allein übrig bleibt, wenn seine Grundlage, der Gedanke, vollständig ist, erstreckt sich offenbar weiter, als auf dieß Eigenthümliche; und die Regeln darüber gründen sich in allgemeinern Foderungen der Sprache, des Geschmacks, des Gehörs u. s. f. — Aber wir möchten doch nicht mit dem Verf. alles das, was man im Allgemeinen von der Klarheit, Deutlichkeit und Lebhaftigkeit im Ausdruck sagt, für leere Worte erklären. Woher will man denn für einzelne Fälle die Gründe Prüfung, woher überall die Hauptbegriffe der Kritik hernehmen, wenn man dergleichen allgemeine Bemerkungen ganz verwirft? Bloß allgemein, und ohne Anwendung auf bestimmte Fälle und Beispiele, sollten sie freilich nicht vorgetragen wer-

den; und eben zu diesem Gebrauche bei eignen bestimmten Fällen werden sie erlernt; aus einzelnen Beispielen werden sie gesammelt und abgezogen. Und warum sollten sich nicht auch über das Erhabene, das Rührende und das Pathos, gewisse praktische Regeln geben lassen, die zunächst und vornehmlich den Ausdruck betreffen? Praktische freilich; denn hier müssen es allerdings nicht sowohl Vorschriften als Beobachtungen seyn; aber Beobachtungen gewöhnlicher, in der Natur des Seelenzustandes gegründeter Aeußerungen."

Zur zweiten Vorlesung.

Allg. D. Biblioth. „Hier versucht der Verfasser eine nähere Bestimmung des Begriffs vom Styl in Rücksicht auf die gewöhnlichen Eintheilungen desselben. Anstatt aber diese nähere Bestimmung wirklich zu geben, amüsirt er sich mit Widerlegung von längst erkannten Irrthümern. Wer behauptet z. B. die sogenannte höhere Schreibart sey nicht deshalb von Geschäftsaufsätzen ausgeschlossen, weil die Natur der Sache, sondern weil die Regeln des Styls es verböten? — Daß die Ausdrücke: witzige, pathetische u. s. w. Schreibart unschicklich, und selbst insofern schädlich gewesen seyn mögen, als sie Manchen verführt haben, das Witzige, das Pathetische, bloß im Ausdrucke, bloß in Worten zu suchen, wird man gern einräumen; allein man hört sie auch jetzt weit seltner, als ehedem. Die Vollkommenheit des Styls wird von dem Verf. darein gesetzt, mit so wenig Worten, als möglich, so viel als möglich zu bezeichnen. Sehr wahr ist es, daß eine solche Schreibart nicht sowohl durch Uebung im Schreiben, als durch Uebung im Denken, nachgeahmt werden kann, und

daß die einzig fruchtbare und zweckmäßige Nachahmung vortrefflicher Stylisten darin besteht, daß man durch Erhebung seines Geistes die Größe der Denkart und Vorstellungsart sich eigen zu machen sucht, wodurch sich bei Jenen Gedanke und Ausdruck erst bildete, und wovon der Ausdruck nur eine Spur ist, und nur insofern Werth hat, als er uns in den Geist des Schriftstellers, und in den Reichthum seiner Gedanken uud Empfindungen blikken läßt."

N. Biblioth. d. schönen Wiss. „Herr Moritz ist mit der Eintheilung der Schreibart in eine höhere, mittlere und niedre gar nicht zufrieden; und wenn er gleich nicht leugnen kann, daß sie Manches für sich habe, so behauptet er doch, daß sich schlechterdings keine Vorschriften geben lassen, nach denen bestimmt werden könne, wo und in wie weit jede statt finde. Auch diese Behauptung ist, wie man bald sieht, bloß aus einer einseitigen Ansicht des Gegenstandes entstanden."

Allg. Lit. Zeit. „Was der Verf. über die auf die bekannte Eintheilung der Schreibart, in die hohe, mittlere und niedre, sich beziehenden Regeln sagt, kann gleichfalls nur den Mißverstand, oder die falsche Abfassung dieser Regeln treffen. Sobald sie nicht als bloße Machtsprüche vorgetragen werden, müssen die aus dem Charakter des Inhalts jeder Gattung hergenommenen Gründe nothwendig ihnen beigefügt werden. Gut und wahr ist das, was hier über die Lebhaftigkeit des Styls durch die Gedankenfülle, und über die wahre Nachahmung des Vortrefflichen und Schönen in der Schreibart gesagt wird.

Zur dritten Vorlesung.

Neue Allg. D. Biblioth. „Diese Vorlesung handelt von der Vermeidung des Versmäßigen oder der Wiederkehr des Gleichlautenden in der Prose; von der Ründung der Periode; von der Fertigkeit, seine Gedanken durch den Ausdruck, und den Ausdruck durch die Gedanken zu prüfen; und von der klugen Auswahl desjenigen, was zur Sache gehört. Gute Bemerkungen durch treffende Beispiele erläutert."

N. Biblioth. d. sch. Wiss. „Es wird ein sehr feines und geübtes Gehör erfodert, um, während man bemüht ist, volle, wohlklingende Perioden zu bauen, sich keinen Vers oder Halbvers entschlüpfen zu lassen."

Allg. Lit. Zeit. „Aus der Methode, womit der Verf. die Beobachtung des Wohlklangs und der periodischen Ründung in Beispielen prüft, und aus dem, was er von der Fertigkeit sagt, seine Gedanken durch den Ausdruck, und den Ausdruck durch die Gedanken zu prüfen, scheint doch die Nothwendigkeit und der Nutzen der Regeln des Styls und ihrer kritischen Anwendung allein schon genug zu erhellen, in so weit wenigstens, als sie dem Beurtheiler der Schreibart zum Leitfaden dienen müssen."

Zur vierten Vorlesung.

Neue allg. D. Biblioth. „Wer über irgend einen Gegenstand seine Gedanken schriftlich mittheilen will, muß zuvor diesen Gegenstand in seinem ganzen Umfange übersehen. Der Eindruck und die Wirkung jedes Aufsatzes

auf den Leser hängt sehr davon ab, ob der Verfasser verstanden hat, am rechten Orte anzufangen, nicht zu weit auszuholen, noch zu unvorbereitet den Faden seiner Gedanken auszuspinnen. Diese wichtigen Lehren werden durch einige Beispiele in dieser vierten Vorlesung erläutert."

Allg. Lit. Zeit. „S. 41 wird die Veranlassung der Selbstprüfung als der fast einzige Nutzen angegeben, den die Regeln des Styls im Allgemeinen überhaupt haben könen; und dieser Nutzen, denken wir, ist allein schon erheblich genug; auch begreift er alle ihre besondre Anwendung auf Ort und Umstände unter sich. Auch giebt der Verf. hier zu, daß das Gefühl des Schicklichen durch die Regeln geschärft werde. Warum aber nur durch die, welche man durch Lektüre und Beobachtung sich selbst gebildet hat? warum nicht auch durch die von Andern aus den nämlichen Quellen geschöpften Regeln?"

Zur sechsten Vorlesung.

Neue Allg. D. Bibl. „Hier spricht der Verf. von einer sich niedersenkenden und wieder erhebenden Darstellung, von einer aus ihrem Mittelpunkte sich erhebenden Empfindung, von einem um das Ganze sich ziehenden großen Umriß u. dgl. was einem Profanen, der in diese Sprache nicht eingeweiht ist, eitel Wortspielerei dünken muß. Doch findet man auch hier einige verständliche und richtige Bemerkungen. — Daß doch die Legionen unsrer jungen Versemacher den angeführten wahren Grund, warum es nur wenige Dichter geben kann, beherzigen, und sich darnach prüfen möchten! Nicht vor dem Versemachen überhaupt sollte man warnen; denn es ist gewiß eine



über ein treffliches poetisch
dünkt uns wenig mehr, al
sie zu seyn. Sieht man u
um diese Stelle so schön
tig auf die Empfindun
Kommentar gelesen hat?
wahren und faßlichen Sinn
Galimathias, wenn man
„wenig Zügen ein Umri
u. s. f. S. 57. u. f. bis
„Bild vollendet." — „Schö
„S. 60, sind unzertrennl
Keine Schönheit lässt sich
ist unleugbar; und so hat
Rien n'est beau que le v
Allein da Wahrheit sehr g
hen kann, so hätte es heisse
„der Schönheit unzertrennl
„heit des Ausdrucks, heiss
„schön, weil sie ihn der M

jekte und der wirklichen Empfindung vertritt. Aus der Natur und den Empfindungen selbst schöpft er nur den rohen Stoff zu den Schöpfungen seiner Einbildungskraft."

Allg. Lit. Zeit. „Mit vieler Einsicht und Wärme wird in dieser Vorlesung über ein poetisches Gemälde von Göthe kommentirt, und sehr befriedigend dargethan, warum auch die Aufstellung und Zergliederung eines solchen Gemäldes in ein Werk über den Styl gehöre."

Zur siebenten und achten Vorlesung.

Neue Allg. D. Bibl. „Hr. M. hat Recht; der Geringste aus dem Pöbel wird in der Sprache der Leidenschaft keine Figur, z. B. eine Inversion, ohne Anlaß und Bedeutung anbringen, die man doch in manchen Schriften, die zierlich geschrieben seyn sollen, sehr häufig findet; allein daran haben wohl die gewöhnlichen Anweisungen zum Styl, die diese Figuren unter besondern Kunstnamen als eigne Zierden und Schönheiten des Ausdrucks anführen, weniger Schuld, als der Frost, die Geistesarmuth, der Mangel an Gefühl, Imagination, Geschmack und bon sens, der die mittelmäßigen Schriftsteller drückt. Wie viele unter denen, die z. B. Meißner'n nachäffen, und deren Sprache eine ununterbrochene Reihe von Inversionen ist, mag es geben, die nicht wissen, was eine Inversion ist, und die vielleicht nie eine Rhetorik in Händen gehabt haben!"

N. Bibl. d. sch. Wiss. „Hr. M. behauptet in der achten Vorlesung nicht ohne Grund, daß die Lehre vom Styl, so wie sie bisher vorgetragen worden, durch willkührliche und falsche Regeln eine Menge unglücklicher



dem (S. 82 f.) in die kl
aufgelösten Ramlersche
innerung nicht überflüssig
betrügen würde, wenn man
von dem Kunstrichter beobach
Ramlerischen ähnlichen schön
durch überlegtes Zusammen
griffen und Nebenideen in
Bildes, ihm die Anmuth u
zu geben, und dadurch glei
Imagination zu machen.

Allg. Lit. Zeit. „
vollkommen einig, daß die
Rede nicht gelehrt, sonde
len. Der Theorist sollte sie
bloß auf sie, aber auch sogle
sam machen. Des Verf. Bem
heiten enthalten viel Wahres
sichtspunkt von einer zwar ni

Schluß! — Hr. M. hatte vergessen, daß es Gegenständ giebt, die an sich nicht sinken dürfen; wo also auch di Sprache nicht sinken darf; und das wäre denn doch ein höhere Schreibart. Auch hatte er vergessen, was er obe (S. 11) sagt: „Freilich findet, nach Beschaffenheit der „Gegenstände, eine höhere, mittlere und niedere oder ver „trauliche Schreibart statt u. s. w." Allerdings giebt e Thoren, die, wenn sie nur hochtrabende Ausdrücke zusam mengestellt haben, sich einbilden, etwas Hohes und Erha benes gesagt zu haben; allein an diesem Unwesen ist de falsche Begriff solcher Leute von der höhern Schreibar Schuld: nicht, wie Hr. M. will, die Falschheit des Be griffs von einer sogenannten höhern Schreibart überhaupt. Sonst sagt der Verf. in diesem Abschnitt, besonders über die so nöthige Sparsamkeit im Gebrauch vielsagender, starker, kräftiger Ausdrücke, viel Gutes und für Anfänger Lehrreiches.

N. Bibl. d. sch. Wiss. „Diese Reihe treffender und feiner Bemerkungen verdient sehr von Jedem gelesen zu werden, dem Untersuchungen dieser Art nur einigermaßen wichtig sind."

Allg. Lit. Zeit. „Ueberaus gut wird hier der Unterschied entwickelt, der sich in manchen Synonymen unsrer Sprache findet, wo das Eine Wort mehr den feinern und abgezogenen Begriff, und das andre nur das Physische oder Körperliche in dem Begriffe bezeichnet."

Zur zwölften Vorlesung.

Neue Allg. D. Bibl. „Hier zeigt Hr. M. vortrefflich, wie die Deutsche Sprache zu dem Ausdrucke der höhern

sätzen, die der Verf. hier a
die er daraus ableitet, fa
gestehen, daß wir nicht
**Blättern so viel Gründlich
wichtigen Gegenstand beisa**

Allg. Lit. Zeit. „D
theilten seinen Bemerkungen
pfehlen, deren an sich sehr ri
rung unsrer Sprache beizutr
Sprachbereicherung b
gen eine zu große Allgemein
bemerkten sehr gegründeten
men. — Was über die Verschi
nert wird, vermöge welcher
derselben Sache, auch in me
gleichbedeutend sind, ist sehr
nie aus der Acht gelassen we
unsre Sprache bereichert zu h
Ausdrücke buchstäblich ins D

* *

Auszug des Inhalts, und fügen über einzelne Stellen einige Erinnerungen bei, die hier gleichfalls, mit Hinweisung auf die Seitenzahlen dieser neuen Auflage mitgetheilt werden:

N. Allg. D. Bibl. „Mit dem, was in der sechszehnten Vorlesung, S. 193 ff. *) über Lessing's Styl gesagt wird, vergleiche man die meisterhafte Garvische Rezension des Laokoon im ältern neunten Bande dieser Bibliothek."

„Die in der neunzehnten Vorlesung angeführten Beispiele des Zweideutigen im Ausdruck ließen sich zu ganzen Büchern häufen. Selbst unsre besten und klassischen Schriftsteller sind nicht ganz frei davon. Wenige nur wenden in diesem Punkte die gehörige Sorgfalt an. Wenn man ihre Meinung zur Noth errathen kann, so sind nicht allein sie, so sind auch die meisten Leser zufrieden. Der gegründeteste Tadel, den Kunstrichter gegen Fehler dieser Art vorbringen, heisst Krittelei, Sylbenstecherei u. s. f. Wie wenig lässt sich da hoffen!"

„Die S. 348 als untadelhaft gerühmte Stelle von Burke hat mehr als Einen Flecken. Unmöglich kann der gute Geschmack eine solche Vermischung metaphorischer und eigenthümlicher Bezeichnungen billigen, wie diese ist: „Alle Klassen in eine gleichartige Masse zu„sammenschmelzen, und dieses Amalgama in eine Men„ge zusammenhängender Republiken zerstückeln." — Wer Ziffern in Zahlpfennige verwandelt, verkürzt sich das

---

der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften, Bd. LV, 1. S. 21; und in der Allgemeinen Literaturzeitung v. Jahr 1791, Bd. III, S. 697.

*) Die Seitenzahlen der Vorlesungen sind nach dieser neuen Ausgabe angegeben.

Rechnen nicht, sondern verlängert ja die Arbeit; auch ist es ganz falsch ausgedrückt, wenn der Englische Deklamator sagt: „Die Ziffern steigen im Gehalt, wenn „sie auf dieser oder jener Stelle der Tafel stehen.“ Noch fehlerhafter sind andre, als musterhaft aufgestellte Beispiele. So S. 253 eine Stelle von Schiller: „Wahr ist es, auch in unserm Zeitalter haben sich noch „manche barbarische Ueberreste aus den vorigen Zeiten „eingedrungen; Geburten des Zufalls und der Gewalt, „die das Zeitalter der Vernunft nicht verewigen sollte.“ Wie kann ein Ueberrest, d. i. etwas schon Vorhandenes, Bestehendes, sich eindringen? Es müsste heissen: erhalten. Wie kann ein Zeitalter etwas verewigen? Es müsste heissen: nicht dulden, oder, ausstoßen, vernichten. — Eben dieser Schriftsteller drückt den Gedanken: der Friede werde dadurch erhalten, daß man beständig zum Kriege geneigt sey, durch folgendes sich selbst widersprechendes Beispiel aus: „Den Frieden hütet ein ewig geharnischter Krieg.“ Und das nennt Hr. Jenisch bestimmten und eigenthümlichen Ausdruck? — Die Stelle von Geßner: (S. 363) „Ich will Rosen und Milch auf dein Grabmal streuen“ mag tadelhaft seyn; sicher aber liegt der Grund tiefer, als er dort angegeben wird. Freilich streut man nur Rosen, nicht Milch; allein man gießt auch nur Milch, nicht Rosen; und doch würde der Ausdruck gewiß weniger auffallen, wenn es hieße: Ich will Milch und Rosen auf dein Grabmal gießen.“

„S. 368 sagt Hr J. die Engländer nennen Geßner's Idyllen stuff. Er hätte sagen sollen: einige Engländer von einseitigem, rohen Geschmack.“

„S. 340 versichert Hr. J. „mit Schriftstellern, wie „Klopstock, Schiller rc. sympathisirten nur die kleinere Anzahl ungemeiner Geister von höherm

„Kraftgefühl.“ Das Kompliment, das Hr. J. sich hie[r] indirekte selbst macht, ist doch etwas gar zu stark.“

„S. 375 lesen wir eine Stelle, die, den gelindeste[n] Ausdruck zu brauchen, höchst seltsam ist: „Kein Geistes„werk der Engländer in Sachen des Geschmacks er„hebt sich zu der Feinheit und tiefen Philosophie eine[s] „Agathon, eines Proteus! Keins ihrer Drame[n] „und keins ihrer dichterischen Werke reicht bis zu de[m] „Scharfsinn des unsterblichen Lessingschen Meisterstücks „Nathan der Weise; (ein scharfsinniges Dra„ma!) und keins bis zu dem Platonischen Idealismu[s] „des Schillerschen Don Carlos hinan.“ Die arme[n] Engländer, daß sie keinen Don Carlos haben! Ueber haupt wird Hr. J. mit Schiller's Lobe nicht fertig — — Doch, Gerechtigkeit heisst uns nicht unerinnert zu lassen, daß Hr. J. auch manches sehr treffende Urtheil fällt, manche sehr richtige Bemerkung macht.“

N. Biblioth. d. sch. Wiss. „S. 228 wird behauptet, in den Worten an und für sich selbst finde eigentlich nie ein Mißlaut statt, so bald nur die Gedankenfolge dadurch nicht gestört werde; dieß ist aber wider alle Erfahrung. Die Kakophonie in folgenden Versen eines Deutschen Dichters, den Rez. eben zur Hand hat, stört weder die Gedankenfolge, noch kann man sagen, daß sie die Aufmerksamkeit des Lesers von dem Hauptgegenstand ableitet. Gleichwohl sind und bleiben diese Verse häßliche Mißtöne, welche die Sprachorgane des Deklamators und die Ohren des Hörers beleidigen:

Ein Großkreuz tanzt', aß, küßte, schwärmte, trank —
Sankt Benedikts, trinkst schnell zwölf große Gläser —
Wer ist der Herr? Nichts Mauthbars? —

— — Der Schluß des Himmels kettet
Mein Leben, welches du gerettet,
Auf stets ans deinige — —

„So lange Herr Jenisch bloß philosophirt, steht er seinem Vorgänger, Moritz, eben nicht nach; ja er übertrifft ihn oft an Scharfsinn, Gründlichkeit und Bestimmtheit des Raisonnements. Weit weniger glücklich ist er hingegen in der Wahl der Beispiele und der Analyse derselben, so wie in den Urtheilen über einzelne Dichter und Dichterwerke, die nicht selten einen etwas einseitigen Geschmack, Mangel an feinem Gefühl, und Vorliebe für gewisse Modeschriftsteller verrathen. — S. 290 spricht er von dem „nunmehr mit Recht, fast klas„sisch gewordenen Herder." Dieser aber ist unstreitig ein vortrefflicher, origineller, sicher jedoch weder ein klassischer, noch ein fast klassischer Schriftsteller."

„Ueber die Begeisterung sagt der Verf. ungemein viel Gutes und Treffendes, woraus junge Autoren, und besonders angehende Poeten, ihre gewöhnlich äußerst seltsamen und schiefen Begriffe berichtigen können."

„Frühe Korrektheit, ruft der Verf. S. 291 aus, „beweist nie Genie!" Sehr wahr. Allein so richtig diese Behauptung an sich ist, so leicht lässt sie sich mißverstehn, so oft ist sie schon mißverstanden worden, daß man sie, zumal in Schriften dieser Art, die zunächst für junge Leute bestimmt sind, nicht ohne nähere Bestimmung vortragen sollte. Es ist in unsern Tagen ungleich nöthiger, vor dem weit allgemeinern Irrthume zu warnen, daß frühe Inkorrektheit, wilde Abentheuerlichkeiten und nonsensikalischer Wortprunk ein sicheres Zeichen und Vorläufer des echten Genies wären, als vor dem Entgegengesetzten. Auch sollte man immer hinzufügen, daß, wenn frühe Korrektheit zwar nie ein



Beweis von Genie sey, sie doch auch nie als ein Beweis von dem Mangel desselben gelten könne, wie Manche, aber gegen alle Erfahrung, behaupten. Große Dichter und Schriftsteller, deren Werken man überhaupt Korrektheit zuschreiben kann, erlangten diese gewöhnlich frühzeitig; so Tasso, Pope, Voltaire, Klopstock, Wieland u. a. m. Auch der Meister wird freilich mit der Zeit an seinem Werke noch Dieß und Jenes zu verbessern finden; kaum aber dürfte man wohl Beispiele aufbringen können, daß eminente Köpfe, deren Genie auf einer entschiednen Vorherrschung Einer Geisteskraft vor der andern beruhte, je in spätern Jahren alle Kräfte ihres Geistes in Harmonie zu setzen gewusst hätten, und korrekte Dichter und Künstler geworden wären."

„Die unnatürliche Stellung der Worte im Deutschen hat allerdings ihren Grund mit in der verkehrten Bildung unsrer Sprache nach der Lateinischen; nur kann man die Schuld davon nicht, wie Hr. J. S. 326 thut, den scholastischen Gelehrten des siebenzehnten Jahrhunderts besonders beimessen. Denn um diese Zeit war die Sprache, und besonders die Wortfügung, bei aller sonstigen Rohheit, schon viel zu sehr gebildet und bestimmt, als daß so gewaltsame und auffallende Neuerungen, dergleichen eine wesentliche Veränderung in der Wortstellung ist, noch hätten durchgesetzt werden können. In einzelnen Fällen lassen sich kleine Verbesserungen anbringen; man hat sie zum Theil mit Glück versucht, und wird gewiß dabei nicht stehen bleiben. Mit der Wurzel aber wird sich das Uebel nicht ausrotten lassen."

„Die verderblichen Folgen des S. 334 mit Recht gerügten und zu wenig beachteten Fehlers der neuern Pädagogik, da man bei der Bildung der jugendl. Seele mehr auf die Materie, als auf die For[m]

Erkenntniß Rücksicht nimmt, erstrecken sich noch viel weiter, nämlich auf das ganze thätige, bürgerliche, und selbst sittliche Leben der so Verzogenen. Die mannichfaltigen, aber ungeordneten Kenntnisse nähren den Dünkel junger Leute; und die leichte sogenannte Versinnlichungsmethode, die höchstens dem allerersten Unterricht angemessen ist, macht, daß die Seele nicht früh genug angestrengt wird, sondern vielmehr einen Widerwillen gegen Alles bekömmt, wozu ein anhaltendes, nur etwas tiefes Nachdenken erfodert wird. Daher die Abneigung und das lächerliche Herabsehen auf Alles, was Spekulation heisst, welches dem Praktischen und Nützlichen immer gerade entgegengesetzt, und als entbehrlich, ja wohl gar als schädlich, verworfen wird. Diese Verachtung rächt sich nun aber bald selbst an den unwissenden thörichten Verächtern."

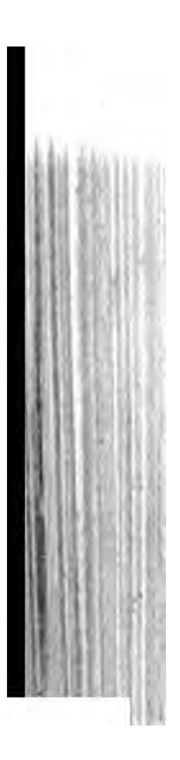
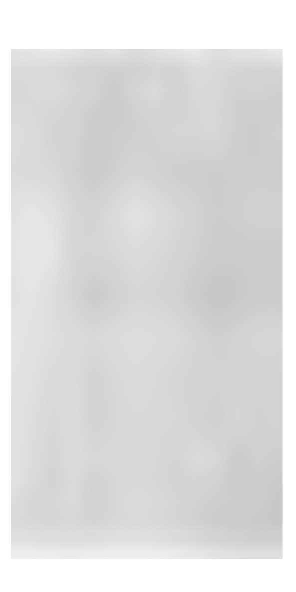
„In der 25sten Vorlesung macht Hr. J. sich selbst, seinem Geschmack und seiner Vorliebe für gewisse Schriftsteller ein etwas starkes Kompliment. — — — Schwerlich wird er viele Leser bereden, die Dunkelheit im Ausdrucke der dort genannten und mehrerer ihnen ähnlicher Schriftsteller entstehe allein aus ihrem Tiefsinn, nicht auch zum Theil aus einer gewissen Kakozelie, aus einem Bestreben, sich immer neu, glänzend und unerhört auszudrücken; nicht zum Theil aus einem Bestreben, das Gemeine und Unhaltbare mancher Ideen durch eine künstliche, dichte Hülle zu verstecken; nicht zum Theil auch aus Bequemlichkeit, die mit dem ersten Worte, das sich darbietet, zufrieden ist, sey es auch noch so unbequem, noch so ungeschickt zur Bezeichnung irgend einer oft mehr dunkel gefühlten als klar gedachten Idee."

„Die S. 353 von Hrn. J. so gepriesene kurze Stelle aus Schiller's Rede über das Studium der Universalgeschichte dünkt uns in mehr als Einer Rücksicht tadelhaft. — Ein ganz gemeiner Gedanke sollte auf

eine ungemeine Weise vorgetragen werden; und so entstand dieß verunglückte metaphorische Gewand desselben."

Mit Recht, sagt Hr. J. S. 368, hat man den Tragikern der Franzosen den Vorwurf gemacht, daß sie „die Empfindungen und Leidenschaften schmückend „ausmalen; in Deutschland hat Geßner hierin sehr „verführerisch den Ton angegeben; (gleich als ob Tragödie und Idylle Ein Ding wären, und das, was dort sehr fehlerhaft ist, hier nicht sehr erlaubt, ja ein wahrer Vorzug seyn könnte!) „und darum nennen auch „die Engländer seine Idyllen Stuff." — Die Engländer? Hr. J. wollte sagen, einige Engländer, die keinen Sinn für einfache, natürliche Schönheit und Grazie haben. Sind Geßner's Idyllen Schnickschnack; so möchten wir wohl wissen, wie man einen großen Theil der neuern Englischen Poesien nennen soll, die fast durchaus Karrikatur von Geßner's beschreibender Manier sind."






Stanford University Libraries
3 6105 124 434 585